

Memoiren

eines

Wasserarztes.

Von

Carl Munde,

Dr. Phil., Inhaber der K. S. Lebens-Rettungs-Medaille a. w. B.

Suum cuique.

Erster Band.

Dresden und **Leipzig,**

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1844.

Vor- und Schlußwort dieser Memoiren.

Einer Vorrede bedürfen diese Memoiren eigentlich nicht, ich müßte denn etwa den Titel „Memoiren" als zu anmaßend entschuldigen sollen. Indessen, wenn man „Memoiren" schreibt, um bekannt zu machen, ob dieser oder jener große Mann den linken Stiefel eher als den rechten angezogen; ob er sich selbst rasirt oder sich von seinem Kammerdiener hat rasiren lassen; wenn man dem Publikum in „Memoiren" die lüderlichen Streiche dieses oder jenes Fürsten erzählt u. s. w.; so darf wohl auch ein Wasserarzt es wagen, seine Erlebnisse, Erfahrungen und Betrachtungen zu rechter Zeit in Memoirengestalt der Oeffentlichkeit zu übergeben, da die Wasserheilkunde bekanntlich zu einer Zeitfrage geworden ist, die das Wohl und Wehe der gesamten Menschheit weit näher angeht, als Toiletten- und Boudoirgeschichten, ja selbst mehr, als die meisten politischen Intriguen, welche gewöhnlich blos eweisen, daß man Treue, Glauben und christliche Ge-

sinnung gerade da am wenigsten suchen muß, wo sie am meisten vorhanden sein sollten.

Eines Schlußsteines, einer Art Selbstkritik bedürfen meine Memoiren: ich bin sie meinen Lesern, mir selbst, vor Allem aber der Wasserheilkunde schuldig, zu deren steter Beförderung und Verbreitung ich gern bis an mein Ende wirken werde, wenn ich auch den Mißbräuchen und der Charlatanerie, welche sich ihrer hier und da bemächtigten, verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen mich gedrungen fühle. — Ich habe in den meisten meiner früheren Schriften die Lichtseiten der Wasserheilkunst zu zeigen mich bestrebt, und dies war nothwendig, weil sie Niemand kannte und Schlendrian und Eigennutz sie zu verdunkeln bemüht waren. Ich habe in diesen Memoiren die Schattenseiten, nicht der Wasserheilkunst, — denn, richtig angewendet, hat sie keine — sondern Derjenigen, welche sich ihrer bemächtigt haben, der Anstalten, des Wasserfanatismus, des rohen Empirismus gezeigt, während ich früher den gelehrten Dünkel auf Wortkram und nutzlose Theorieen angegriffen.

Man wird in dieser Schrift einen Widerspruch gegen das früher Gesagte, eine Anfeindung der von mir vorher so nachdrücklich empfohlenen Wasserheilkunst, in mir selbst einen Renegaten erblicken wollen.

Man thut aber Unrecht. In den ersten Jahren meines Studiums der Wasserheilkunst kannte ich jene Schat-

tenseiten nicht und weigerte mich, als Enthusiast für die Sache, lange, ihnen mein Auge zu öffnen. Ich fand nur zu loben; warnte aber schon in der ersten Auflage meiner „Beschreibung von Gräfenberg" vor Uebertreibung und der schweren und zu reichlichen Kost in jener Anstalt. Auch Prießnitzens Indolenz griff ich an. — In dem Maße, wie ich mit jenen Schattenseiten mehr bekannt wurde, zog ich auch ernstlicher gegen sie zu Felde. Die vierte und fünfte Auflage meiner „Beschreibung" und meine während meines Aufenthaltes in Elgersburg herausgegebene „Hydrotherapie" geben Zeugniß davon. — Auch in Elgersburg suchte ich Mißbräuche abzustellen und tadelte laut Dasjenige in Prießnitzens Verfahren, was Tadel verdiente. Ich zog mir dadurch Vorwürfe zu und gab meinen Feinden Spielraum für ihre gehässigen Machinationen. Man fand es lächerlich, daß ich es besser wissen wolle, als mein Meister.

Ich würde schon längst mit diesen Erfahrungen an das Licht getreten sein, hätte ich nicht im Interesse der in der öffentlichen Meinung noch lange nicht genug befestigten Wasserheilkunde geschwiegen. Ganz zu schweigen, hielt ich für eine Pflichtverletzung. Ich mußte es endlich laut und öffentlich aussprechen, was mir schon so lange auf dem Herzen lastete. Ja es ist die Schattenseite des Bildes, das ich vor mehreren Jahren von der Lichtseite zeigte. Aber es ist noch dasselbe Bild. Man gehe

darum herum und betrachte es sich von allen Seiten, im Lichte und im Schatten, und man wird es sehen, wie es ist, nicht mehr eine glänzende leuchtende Gestalt, die Alles überstrahlt, sondern eine Schöpfung irdischer Kräfte mit allen den Vorzügen und Fehlern, die den Dingen hienieden nun einmal ankleben. Auch die Wasserheilkunde thut keine Wunder; auch sie ist nicht auf den Punkt der Vervollkommnung gebracht, den wir an der Medicin so sehr vermissen; aber sie leistet eben so viel und mehr als diese und wird, wenn sie von sorgsamer Hand gewissenhaft gepflegt und von den ihr jetzt noch anklebenden Schlacken gereinigt ist, mit ihren einfachen Vorschriften und bei einer naturgemäßeren Lebensweise der Menschheit unendlich mehr nützen, als die lateinischen Recepte und die sublimsten Präparate aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche.

Also nennt mich keinen Renegaten: Ihr thut mir Unrecht; denn mein Glaube, durch die Erfahrung geprüft und zu ruhiger Ueberzeugung geworden, steht fester als je.

Man verwechsele nur nicht die Personen mit der Sache. Prießnitz hat in diesen Blättern eine strengere Kritik gefunden, als in meinen früheren Schriften; ja Lob in jenen und Tadel in diesen stehen sich wohl oft genug schroff gegenüber. Aber Prießnitz ist nicht die Wasserheilkunde; Prießnitz ist ein Mensch; und zwar ein Mensch,

den man nicht in einigen Monaten kennen lernt und welcher sich auch in den letzten Jahren auf eine Weise verändert hat, welche einem gerechten Tadel Stoff genug zum Angriffe bietet. — Leider ist er nicht der Einzige, der die Wasserheilkunst ausbeutet, d. h. für seine Person den größtmöglichsten Nutzen aus ihr zu ziehen strebt. Es giebt deren noch Viele, die diese Seite seiner Kunst viel schneller aufgefaßt haben, als die zum Heil der Kranken dienende.

Mit dieser Ansicht habe ich nicht hinter dem Berge gehalten, sondern sie schon zum großen Verdruß vieler Directoren von Wasserheilanstalten in meiner Antrittsrede zur Redaction des Wasserfreundes recht klar und deutlich ausgesprochen und aus ihr einen Theil des Verfalls der Wasserheilkunde entwickelt. Es hat dies freilich zur Folge gehabt, daß viele der Herren Directoren sofort den Wasserfreund aus ihren Anstalten verbannten, damit ihre Curgäste solche demagogische Aeußerungen nicht ferner zu lesen bekommen sollten. Ist das nicht schon Censur in der Wasserheilkunde? Und ist die Censur nicht eigentlich ein Geständniß, daß man sich fürchtet, die Wahrheit an den Tag kommen zu lassen?

Nein, nein, werdet mir gut oder böse, ich muß es wiederholen: Die große Hälfte von den Aerzten, welche sich zu Anhängern der Wasserheilkunst erklärt haben, meinen es mit ihrem Geldbeutel besser, als mit ihren Kranken,

und curiren darauf los in der ihr Gewissen leicht beschwichtigenden Meinung des: Hilft's Nichts, so schadet's auch Nichts!

Dieses Daraufloscuriren finden wir zwar in der Medicin auch. Dort glauben aber die Aerzte wenigstens, daß es helfen soll, obschon ein falsches Arzneimittel weit mehr schaden muß, als ein Paar hundert Kannen Wasser zu viel getrunken. Der Wille, zu nützen, ist vorhanden, und nach den vorhandenen Theorieen und einigen bei den Haaren herbeigezogenen Erfahrungen muß das Mittel auch helfen. Der Mediciner glaubt an seine Kunst; der falsche Wasserarzt nicht, und doch übt er sie aus.

Es haben mir Directoren von Wasserheilanstalten, die sich des Glaubens an die heilenden Wirkungen des Wassers laut rühmten, mehrmals die Möglichkeit bestritten, diese oder jene Krankheit mit Wasser zu heilen, deren Heilbarkeit längst nachgewiesen und mir selbst in mehreren Fällen gelungen war. Sie wagten es nicht, bei einem acuten, Gefahr drohenden Falle das Wasser anzuwenden, sondern griffen zur Medicin; und gerade bei acuten Fällen leistet das Wasser, richtig gebraucht, unendlich mehr, als man glauben will; seine Wirkungen sind viel sicherer, als die der Medicin. — Es ist hier nicht der Ort, dies durch Beispiele zu beweisen: in meinen Schriften finden sich viele derselben und noch vor Kurzem habe ich in drei Tagen ein Kind wieder hergestellt, für dessen Leben der

Arzt ernstlich fürchtete und welches schon mehrere Tage lang unter Todesangst der Mutter ohne Erfolg mit Mercur behandelt worden war. — Gerade bei acuten Krankheiten, bei sichtbar drohender Gefahr, zeigt das Wasser am herrlichsten seine Kraft; gerade da wünschte ich, daß es mehr angewendet würde. Und warum geschieht dies so wenig? Weil der wahre Glaube, die innere Ueberzeugung von seinen Kräften fehlt und man es nicht wagt, gegen einen heftigen Feind kräftig aufzutreten. — Man begnügt sich mit der Behandlung siecher Körper, deren vieljährige Leiden ein zähes Leben andeuten, für welches bei einer nicht ganz unvorsichtigen Behandlung Nichts zu fürchten ist. Daher sind auch viele Wassercuren — keine Curen, d. h. Heilungen, sondern blos erbärmliche Pfuschereien, Täuschungen, ja mitunter sogar Prellereien der Kranken. — Es hat mir ein gewisser Arzt, um mir ein wenig Klugheit beizubringen, gesagt, er habe einen am Rückenmark Leidenden ein ganzes Jahr in der Anstalt aufgehalten, obschon er selbst (der Arzt) überzeugt gewesen, daß ihm die Cur Nichts nützen werde. Der Kranke sei dabei in einer ihm wohlthuenden Hoffnung erhalten worden und zuletzt, obschon nicht gebessert, unter Zurücklassung eines recht anständigen Honorars abgereist, ohne den Vortheil zu rechnen, den er durch einen einjährigen Aufenthalt ihm und der Anstalt gebracht. Der Grundsatz dieses Arztes war, Alles aufzunehmen, was Leben genug hatte, um

nicht der Anstalt das Scandal eines Todesfalls zu geben, und Geld genug, um Wohnung, Zehrung und Honorar zu bezahlen. Der Badewirth war natürlich mit ihm einverstanden. Ob eine Hoffnung zur Herstellung vorhanden war, das kümmerte ihn nicht. Manchmal wird auch Einer gesund, von dem man es nicht erwartet, und, wie schon gesagt: Hilft's Nichts, so schadet's auch Nichts.

Dieser letzte Satz ist übrigens, wie man bei der Lectüre dieser Memoiren gefunden haben wird, nichts weniger als richtig: Das Uebermaß schadet alle Mal, nur daß bei dem Wasser allerdings eine lange Mißhandlung des Körpers dazu gehört, ehe der Schade sichtbar wird. Aber solcher Schade, der dem Körper gewissermaßen langsam anerzogen ist, wird auch nicht, oder doch sehr schwer und nur theilweis, wieder gut gemacht.

Eine volle Wassercur strengt den gesamten Organismus, vorzugsweise aber die Verdauungswerkzeuge und die Haut zu einer unnatürlichen Thätigkeit an und würde ihn, immer fortgebraucht, am Ende zu Grunde richten. Eine jede Cur ist, wie ich schon vor mehreren Jahren sagte, ein unnatürlicher Zustand, der so bald als möglich aufhören muß; nämlich sobald als es die Krankheit, die man wegschaffen will, erlaubt, oder die Verminderung der Lebenskraft des kranken Körpers es gebietet; denn man darf den Kranken nicht todt curiren, um ihn gesund zu machen.

Wer daher durch eine Veränderung in seiner Lebensweise, durch Vermeidung gewisser ihm schädlicher Genüsse, Beschränkung des Maßes der Nahrungsmittel, Verminderung geistiger oder körperlicher Anstrengung bei einem diätetischen Gebrauche des Wassers (d. h. Waschungen und mäßigem Wassertrinken) seine Gesundheit wieder erlangen kann, der soll keine Cur brauchen. — Das beste Mittel, seine Finanzen in Ordnung zu bringen, ist, jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden; nicht, die übermäßigen Ausgaben fortdauern zu lassen und durch äußerste Anstrengung seiner Kräfte oder Anleihen die Mittel dazu herbeizuschaffen. Ein gehörig geregeltes Hauswesen kommt bald wieder in Ordnung und erlaubt selbst, die gemachten Schulden nach und nach zu bezahlen, während übermäßige Anstrengungen und Anleihen ein solches bald zu Grunde richten. Man muß freilich einige Entbehrungen ertragen lernen und — ausdauern; sonst hilft es Nichts.

Eine zerrüttete Gesundheit ist nun dem zerrütteten Finanzzustande eines Haushaltes nicht unähnlich. Jeder Exceß ist eine übermäßige Anstrengung zur Aufbringung von Lebenskraft, jede Cur, und bestünde sie blos aus einer Purganz, ein Darlehn, von dieser gemacht. Wer täglich eine gewisse Summe zu seinem Lebensunterhalte empfängt und ein Mal die doppelte verthun will, ehe er gespart hat, der ist genöthigt, nachträglich zu sparen, um seine Schuld auszuzahlen. Thut er das nicht, sondern borgt

und verausgabt er immer mehr, als er einnimmt, so richtet er seine Finanzen zu Grunde. Ebenso ist es mit der Gesundheit, der Lebenskraft. Jeder Mensch hat von der Natur ein gewisses Capital von Lebenskraft zugetheilt erhalten, welches bis zu einer gewissen Zeit aushält, wenn er einen sparsamen Gebrauch davon macht. Je schlechter er damit wirthschaftet, desto schneller wird er damit fertig. Und die meisten Menschen wirthschaften schlecht mit ihr.

Die Wassercur ist aber nun, so gut wie jede Cur, kein Mittel, um die Lebenskraft eines Körpers positiv zu vermehren. Sie kann nur den Organismus zu größerer Thätigkeit, zu besserer Erfüllung seiner Verrichtungen anreizen und antreiben; sie kann vorhandene Stockungen heben, die Harmonie der Verrichtungen in dem Ganzen herstellen, die Neigung zu entzündlichen Krankheiten vermindern. Das Letztere geschieht aber hauptsächlich durch Unterdrückung der Lebenskraft, d. h. durch Abspannung, Ermüdung und Abnutzung derjenigen Organe, welche das Lebensprincip, den Sauerstoff, der den entzündlichen Charakter einer Krankheit bedingt, in den Körper führen und in die Säftemasse verarbeiten.

Eine lange Wassercur härtet nicht, wie man sonst meinte und noch meint, gegen die Kälte ab; sie macht den Körper frostig, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie die Kräfte der Organe erschöpft und abstumpft und die Wärmeerzeugung vermindert. Durch die

stete äußere und innere Anwendung des kalten Wassers, welches bekanntlich ein sehr guter Wärmeleiter ist, werden sämtliche Organe in eine abnorme Thätigkeit gesetzt, besonders diejenigen, welche zunächst zur Erzeugung und Verarbeitung der Wärme im Körper wirken. Der eigentliche Quell der Wärme sind die Lungen, welche das Lebens- oder Wärmeprincip aus der Luft schöpfen und es dem ihnen unaufhaltsam zuströmenden Blute, und durch dieses der ganzen Säftemasse des Körpers zuführen. Dieses Lebensprincip, oder der Sauerstoff, durchströmt nun mit der Säftemasse den ganzen Körper und drückt den verschiedenen Organen Leben und Bewegung auf. Je kälter das Medium, in dem sich der Körper befindet, desto schneller die Wärmeentziehung, und desto dringender die Nothwendigkeit, neue Wärme zu erzeugen. Je schneller nun aber diese Wärmeentziehung und Wärmeerzeugung erfolgt und je schneller dieser Wärmezuschuß die einzelnen Theile des Körpers durchströmt, desto geschwinder muß auch der Lebensproceß, desto beschleunigter die Thätigkeit in allen Theilen sein. Diese vermehrte Lebensthätigkeit ist es aber großentheils, welche den Zustand eines Patienten, der die Wassercur zu brauchen beginnt, so plötzlich verändert und gewöhnlich verbessert, welche seinen Geist erheitert und ihn so schnell die Hoffnung einer baldigen Herstellung fassen läßt, eine Hoffnung, die nur zu oft getäuscht wird. Durch diese erhöhete Lebensthätigkeit oder

Aufregung läßt sich auch leicht der unruhige Schlaf erklären, über welchen die meisten Kranken, die eine volle Wassercur brauchen, klagen.

Diese Aufregung oder Beschleunigung der organischen Thätigkeit kann aber nicht ewig dauern, gerade aus dem Grunde, weil sie eine abnorme ist und die verschiedenen Organe, namentlich die schwächeren unter ihnen, zeitiger abgenutzt und abgestumpft werden, als es ohne diese Beschleunigung der Fall gewesen sein würde. In der Maße nun, wie die verschiedenen Organe an Kraft verlieren, verliert sich auch die Fähigkeit, Wärme zu erzeugen; die vorher erhöhete organische Lebensthätigkeit sinkt unter ihren früheren normalen Zustand herab; mehrere Organe versagen ihre Dienste; es entstehen Obstructionen, Steifigkeit, Kälte in dem ganzen Körper, besonders den äußeren Theilen, den Händen und vorzugsweise den Füßen; die Verdauung ist geschwächt; der Körper verträgt das kalte Wasser nicht mehr, am allerwenigsten die Bäder; er ist nicht mehr im Stande, das durch ein Bad dem Körper entzogene Wärmequantum in hinreichend kurzer Zeit wieder zu ersetzen, um nicht eine unangenehme Verzögerung und Stockung in der Bewegung der Säfte entstehen zu lassen.

Der Körper ist von seiner Neigung zu entzündlichen Krankheiten, dem größeren Theile seiner gichtischen und rheumatischen Schmerzen befreit; aber er ist alt und stumpf geworden.

Dies ist die Geschichte vieler, ja fast aller übertriebenen und zu lange fortgesetzten Kaltwassercuren: sie ist meine eigne; und ohne das große Maß von Lebenskraft, das mir die Natur verliehen, und mein noch nicht gar zu weit vorgerücktes Alter würde mich meine zweijährige Wassercur gewiß noch weit übler zugerichtet haben, als es geschehen ist.

Was bleibt nun dem durch eine solche übertriebene Wassercur Geheilten übrig, um wieder Kräfte zu sammeln und seine erschlafften Organe wieder zu beleben?

Er muß das thun, was er vor seiner Cur hätte thun sollen: er muß das Maß seiner Nahrungsmittel, auch das des Wassers, auf das höchst Nöthige beschränken, seine Kräfte auf jede Weise schonen, sich vor Erkältung in Acht nehmen, die in Gräfenberg abgelegten wollenen Unterkleider wieder hervorsuchen, statt des Badens nur eine Waschung im erwärmten Zimmer vornehmen und sich überhaupt so halten, wie es bejahrte Leute, die noch nicht sterben wollen, zu thun pflegen; ja, fehlt es ihm gar zu sehr an Wärme und versagen seine Organe gar zu lange ihre Dienste, so ist er wohl gar genöthigt, hin und wieder ein Reizmittel anzuwenden, das sie zu größerer Thätigkeit antreibt*). Wein, Kaffee, Grog, Dinge, die er in

*) Die Milch wird nicht mehr vertragen, weil sie die erschlafften Verdauungsorgane zu wenig zur Arbeit antreibt und daher unvollstän-

Gräfenberg verabscheuen lernte, kommen in geringen Quantitäten wieder in Gebrauch und, zum Erstaunen des Curirten, schaden, mäßig genossen, Nichts mehr. Er täuscht sich gern über den Grund dieser Erscheinung und freut sich, seine Schmerzen los und wieder im Stande zu sein, Etwas zu genießen. „Das habe ich doch der Wassercur zu danken," sagt er; er denkt aber nicht daran, daß er mit einer streng geregelten Diät, mit einer gelinden, mehr diätetischen Wassercur, bei Schonung seiner Kräfte, in derselben, ja in kürzerer Zeit eben so weit gekommen wäre, und sich wohler befinden würde, als jetzt nach einer starken Cur.

Aber die Diät ist stets das Letzte, woran die Leute gehen: so lange noch eine Büchse in der Apotheke nicht durchprobirt, irgend ein Schäfer oder Kräuterweib noch nicht zu Rathe gezogen worden ist, denkt kein Mensch daran, seine Lebensweise zu ändern, und was mit einem Bischen gesunden Menschenverstandes umsonst zu haben wäre, das wird auf einem künstlichen Wege mit schweren Opfern oft vergebens gesucht. Es ist damit, wie mit der Absolution: so lange noch Einer die Sünden für Geld und gute Worte vergiebt, will sich Niemand bessern, und damit die Leute nicht an die Möglichkeit eines schuldlosen Lebens denken können, schwatzt man ihnen von der Erbsünde und der Nothwendigkeit der Messen vor! —

---

dig oder zu langsam verdauet wird; eine Erscheinung, die zu häufig vorkommt, als daß sie eines Beleges bedürfte.

Es kann nicht meine Absicht sein, mit dem eben aufgestellten Bilde den Leuten vor dem Gebrauche des Wassers Angst zu machen: ich will sie nur vor dem unnöthigen Gebrauche jeder Art von Curen und vor der Uebertreibung auch der besten unter ihnen warnen; ich will ihnen die Nothwendigkeit zeigen, die Heilung chronischer Krankheiten erst in einer regelmäßigen, der Körperbeschaffenheit der Kranken angemessenen Lebensweise zu suchen, ehe sie zu einer die Kräfte des Körpers auf außerordentliche Weise in Anspruch nehmenden Cur schreiten.

Ich habe den starken Essern in den Wasserheilanstalten oft genug gesagt: „Geht nach Hause und lebt anders, so könnt Ihr Cur, Zeit und Geld ersparen." Aber sie wollten davon nie etwas hören; die Wasserheilkunst sollte ihre eingebildeten Wunder an ihnen thun, und erst nach Jahren kamen die Getäuschten zu spät von ihrem Irrthum zurück. — Das viele Essen in den Wasserheilanstalten, und namentlich in Gräfenberg, vermehrt noch den durch die Cur gesteigerten Kräfteaufwand und trägt hauptsächlich zu Abstumpfung der Verdauungsorgane bei, welchen späterhin durch kein Mittel der zu regelmäßiger Erfüllung ihrer Verrichtungen nöthige Ton wiedergegeben werden kann.

Vor Allem also Diät im weitesten Sinne des Worts, und hilft diese nach langer Ausdauer nicht, oder ist das Uebel der Art, daß klar vorherzusehen ist, die Diät werde

Gräfenberg verabscheuen lernte, kommen in geringen Quantitäten wieder in Gebrauch und, zum Erstaunen des Curirten, schaden, mäßig genossen, Nichts mehr. Er täuscht sich gern über den Grund dieser Erscheinung und freut sich, seine Schmerzen los und wieder im Stande zu sein, Etwas zu genießen. „Das habe ich doch der Wassercur zu danken," sagt er; er denkt aber nicht daran, daß er mit einer streng geregelten Diät, mit einer gelinden, mehr diätetischen Wassercur, bei Schonung seiner Kräfte, in derselben, ja in kürzerer Zeit eben so weit gekommen wäre, und sich wohler befinden würde, als jetzt nach einer starken Cur.

Aber die Diät ist stets das Letzte, woran die Leute gehen: so lange noch eine Büchse in der Apotheke nicht durchprobirt, irgend ein Schäfer oder Kräuterweib noch nicht zu Rathe gezogen worden ist, denkt kein Mensch daran, seine Lebensweise zu ändern, und was mit einem Bischen gesunden Menschenverstandes umsonst zu haben wäre, das wird auf einem künstlichen Wege mit schweren Opfern oft vergebens gesucht. Es ist damit, wie mit der Absolution: so lange noch Einer die Sünden für Geld und gute Worte vergiebt, will sich Niemand bessern, und damit die Leute nicht an die Möglichkeit eines schuldlosen Lebens denken können, schwatzt man ihnen von der Erbsünde und der Nothwendigkeit der Messen vor! —

dig oder zu langsam verdauet wird; eine Erscheinung, die zu häufig vorkommt, als daß sie eines Beleges bedürfte.

Es kann nicht meine Absicht sein, mit dem eben aufgestellten Bilde den Leuten vor dem Gebrauche des Wassers Angst zu machen: ich will sie nur vor dem unnöthigen Gebrauche jeder Art von Curen und vor der Uebertreibung auch der besten unter ihnen warnen; ich will ihnen die Nothwendigkeit zeigen, die Heilung chronischer Krankheiten erst in einer regelmäßigen, der Körperbeschaffenheit der Kranken angemessenen Lebensweise zu suchen, ehe sie zu einer die Kräfte des Körpers auf außerordentliche Weise in Anspruch nehmenden Cur schreiten.

Ich habe den starken Essern in den Wasserheilanstalten oft genug gesagt: „Geht nach Hause und lebt anders, so könnt Ihr Cur, Zeit und Geld ersparen." Aber sie wollten davon nie etwas hören; die Wasserheilkunst sollte ihre eingebildeten Wunder an ihnen thun, und erst nach Jahren kamen die Getäuschten zu spät von ihrem Irrthum zurück. — Das viele Essen in den Wasserheilanstalten, und namentlich in Gräfenberg, vermehrt noch den durch die Cur gesteigerten Kräfteaufwand und trägt hauptsächlich zu Abstumpfung der Verdauungsorgane bei, welchen späterhin durch kein Mittel der zu regelmäßiger Erfüllung ihrer Verrichtungen nöthige Ton wiedergegeben werden kann.

Vor Allem also Diät im weitesten Sinne des Worts, und hilft diese nach langer Ausdauer nicht, oder ist das Uebel der Art, daß klar vorherzusehen ist, die Diät werde

es allein nicht erzwingen, dann erst Cur, aber diese so gelind, als das zu beseitigende Uebel es nur irgend gestattet. Je gelinder die Cur, desto länger kann sie ohne Nachtheil fortgesetzt werden und desto sicherer beugt man jeder gefährlichen Krise vor. Bei Uebeln, wo die Verdauung im Spiele ist, muß jedenfalls mit der Diät erst ein langer Versuch gemacht und, hilft dieser allein nicht, während der Cur eine möglichst strenge Diät*) beobachtet werden; und bei den meisten anderen chronischen Krankheiten hilft das Stürmen auch nicht. Man heilt kein langwieriges Leiden in einem Paar Wochen!

Die seltenen Fälle, wo ein energisches Verfahren unumgänglich nothwendig ist, muß der Arzt bestimmen können, das Verfahren selbst aber doch stets nach dem Maße der Lebenskraft des Kranken einrichten. Thut er dies gewissenhaft und hält er nicht Leute zum durchgrei-

*) Welche Ansichten noch heute über Diät in Gräfenberg herrschen, kann man aus folgendem Beispiele sehen: Ich besuchte vor einigen Monaten eine adelige Familie, welche mir mittheilte, daß eben Eine ihrer Verwandten, die in Gräfenberg die Cur gebraucht, zum Besuch da wäre; die zarte, sinnige Sidonie esse alle Abende Sauermilch mit Kartoffeln und spalte einen Theil des Tages Holz. — Nun tadle aber Einer die Verkehrtheiten eines solchen in den Stand der Natur gewissermaßen mit der Thür in der Hand zurückfallenden Menschen; er wolle ihm begreiflich machen, daß Sauermilch und Kartoffeln den Magen mehr verderben, als stärken müssen — er wird schön ankommen! — Sind das nicht Gräfenberger Wunder!

fenden Gebrauch einer Cur an, die bei einer passenden Lebensweise zu Hause gesund werden könnten, so erfüllt er seine Pflicht und ist des Vertrauens seiner Kranken würdig. Der Arzt, welcher sich dagegen nicht um die Diät des Kranken kümmert und ihm erlaubt, die Cur nach seinem Gutdünken zu übertreiben, verdient nicht, an der Spitze einer Anstalt zu stehen, in welcher über das theuerste irdische Gut der sie Besuchenden entschieden werden soll.

Wer soll nun aber die Wassercur brauchen, und wer nicht?

Diese Frage vollständig zu beantworten, würde für ein Schlußwort wohl zu lang werden. Ich kann daher nur einige Andeutungen geben. Leichter würde mir es sein, zu sagen, wer die Wasserheilkunst studiren und einen guten Gebrauch davon machen sollte. Vor allen Dingen wiederhole ich, was ich schon gesagt habe: Es brauche keiner eine Cur, der mit einer passenden Diät auskommen kann. Wie diese Diät beschaffen sein soll, darüber kann er sich in meinem Cornaro*) unterrichten, den er gewiß nicht ohne Vortheil lesen wird. Nächst der Diät im weiteren Sinne, oder der ganzen Lebensweise, bediene er sich vorzugsweise oder ausschließlich des Wassers als Getränk und wasche sich täglich am ganzen Körper, um die Haut in Thätigkeit zu bringen. — Was darüber ist, gehört zu

*) Gotha, bei Gläser.

einer Cur und mag entweder aus den über diesen Gegenstand erschienenen Schriften*) geschöpft oder von einem sachverständigen Arzte entschieden werden.

Für die meisten Zustände ist es gut, wenn der Kranke, der eine Cur brauchen muß, sich von den Geschäften losmacht und in eine Wasserheilanstalt geht, wo er nicht nöthig hat, außer den Sorgen für seine Gesundheit, sich den Kopf noch mit tausend anderen Dingen zu zerbrechen und seine Kräfte zwischen der Cur und den Geschäftsarbeiten zu theilen. Die Wahl der Anstalt bestimme der geschickteste, ehrlichste und strengste Arzt, die freundlichste Lage, das schönste Wasser und die beste Gesellschaft; denn auch die letztere ist nicht ohne Einfluß auf die Herstellung des Kranken. — Die Dauer der Cur in der Anstalt muß sich nach dem Zustande des Patienten richten. Sie wird selten unter einem Monate sein dürfen und nicht gern über sechs Monate hinaus sich erstrecken. In vielen Fällen reicht es hin, in der Anstalt die nöthigen Studien und Erfahrungen zu einem Fortgebrauche der Cur zu Hause zu machen: das sind jene Fälle von vier Wochen; denn nur äußerst selten wird ein chronisches Uebel in dieser Zeit

*) Meiner „Beschreibung von Gräfenberg" fünfte Aufl. Leipz. 1841; meiner „Hydrotherapie," ebenda; meiner Uebersetzung von „Sauvan's Darstellung der wissenschaftlichen Principien der Wasserheilkunst, Neisse 1840," und anderen ähnlichen Werken.

so weit gehoben werden, daß der Kranke als hergestellt die Anstalt verlassen kann.

Eine Jahre lang andauernde durchgreifende Wassercur darf nur in verzweifelten Fällen vorkommen, die keine Wahl übrig lassen zwischen dem Untergange des Kranken oder der Möglichkeit einer Herstellung durch eine kraftaufreibende Cur. Sie zu bestimmen, liegt dem Arzte ob, und sie so viel als möglich zu vermeiden, ist Sache des Kranken.

Mein Glaubensbekenntniß in Bezug auf die Medicin habe ich schon abgelegt. Ich komme auf diesen Punkt zurück, um darauf aufmerksam zu machen, daß man bei einer Medicincur gegen chronische Uebel durchaus nicht besser wegkommt, sondern häufig noch schlechter als bei einer Wassercur. Um dies zu begreifen, reicht die Beantwortung der Frage hin: Welche Medicin wird bei chronischen Leiden gewöhnlich gegeben und wie wirkt sie?

Die bei langwierigen Krankheiten gegebenen Arzneimittel bestehen gemeiniglich aus Substanzen, welche man in gesundem Zustande zu nehmen sich wohl hüten würde. Ihre Wirkung ist fast immer eine künstliche Krankheit. Sie lösen auf, reizen, ja sie zerstören diejenigen Theile, auf welche sie vorzugsweise einwirken, und bleiben, namentlich die Metalle, Jahre lang im Körper verborgen sitzen, um darin eine neue künstliche, schmerzhafte und vernichtende

Krankheit zu unterhalten, ohne immer das Uebel, gegen welches sie gegeben wurden, entfernt zu haben. Ich will nur an Mercur und Syphilis erinnern! — Alle Substanzen aus dem Mineralreiche gehören in diese zerstörende, heimtückisch im Körper nistende Classe. Und doch ist der Mercur eins der gewöhnlichsten Hülfsmittel in der Medicin! — Allein wir brauchen nicht einmal von den metallischen Substanzen zu sprechen: schon die Wirkung eines Brech- oder Laxirmittels zeigt uns, was dasselbe bei öfterer Wiederholung für Schaden in den so wichtigen Organen der Verdauung anrichten muß. Und wie viele Kranke nehmen nicht Monate, ja Jahre lang, fast täglich Mittel gegen zu trägen Stuhl! Der Darmcanal muß durch das stete Antreiben zu abnormer Thätigkeit, und mit ihm die sämtlichen Vegetationsorgane, am Ende zu Grunde gerichtet werden. Warum will man nicht durch eine knappe Diät von einigen Tagen und einige Kannen Wasser den Zweck erreichen, den man bei dem Einnehmen einer Laxanz oder eines Brechmittels gewöhnlich vor Augen hat? Warum will man nicht durch eine fortdauernd angemessene Diät dem Körper abnorme Anstrengungen ersparen?

Auch der Genuß purgirender Mineralwässer nützt bei Vielen nur auf kurze Zeit, bei Anderen nur scheinbar, und bei Manchen, deren Verdauung schon sehr geschwächt ist, schadet er sogar augenscheinlich geradezu. —

Wer über diese Dinge mehr lesen will, der sehe in meiner Hydrotherapie den Artikel „Arzneisiechthum" oder in des Regimentsarztes Dr. Richter's Werkchen „über Arzneiverschwendung" nach, und er wird Beweise für das Gesagte finden.

Also nochmals: Weder in der Wasserheilkunst noch in der Medicin, sondern in einer einfachen, naturgemäßen Lebensweise ist die Gesundheit zu suchen, und hat dieselbe gelitten, so giebt es ebenfalls kein besseres Mittel, als eine streng geregelte Diät, um sie wieder herzustellen. Sie sei das erste Hülfsmittel dazu, und nicht, wie bisher, fast immer das letzte. Und reicht sie nicht aus, muß denn doch eine Cur gebraucht werden, so sei es alle Mal eher eine Wassercur, als eine Arzneicur, weil erstere dem Körper wenigstens keine schädlichen Substanzen zuführt und nur bei einem unmäßigen Gebrauche schadet.

Diese Lehre dictirt mir eine vieljährige Erfahrung, die gesunde Vernunft und der Mißbrauch, welcher in der Welt mit Allo-, Homöo- und Hydrotherapie getrieben wird, blos um eine Classe von Leuten zu erhalten, welche sich in der neueren Zeit ungeheuer vermehrt hat und deren Vermehrung selbst ein Zeugniß abgiebt, daß unsere Lebensweise nicht eben naturgemäß ist. Und ich gebe sie wahrlich nicht in der

Absicht, diesem Stande Uebles nachzureden, sondern blos aus Ueberzeugung und dem lebhaften Wunsche, meinen Mitmenschen zu nützen. Möge sie nicht ganz in den Wind gesprochen sein! —

Auch bei den meisten acuten Krankheiten reicht es hin, sich ins Bett zu legen und von Zeit zu Zeit einen Schluck Wasser zu trinken und eine strenge Diät zu beobachten, um sie ohne Gefahr vorübergehen zu lassen. Nur in seltenen Fällen wird durch eine solche Zögerung Nachtheil entstehen; in den meisten wird man Geld, Medicin und Gesundheit sparen, da die Natur immer der beste Arzt ist und recht gut ohne Mediciner fertig wird, wenn man nur die ihr entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege räumt; wogegen der Arzt ohne die Natur Nichts vermag. — Sind einzelne Theile besonders afficirt, so ersetzen Umschläge die bei der Medicin gewöhnlichen Blutegel und Vesicatorien, und ist Obstruction vorhanden, so leistet ein Klystier von lauem oder kaltem Wasser eben so gute Dienste wie eine Laxanz, und zwar ohne den ganzen Organismus in eine gefährliche Aufregung zu bringen und den Darmcanal zu schwächen. — Auf diese Weise und mit Zuhülfenahme der nassen Tücher lassen sich besonders die meisten mit Exanthemen verbundenen Krankheiten der Kinder und jungen Leute behandeln. Andere entzündliche Krankheiten werden von selbst wegbleiben, wenn man den Kindern keinen Kaffee, Wein, kein Bier und keine Gewürze mehr

giebt. — Bei Krankheiten, welche mit großer Gefahr verbunden zu sein scheinen, ist es nothwendig, einen sachverständigen Arzt zu Hülfe zu rufen. Bei Nervenfiebern und Entzündungen edler Theile z. B. muß energisch und doch mit Vorsicht zu Werke gegangen werden, und man kann von einem Laien nicht erwarten, daß er die gehörige Erfahrung und den nöthigen Muth besitze, um eine solche Cur selbst zu leiten.

Es ist mein größter Wunsch, daß die Wasserheilkunst von den Aerzten mehr studirt und in acuten Krankheiten mehr angewendet werde; nicht nur würde sie manches theure Leben erhalten, sondern auch Manchen vor einem langen Siechthume, den Folgen einer acuten Krankheit und der dagegen gebrauchten Medicinbehandlung, bewahren. — Ich weiß, es werden Aerzte, welche dieses lesen, mitleidig lächeln über den unerschütterlichen Glauben eines Mannes an die Wasserheilkunst, der in ihr so viele bittere Erfahrungen gemacht hat. Aber, meine Herren, Sie haben Unrecht! Machen Sie nur, wie ich, Jahre lang Beobachtungen; lassen Sie sich, wie mir, jeden Versuch des Wassers bei acuten Krankheiten mit glänzendem Erfolge krönen (denn unter den vielen Wassercuren, welche ich bei gefährlich aussehenden acuten Fällen gemacht habe, hat auch nicht Eine einen unglücklichen Ausgang gehabt); lernen Sie aus Ihrer complicirten Gelehrsamkeit heraus begreifen, daß die Natur nur einfache Mittel nöthig hat, um eine Störung

zu beseitigen, und daß das Wasser, als einer der besten Wärmeleiter, das beste Mittel gegen Entzündung und zugleich die beste nervenstärkende Medicin ist; sehen Sie nur, wie die Kranken bei einer Wassercur nach überstandener Krisis gesund und frisch einhermarschiren, wie die Fische im Wasser, während sie nach Ihren Arzneimitteln Wochen, ja Monate lang herumschleichen wie die Schatten, ohne Haare, mit wackelnden Zähnen, in Pelze gewickelt, ohne Saft und Kraft, die ihnen erst langsam durch ein „gutes Glas alten Weins" oder ein „gut gegohrnes Bier" und wie dergleichen Corroboranten heißen, tropfenweise wieder eingefüllt werden sollen!

Ja, ich wiederhole es:

Der beste Arzt ist die Natur,
Die beste Cur — die Wassercur!

vorausgesetzt, daß sie mit Vorsicht und Sachkenntniß gebraucht wird; denn wenn das Ungeschick eines Arztes mit dem Wasser in einer Familie drei Kinder dem Tode opfert, so liegt das nicht an der Wassercur, sondern an dem Arzte. — Die Herren geben sich aber gewöhnlich gar nicht die Mühe, die von ihnen geringgeschätzte Cur praktisch kennen zu lernen und tief genug in ihr Wesen einzudringen, um sie mit Nutzen ausüben zu können; das Ding scheint ihnen zu verächtlich; und da werden nun manchmal

auf gut Glück hin,
ohne Verstand und Sinn,

ein Paar Versuche gemacht, welche mißlingen und, anstatt dem Arzte zum Beweise seines Ungeschickes zu dienen, ihm in seiner hohen Meinung von seinem bisherigen Wissen blos ein Beweis für die Schädlichkeit der Wassercuren sind.

Es ist keine Uebereilung bei Allem, was ich da sage: mein Blut ist abgekühlt durch das kalte Wasser; ich spreche nur eine durch Jahre und Erfahrung geprüfte Ueberzeugung aus. Seit neun Jahren sind in meiner und mehreren mir befreundeten zahlreichen Familien keine Arzneimittel angewendet worden, und wir haben uns in allen vorkommenden Fällen bei der Wassercur recht wohl befunden; ich habe Kranke in einigen Tagen hergestellt, welche von ihren Aerzten aufgegeben waren, und in den gefährlichsten Lagen hat oft ein nasses Tuch, ein oft erneuerter Umschlag und ein kaltes Klystier mehr genützt, als alle vorhergegangenen Bemühungen mehrerer geschickten Aerzte. Diese Erfahrungen wird mir Niemand abstreiten. Und es war ein Laie, der sie machte. Wievielmehr muß nicht die Wasserheilkunst in der Hand eines durchgebildeten, gewandten Arztes nützen, dem seine Materia medica nicht so fest im Kopfe sitzt, daß er die Wirkungen des Wassers nicht sehen will, oder dasselbe jeden Augenblick verläßt, um nach einem Officinalmittel zu greifen?! —

Also, Ihr Herren Aerzte, studirt die Wasserheilkunde, anstatt die Mißbräuche vornehm zu belächeln, welche sich

unter Aerzten und Laien bei ihr eingeschlichen haben; studirt sie und — macht es besser. Dann erst wird sie wahrhaften Segen bringen, den Kranken hienieden und Euch — in einem schöneren Leben; denn hier sind freilich nur Prieß- nitzen und einigen anderen Bevorzugten, die sich besonders mit chronischen Leiden abgeben, irdische Güter zu Theil geworden.

Ich komme zu meinen Memoiren zurück, bei denen ich mehr als jemals die Nachsicht meiner Leser in Anspruch zu nehmen habe. Für den Verfasser sind sie ein undankbares Stück Arbeit, und vielen anderen Leuten werden sie auch gerade kein großes Vergnügen machen. Wer da lobt, wird wieder gelobt; wer tadelt, wird wieder getadelt. Es wird mir also ziemlich übel ergehen, wenn einige der Herren, welche in diesen Blättern kein großes Lob für sich finden, entweder selbst, oder, wie es meinen Widersachern gewöhnlich eigen ist, durch verborgene fremde Hand über mich herfallen. Auf solche anonyme Schützen hinter dem Strauche habe ich nun niemals viel gegeben; indessen so gar viel Annehmlich- keiten habe ich derlei Angriffen von hinten auch eben nicht abgewinnen können, und so will ich mich denn nur immer darauf gefaßt machen, daß ich, wie zur Zeit meines Aufenthaltes in Elgersburg von Seiten eines gewissen Hofrathes im „Wasserfreunde", auch jetzt à la Polisson beworfen werde. Namenlosen Angriffen werde ich schwerlich

Etwas erwidern; denn an ihnen ist jedes Wort, gut oder schlecht, verlorene Mühe. Sollte es aber Einem oder dem Anderen der Herren, welche sich durch meine Mittheilungen beleidigt fühlen, genehm sein, persönlich mit mir in die Schranken zu treten, so stehe ich ihnen gern zu Diensten. Nur werde ich bitten, daß mit gleichen Waffen gefochten, d. h. nicht etwa gegen meine Wahrheiten mit Verläumdungen zu Felde gezogen werde.

Mein Buch hat, wie ich bei der bis zur Hälfte vorgerückten Correctur recht deutlich gesehen, eine Menge Mängel, die ich recht gut selbst erkenne; aber einen Mangel an Wahrheit hat es nicht. Ich bin mir auch nicht der kleinsten Unwahrheit, nicht der mindesten Verdrehung einer Thatsache, nicht der Hinzufügung oder Hinweglassung eines Umstandes bewußt, der eine solche in einem andern als dem gegebenen Lichte erscheinen zu lassen fähig gewesen wäre. Ich habe die Wahrheit nackt und trocken gesagt, ja manchmal sogar noch entschuldigende Betrachtungen hinzugefügt, wenn ich fürchtete, daß meine hypochondrische Stimmung mich in einem gar zu bittern Tone hätte schreiben lassen. —

Hin und wieder bin ich von der Wassercur abgeirrt und habe mich in Dinge gemischt, die einem Wasserarzte, als solchem, nichts angehen. Allein, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, und ich möchte nicht gern am Herzdrücken sterben, am allerwenigsten, wenn die Rede von

Dingen ist, von denen das Wohl und Wehe der Menschen, von denen Freiheit der Individuen und allgemeine Aufklärung abhängen. Man nehme aus meinen Raisonnements das Beste heraus und behalte es; das Uebrige lasse man als unreifes Gut liegen für Solche, die sich gern an unreifen Früchten laben und an jedem Dinge das Untaugliche herauszupicken wissen.

Was den nachlässigen Styl und die eben nicht musterhafte Anordnung meiner Mittheilungen betrifft, so habe ich meine Leser recht sehr um Verzeihung zu bitten. Das Buch sollte viel später herauskommen; auf den Wunsch meines Herrn Verlegers jedoch, der einem Schriftsteller stets Befehl ist, habe ich über Hals und Kopf gearbeitet, um fertig zu werden, so daß das Manuscript immer von der Feder weg stückweis in die Officin gewandert ist. Uebrigens habe ich zu Bearbeitung des Werkchens nur die müßige Zeit benutzen können, welche mir dreißig bis vierzig Stunden Unterricht wöchentlich und eine Menge couranter Arbeiten ließen, und bei dem immerwährenden Abreißen und Wiederanknüpfen der Ideen kann es daher nicht fehlen, daß das Ganze etwas holperich geworden ist und manche Wiederholung vorkommt. — Ich bitte daher meine verehrten Leser, sich mehr an den Inhalt als an die Form zu halten, und wünsche nur, daß sie in jenem hin und wieder eine kleine Entschädigung für die Fehler der letzteren finden mögen.

Ich prophezeie meiner Schrift eben kein günstiges Schicksal: die Kranken werden das, was ich ihnen darin sage, nicht wissen wollen, und die Wasserärzte werden eine strenge Censur darüber ausüben, besonders diejenigen unter ihnen, die sich getroffen fühlen. Auch in politischer und religiöser Hinsicht hat sich ihr Verfasser weder Ansprüche auf Canonisirung, noch auf eine Polizeidirectorstelle erworben. Man wird also sehen, daß meine Arbeit wirklich eine undankbare für mich ist.

Ich habe indessen eine leise Hoffnung, die mich mit meinem Mißgeschick versöhnt, und diese ist, daß meine Mittheilungen und Erinnerungen hin und wieder auf einen fruchtbaren Boden fallen und Früchte tragen, mit Einem Worte, daß sie Anderen etwas nützen werden. Und ich rufe mit voller Seele: Geben ist seliger denn Nehmen! — Laßt mir nur diesen Trost und ich lasse mir viel dafür gefallen; — und bis jetzt habe ich die Ueberzeugung, daß mein schriftstellerisches Wirken, so schwach auch meine Befähigung dazu sein mag, Manches genützt und nur Wenig geschadet hat. — Daß auch mein praktisches Wirken nicht ganz unfruchtbar bleibt, trotz dem, daß ich mich nicht an der Spitze einer Anstalt befinde, könnte ich durch meine bedeutende Correspondenz und manche Danksagung von Personen beweisen, welche durch Befolgung des ihnen schriftlich gegebenen Rathes hergestellt wurden. Auf jeden Fall bereue ich es nicht einen Augen-

blick, durch Prießnitz mit der Wassercur vertraut geworden zu sein, wenn auch ein falscher Gebrauch derselben und unkluge Uebertreibungen mir einen Theil meiner Lebenskraft gekostet haben. Ich bin stolz darauf, sagen zu können: Ohne meine hydriatischen Studien wäre manches Leben, manche Gesundheit nicht gerettet worden.

Freiberg, im Juni 1844.

Carl Munde.

Inhalt des ersten Bandes.

Vor- und Schlußwort .... Seite III—XXXII.

Erstes Capitel. — Hypochondrie, Hämorrhoiden und Gicht erblich. — Verhütung ihrer Ausbildung durch angemessene Erziehung und Berufswahl. — Mangelhafter Unterricht der Mütter in ihren Pflichten. — Abhülfe dieses Mangels durch Verbreitung nützlicher Volksschriften. — Meine Eltern. — Körperbeschaffenheit der Kinder. — Lebensweise. Reizende und schwerverdauliche Nahrungsmittel. Unmäßigkeit im Essen. — Kaffee, ein Erweckungsmittel der Sentimentalität und Ursache frühzeitiger Reife. — Folgen für das spätere Alter. — Verhalten bei der Erziehung meiner Kinder. — Entwickelung meiner Krankheit und meines Temperaments. — Blick in meine Lebensgeschichte. — Ausbruch meiner Gicht. — Mißliche Lage. — Verschlimmerung meiner Krankheit durch Sorgen und Geistesanstrengung. — Unnütze Medicin- und Badecuren. Wechsel der Aerzte. Selbstcuriren. Dampfbäder im Hause. — Medicinische Diät. Bier. — Teplitz. Zu heiße Bäder. — Rückkehr der Gicht nach Rückkehr zur Arbeit. — Erste Nachricht von der Wassercur. — Versuche auf eigene Faust. Lesen der Schriften über Gräfenberg. — Unglücklicher Versuch. Schwere Krankheit in Folge falscher Anwendung der Wassercur. — Immer neue Versuche. Abreden. — Entschluß nach Gräfenberg zu gehen, in Folge eines Briefs des Dr. Kurz. — Geldverlegenheit und Hülfe. — Abreise nach Gräfenberg .... Seite 1—22

Zweites Capitel. — Abschied von der Familie. — Abentheuer mit einem Teplitzer Lohnkutscher. Summarische Justiz. — Prag. — Königingrätz. Das goldne Lamm. Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und Garnison. Der Kellner im Lamm. — Wenzel Rubin und sein Fuchs. Wenzels Frömmigkeit. — Ich spreche böhmisch. — Senftenberg. — Krulich. — Goldenstein. .... Seite 23—35

Drittes Capitel. — Empfang auf dem Gräfenberge. — Der Saal. — Prießnitz und seine Wohnung. — Mein erstes Zimmer. — Niedergeschlagenheit. — Das erste Bad. — Bekanntschaften. Bedürfniß derselben. — Die Nasenquetsche. — Pater Eystach. — Erste Krise. Entzündungsfieber. — Die Badediener. — Matern. — Behandlung des Fiebers .... S. 36—55

Viertes Capitel. — Urtheile über Prießnitz unter den Curgästen. — Freundschaftliches Verhältniß zwischen Prießnitz und mir. — Eifriges Studium der Wasserheilkunde. – Prießnitzens Art und Weise, mit den Kranken umzugehen. — Anecdote. — Fortsetzung meiner Studien. — Anwesende Aerzte. — Dr. S. aus W. — Der Organist. S. 56 — 70.

Fünftes Capitel. — Baron Falkenstein. — Vergnügungen. — Der Graue. — Lieutenant Schlimmbach. — Hauptmann von Unfug. — Der Wachtmeister. — Baron E — i. — Meine Gesundheit. — Wohnungsveränderung. — Rausse's Bruder. — Capitain Ramm. — Der Engländer Abby.. S. 71 — 88.

Sechstes Capitel. — Systematische Studien der Prießnitzischen Methode. — Idee, eine Beschreibung derselben und des Gräfenbergs herauszugeben. — Verfahren, um von Prießnitz Belehrung zu erhalten. — Versetzung neben Prießnitz bei Tische. — Plan des Grafen Troyer, mich zum Gehülfen Prießnitzens zu machen. — Bartzsch. — Prießnitz II. — Prießnitzens Urtheil über mich. — Streitigkeiten wegen der Versetzung zu Prießnitz. — Grundsätze einiger Adligen. — Der Corporal. — Betrachtungen über das Prügelsystem unter dem deutschen Militair.... S. 89 — 112.

Siebentes Capitel. — Graf Troyer. — Die Schlafrockverschwörung. — Baron Ch — t. — Betrachtungen über den Stand der Heilkunde und über Prießnitz. — Der Nagel. — Die grüne Douche. — Mangel an Aufsicht bei den Douchen. — Der Kleiderdiebstahl. — Prießnitzens Eigennutz. — Mißbrauch unserer Wege. — Fräulein v. K — d. — Rücksichtslosigkeit im Allgemeinen. — Urtheile der dortigen Bauern über die Cur, und ihr Benehmen gegen die Gäste. — Angriff auf den Herrn von A — m. — Nachtheil, welchen die Gräfenberger Anstalt der Bevölkerung zufügt. — Weiß in Freiwaldau. — Abbitte an Herrn Julius Krebs.. S. 113 — 132.

Achtes Capitel. — Prießnitzens Heiterkeit. Anecdoten. Die Nachcur. Das Sitzbad. Die große Wanne. Die Schwitzdecke. — Où il y a de la gène, point de plaisir. — Der hohle Baum. — Der Weg nach den Douchen. — Das Sanctuarium der Damendouchen. — Die Schönheit der Wälder. — Sentimentale Spaziergänge. — Begeisterung für die Wasserheilkunde. Die Pfarrheller. — Nebelgestalten an den Bergen. — Die Kälte im großen Saale. Auszug in den kleinen heizbaren. — Der erste Schnee. — Bahneschaufeln. — Hurrah dem Prießnitz. — Die Taubenstraße. — Die Sängerin. — Der Rittmeister von — r. —

Geselliges Leben in dem kleinen Saale. — L — g. — Baron Ch — t's Knie. — Meine Hauptkrise. Schreckliche Leiden. — Theilnahme der Gesellschaft. — Auszug. — Der Uhrmacher. — Beispiel starken Schwitzens. — Unnützes Martern des Körpers durch die Cur. — Schlechte Diät. — Die durch die Strapazen ermüdete Haut bringt keinen Schweiß mehr hervor. — Kopfgicht. Flechten. Unzufriedenheit. Traurige Reflectionen; getäuschte Erwartung. — Berathschlagungen wegen eines zu fassenden Entschlusses. — Großmüthiges Anerbieten meiner Freunde. — Prießnitzens Rath. — Noth meiner Familie. — Abschied. Prießnitz verweigert die Annahme eines Honorars.. S. 133 — 161.

Neuntes Capitel. — Abreise bei 15 Grad Kälte, in nasser Leibwäsche. — Selbstversuche der Kranken, Belehrungsmittel Prießnitzens. — Anfrischung der Wäsche unterwegs. — Der Wirth in Johannisberg. — Das Zollamt Patzschkau. — Denunciantenwesen. — Anecdote: „Wir kommen in's Buch.“ — Unwohlsein in Striegau. — Wortbrüchigkeit des Kutschers. — Kutscherwechsel in Jauer. — Rossinante. — Der respectlose Kellner in Görlitz. — Der Sonnenwirth. — Ankunft zu Hause. S. 162—176.

Zehntes Capitel. — Meine Wohlbeleibtheit und gutes Aussehen. — Meine Cur macht Aufsehen in Freiberg. — Nachcur und Lebensweise zu Hause. — Finanzielle Verlegenheiten. — Unzartheit eines Schneiders. — Neuer Gichtanfall. Verzweiflung. — Krankheiten in der Familie. — Erste Curen: Pocken, Scharlach, Keuchhusten, Skrofeln ꝛc. — Schädliche Versuche am eigenen Körper. — Das Erbrechen und Lariren mit Wasser. — Folge: Schwäche des Darmcanals und langwierige Obstruction. — Herr von Herder. — Meine Schrift über Gräfenberg — wird fertig. — Mühe, sie an den Mann zu bringen. — Hartleben. — Neue Auflagen. — Geringer Vortheil auf meiner Seite...... S. 177—200.

Elftes Capitel. — Gute Aufnahme meiner Schrift auf dem Gräfenberge. — Ich muß wegen der Wassercur meine Wohnung räumen. — Die Zweifler in Freiberg durch ein Paar glückliche Curen zum Schweigen gebracht. — Die Cur der D.'schen Kinder. Aufsehen. — Der Wasserverein. — Idee einer Anstalt in Tharandt. — Einladung nach Prag. — Der General-Inspector Dubois. — Das St. Wenzelsbad. — Man bietet mir die Direction der Anstalt an. — Schwierigkeiten. Die Prager Medicinal-Tyrannei. — Bekanntschaften. — Der Dom. — Der neue Kreuzgang. — Der Diebstahl bei der Procession. Aufmunterung des Talents. Die Diebsfalle. — Schönheit der Lage von Prag. — Das Kuchelbad. — Gubernial-

rath Wilmans. — Robert der Teufel. Patriotismus des Grafen Hartmann. Professor Bittner und eine Wassercur Lauda's. — Krüppel und Lahme kommen zu mir.. S. 201—231.

Zwölftes Capitel. — Der Dresdner Wasserverein. — Die ersten Wasserheilanstalten in Sachsen: die Schweizermühle und Strehlen. — Der Müller Geißler. — Dr. Herzog. — Idee der Emancipation der Wasserheilkunde in Sachsen. — Schritte bei den höchsten Behörden. Unannehmlichkeit. — Freundliche Aufnahme von Seiten des Ministers des Innern. — Neue Schritte bei dem Könige rc. — Geringer Erfolg. — Fortwährende Abneigung der Aerzte gegen das Wasser. — Kammerherr von Hartmann im Jahre 1843. — Vergleichung der Wasserheilkunst mit der Medicin. — Das neue preußische Gesetz. — Reflectionen.. S. 232—256.

Dreizehntes Capitel. — Idee, selbst eine Anstalt zu errichten. — Die Mühle. — Guter Platz zur Anlage. — Der Geldpunkt die einzige aber große Schwierigkeit. — Ich bettle mir das Geld zusammen. — Mittellosigkeit unseres guten Königs. — Unterstützung des Unternehmens durch die Behörden. Bau meiner Anstalt. — Einrichtung derselben. — Meine Freude, als sie fertig war. — Gäste. Die Hydriatik beschäftigt mich lebhaft. — Medicinische Studien. — Schlechte Belohnung meiner Bemühungen. Knickerei der Gäste. — Häufige zeitraubende Correspondenz, die Nichts einbringt. — Keine Aussicht, die für die Anstalt gemachten Schulden zu bezahlen. — Nothwendigkeit, die letzte zu erweitern und anständiger einzurichten. — Plane um das nöthige Geld herbeizuschaffen. — Actien. — Weigerung Prießnitzens, eine Actien zu zeichnen, oder eine Subscriptionsliste in seiner Anstalt auslegen zu lassen. — Ueble Aufnahme, welche dieses Benehmen bei meinen Freunden findet. — Ein Brief Prießnitzens. — Hartes Urtheil über Prießnitz von Seiten eines Curgastes. — Meine Gesinnungen für ihn stets dieselben. — Prießnitzens Rathlosigkeit und Schweigen wegen meines fortwährend schlechten Gesundheitszustandes. — Das beste Mittel zu dessen Verbesserung wird mir nicht von Prießnitz, sondern vom Dr. Kretzschmar gerathen. — Irrthum des Prießnitz bei vielen seiner Curen. — Beweis dafür. — Vielesser. Advocat N. — Kaufmann W. — Zeidler. — Arme Kranke. Verluste. — Entschluß nach Gräfenberg zu gehen.................................. S. 257—286.

Erstes Capitel.

Inhalt. Hypochondrie, Hämorrhoiden und Gicht — erblich. — Verhütung ihrer Ausbildung durch angemessene Erziehung und Berufswahl. — Mangelhafter Unterricht der Mütter in ihren Pflichten. — Abhülfe dieses Mangels durch Verbreitung nützlicher Volksschriften. — Meine Eltern. — Körperbeschaffenheit der Kinder. — Lebensweise. Reizende und schwerverdauliche Nahrungsmittel. Unmäßigkeit im Essen. — Kaffee ein Erweckungsmittel der Sentimentalität und Ursache frühzeitiger Reife. — Folgen für das spätere Alter. — Verhalten bei der Erziehung meiner Kinder. — Entwickelung meiner Krankheit und meines Temperaments. — Blick in meine Lebensgeschichte. — Ausbruch meiner Gicht. — Mißliche Lage. — Verschlimmerung meiner Krankheit durch Sorgen und Geistesanstrengung. — Unnütze Medicin- und Badecuren. — Wechsel der Aerzte. Selbstcuriren. Dampfbäder im Hause. — Medicinische Diät. Bier. — Teplitz. Zu heiße Bäder. — Rückkehr der Gicht nach Rückkehr zur Arbeit. — Erste Nachricht von der Wassercur. — Versuche auf eigne Faust. Lesen der Schriften über Gräfenberg. — Unglücklicher Versuch. Schwere Krankheit in Folge falscher Anwendung der Wassercur. — Immer neue Versuche. — Abreden. — Entschluß nach Gräfenberg zu gehen, in Folge eines Briefs des Dr. Kurz. — Geldverlegenheit und Hülfe. — Abreise nach Gräfenberg.

Hypochondrie, Hämorrhoiden und Gicht sind bekanntlich drei Krankheiten, welche eine starke Neigung haben, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben, mögen sie nun bei den Nachkommen in derselben Gestalt wie bei den Eltern, oder unter verschiedenen andern Formen auftreten. Im letzten Falle sind es gewöhnlich Verdauungsfehler aller Art, Rhachitis, Skro-

feln, Flechten, welche ihre Stelle vertreten und das Leben des Unglücklichen, dem sie als Erbtheil zufielen, vergällen. Durch eine geeignete physische Erziehung und die Wahl eines für den Gesundheitszustand des Kindes passenden Berufs kann zwar einem großen Theile der Leiden, mit welchen die Zukunft desselben bedroht ist, vorgebeugt werden; allein zu ersterer fehlt es den Eltern gewöhnlich an Einsicht und Erfahrung, und letztere wird durch Vermögensumstände, Verwandtschaft, Vorurtheile und hundert andere Verhältnisse, welche über die zukünftige Stellung des jungen Menschen in der Welt zu entscheiden pflegen, bestimmt. Leider giebt es nur wenig Eltern, welche ihre erste Pflicht, die Erziehung ihrer Kinder, in allen ihren Einzelnheiten gehörig begriffen haben, oder sich die Mühe geben, sie gehörig zu begreifen. Namentlich ist dies in physischer Hinsicht bei den Müttern der Fall, und ich getraue mir zu behaupten, daß von je hundert derselben nicht zwei Etwas über physische Erziehung der Kinder gelesen oder das Gelesene gehörig verstanden und den guten Willen haben, es bei ihrer Familie in Anwendung zu bringen. — Und, wahrlich, das ist nicht zu verwundern! Es ist nur zum Theil ihre Schuld.

Jeder Schuhmacher, der ein Paar ordentliche Schuhe machen lernen will, muß vorher bei einem Meister in die Lehre gehen, und bevor er sich selbst als Schuhmacher niederlassen darf, Beweise seiner Geschicklichkeit ablegen. Nun ist das Schuhemachen eine gute und nothwendige Sache. Allein die Erziehung von Menschen ist es gewiß nicht minder und jedenfalls wichtiger als die Eleganz eines Paares Schuhe. Und bei wem lernen unsere jungen Frauen die Kunst, ihre Kinder zu erziehen? Von den alten, die entweder selbst Nichts davon verstehen, oder deren Köpfe vollgepfropft sind von Vorurtheilen, von ungebildeten, mit den ersten Gesetzen der Physiologie und Diä-

tetik unbekannten Hebammen und zuletzt durch eigne theure Erfahrung, die aber nicht eher kommt, bis keine Gelegenheit zu Benutzung derselben mehr vorhanden ist. — Gewöhnlich treten die jungen Bräute ohne den mindesten Begriff von den Pflichten, die ihrer in ihrem neuen Stande warten, warmen Herzens und leichten Sinnes diesen so ernsten Abschnitt ihes Lebens an. Zimperlich hat man seither vermieden, ihnen auf anständige Weise Belehrung über Dinge zu geben, die ihnen zu wissen Noth thut, und über die sie, aus den zufällig belauschten Gesprächen ihrer verheiratheten Bekannten und der Waschweiber, oder aus schlüpfrigen Stellen von Romanen einige verworrene Begriffe erhalten haben, welche keineswegs geeignet sind, ihnen diese Dinge in ihrem ernsten und heiligen Lichte erscheinen zu lassen und ihnen Lust einzuflößen, sich durch würdevollen Ernst mit ihrem künftigen Berufe vertrauter zu machen. Der Mann, der ein Mädchen zur Gefährtin seines Lebens erwählt, fragt ja nach solchen Kenntnissen nicht. Ist die Braut hübsch, hat sie Geld, spricht sie französisch, spielt sie Clavier, singt, stickt oder malt sie, so ist ja Alles im Ueberflusse da, was ein Mann, comme il faut, wünschen kann. Was kümmert es ihn, ob sie verstehe, ihm gesunde Kinder zu erziehen, sich selbst während der Schwangerschaft um ihrer und der Kinder willen zu schonen, ihren Kindern wieder ein gutes Vorbild zu sein, aus ihren Töchtern wieder gute Mütter zu machen? — Er will genießen, sich freuen, sich unterhalten lassen. Kommen Kinder, so wird wieder Rath, und — Noth lehrt ja Künste!

Die Künste sind nun freilich auch danach! — In der Regel wird, wenn die Zeit der Noth kommt, die Weisheit der ersten besten alten Verwandten als ein Orakel angenommen, dessen Aussprüche um so unbedingter befolgt werden müssen, als man ihnen weder Erfahrung noch Belehrung entgegen zu setzen hat,

und als bejahrte Frauen in solchen Dingen durchaus keinen Widerspruch ertragen, ihre Ansichten mögen auch noch so verkehrt sein.

Der Mann kümmert sich nicht um die Erziehung der Kinder und brummt höchstens mit seiner Frau, wenn er etwas Unrechtes sieht, ohne ihr eine gehörige überzeugende Belehrung darüber zu geben, daß und wie es besser gemacht werden könne und müsse. Er geht bei Tage seinen Geschäften nach und des Abends zu Bier oder zum Spiele. Dies thut er besonders dann am liebsten, wenn ihm das Schreien der Kinder lästig wird. — Wie soll nun die Frau, die keine vernünftigen Ansichten über Kindererziehung mit in die Ehe brachte, oder es verschmähete, sich während ihrer Schwangerschaft Belehrung zu verschaffen, bei ihren vermehrten Geschäften es anfangen, um ihre fehlerhaften Ansichten zu berichtigen und sich über ihre heiligsten Pflichten zu unterrichten?*)

*) Wie wenig übrigens Sinn für diesen wichtigen Theil der weiblichen Erziehung unter Männern und Frauen vorhanden ist, dürfte folgende Thatsache beweisen. Ich errichtete mit Anfang des Jahres 1842 eine Volks- und Jugendbibliothek, in welche ich eine Anzahl Schriften über die physische Erziehung der Kinder und belehrende Werke für Schwangere und junge Mütter aufnahm. Trotz dem, daß ich in dem hiesigen Wochenblatte mehrmals auf diese Schriften aufmerksam machte, sind dieselben — in einer Stadt von 12000 Einwohnern — binnen zwei Jahren doch samt und sonders unbenutzt stehen geblieben, wenn ich ein Paar Fälle, in denen ich sie persönlich empfahl oder ins Haus schickte, abrechne. Setze ich nun auch voraus, daß ein Theil der gebildeten Mütter die Belehrungen von Jörg, Hufeland, Most u. s. w. selbst besitzen, so bleibt es doch ein trauriges Zeichen der Zeit, daß viele Tausende von Romanen und Räubergeschichten in derselben Zeit gelesen wurden, in der man auch nicht Einen Band der Schriften zur Hand nahm, welche

Bei diesem Stande der Bildung unserer Frauen kann es freilich nicht oft vorkommen, daß ein Kind, welches das Unglück hatte von hypochondrischen oder gichtischen Eltern geboren zu sein, durch die Erziehung ganz oder zum Theil vor den Leiden geschützt werde, welche seine unglückliche Erbschaft vorhersehen läßt. Im Gegentheil vollendet viel gewöhnlicher eine verkehrte Erziehung das angefangene Werk, indem sie den Keim der Krankheit ausbildet, oder indem sie denselben bei einem kräftig gebornen Kinde erst legt und dem zu einem frohen Dasein gebornen gesunden Menschen den Stempel des Siechthums und lebenslanger Leiden aufdrückt.

---

einen so wichtigen Gegenstand, wie die physische Erziehung des Menschen und die damit in Verbindung stehenden Umstände, behandeln.

Ein Paar Schriften über Viehzucht, welche ich der Bibliothek einverleibt hatte, fanden wenn auch nicht eine große, doch eine bessere Berücksichtigung, obschon in Freiberg nicht gerade viel Feldwirthschaft betrieben wird!

Der gemeine Mann mag Nichts wissen von solchen Dingen und es setzt schon einen gewissen Grad von Geistesausbildung voraus, wenn der Mensch anfängt, sich über sich selbst und seine Pflichten Belehrung verschaffen zu wollen. Unter den Frauen des Volkes giebt es Wenige, welche von dem Dasein solcher Schriften Etwas wissen, und wird ihnen dies ja durch öffentliche Blätter angezeigt, so hüten sie sich wohl, sie sich zu verschaffen; denn erstlich kosten sie Geld, und dann — „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; wir sind ohnehin geplagt genug.“ —

Ich habe jedoch bemerkt, daß Einige von ihnen, konnte ich sie einmal bewegen Etwas zu lesen, Geschmack daran fanden und zum Nachdenken gereizt wurden. —

Es ist Sache der Gebildeten, namentlich der Aerzte, Geistlichen und Lehrer, hier Bahn zu brechen. Wozu lernt das Volk lesen, als um nützliche Kenntnisse zu erlangen; und was liegt uns Menschen näher, als wir selbst?

Es ist nicht der Zweck dieser Mittheilungen, eine Abhandlung über die physische Erziehung gichtkranker Kinder zu geben, über die ich in einigen meiner früheren Schriften, (namentlich meiner Hydrotherapie, S. 340 ff. und meinem Cornaro) einige beherzigenswerthe Winke und Erfahrungen mitgetheilt habe; ich schreibe hier meine eignen Erlebnisse und Thatsachen, die sich auf die Wasserheilkunst beziehen, nieder und würde meine geehrten Leser gern mit diesen einleitenden Betrachtungen verschont haben, wäre es nicht gerade die Eingangs genannte Krankheitsfamilie, welche die Ursache zu den hier mitgetheilten Erlebnissen und allen in dem Gebiete der Heilkunst von mir gemachten Erfahrungen wurde, und hätte ich es nicht für nützlich gehalten, alle an jenen Krankheiten leidenden Eltern gleich anfangs auf die Wichtigkeit einer sorgsamen körperlichen Erziehung ihrer Kinder und die Wahl eines für ihre Gesundheitsumstände passenden Berufs hinzuweisen.

Mein Vater war frühzeitig Hypochonder. In seiner Jugend litt er an Epilepsie und in späteren Jahren an Hämorrhoiden und Gicht. Er starb an Brustwassersucht und einem davon herrührenden Schlagflusse nach mehrwöchentlichen Leiden. Er war ein braver gutmüthiger Mann und trotz seiner Hypochondrie und seines mürrischen Aeußeren oft sehr heiter gestimmt und erfüllt von inniger Liebe für uns, seine Kinder, die es, leider, oft genug zu wenig erkannten. — Meine Mutter, die noch lebt, war eine untersetzte kräftige, äußerst lebhafte Frau, welche die stärksten Strapazen mit Leichtigkeit ertrug, doch vielleicht durch zu große Anstrengungen ihrer Gesundheit geschadet hat. Bei ihrer großen Vollblütigkeit litt auch sie an Hämorrhoiden und späterhin abwechselnd an Rheumatismen und Gicht, worüber sie auch manchmal jetzt noch klagt. Vor drei Jahren hatte sie einen Anfall von Schlagfluß, dessen Folgen wir jedoch mit

Hülfe des kalten Wassers glücklich beseitigten und der nicht wiedergekehrt ist.

Beide meine Eltern waren, bei einer starken, muskulösen Constitution, von lebhaftem, hitzigen Temperamente. Meine beiden Schwestern, von denen die Eine älter, die Andere jünger ist, als ich, so wie meine Wenigkeit, waren von gesundem, kräftigen Körperbau, wohlgebildet und sämtlich einen halben Kopf größer als die Eltern, das heißt, meine Schwestern größer als die Mutter und ich größer als der Vater, und bis in unser vierzehntes Jahr zeigte sich bei Keinem eine Spur von Krankheit, außer den Kinderkrankheiten, als Pocken, Masern, Scharlach ꝛc., die wir glücklich überstanden, und zwar so, daß die ersteren bei Keinem von uns Spuren irgend einer Art zurückgelassen hätten.

Meine Eltern waren arm, doch verdienten sie bei ununterbrochener Thätigkeit und unseren geringen Bedürfnissen unseren Unterhalt. Unsere Lebensweise war einfach und wurde erst etwas künstlicher, als die Mutter durch ihre Betriebsamkeit unsere häuslichen Verhältnisse etwas gehoben hatte. Wir aßen sonst des Morgens eine Wassersuppe, später tranken wir Kaffee; Nachmittags tranken wir anfangs Wasser, wenn uns durstete, späterhin Kaffee; dem Hunger wurden noch Gewürze beim Mittagsessen hinzugefügt, und des Abends stopfte uns die besorgte Mutter noch fleißig, wenn wir vor Schläfrigkeit nicht Lust hatten den Mund zum Kauen zu öffnen. Dabei gab es Kuchen und andere Eßwaaren im Hause, wir liebten Klöße und Mehlspeisen aller Art. Ich war einer der stärksten Esser, welche das Alter von 9 bis 14 Jahren aufzuweisen hat, und — meine Eltern freuten sich meines oft unnatürlichen Appetits, oder meines Prahlens mit meiner Vielesserei; denn oft aß ich nur deßwegen noch, um zu zeigen, wie viel ich vermöchte.

Ich hatte schon als Kind eine äußerst lebhafte, glühende Phantasie und lag stundenlang an einer unserer Berghalden, um die Wolken vorüberziehen zu sehen und meinen sehnsüchtigen, melancholischen Gefühlen nachzuhängen. Meine jüngste Schwester theilte diese Neigung, sobald sie alt genug war, um sie zu fühlen. Meine ältere Schwester hatte leichteres Blut und suchte materiellere Genüsse, von denen ich, wie schon gestanden, eben auch kein Feind war. Sei es nun, daß unsere Sentimentalität uns beiden Jüngern angeboren war, oder daß der frühzeitigere Genuß von Kaffee und Gewürzen ꝛc. sie hervorgerufen, sie hat bei uns Beiden eben sosehr Bestand gehabt, als der leichtere Sinn unserer älteren Schwester, und letztere ist, trotz vieler Noth und mannichfacher Leiden stets gesund geblieben, während wir Beiden, unter verschiedenen Verhältnissen, frühzeitig und fast ganz an denselben Krankheiten zu leiden gehabt und zum Theil noch zu leiden haben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß narkotische Getränke, wie Thee und Kaffee, geistige Getränke, wie Bier, Branntwein, Punsch, Gewürze u. dergl. die Nerven in ihren ruhigen Verrichtungen stören, und daß diese Störungen um so größer und folgenreicher sein müssen, je jünger, zarter und unausgebildeter die Nerven sind. Ich habe ein Kind gekannt, welches zwei Jahr alt von vielem Kaffeetrinken Epilepsie bekam. Warum sollte nicht auch Kaffee in geringerer Menge getrunken bei Kindern eine melancholische Verstimmung des Nervensystems hervorzubringen im Stande sein, und durch Beschleunigung der sämtlichen Functionen eine unzeitige Reife und Störungen in verschiedenen Organen herbeiführen, besonders wenn er durch die anderen oben genannten Reizmitttel, Unmäßigkeit und weichliches Verhalten unterstützt wird? — Die Beantwortung dieser Frage scheint mir nicht schwer. Ich war vielleicht sechs Jahr und meine jüngere Schwester

vier Jahr alt, als der Kaffee bei uns eingeführt wurde. Meine ältere Schwester war schon im zwölften Jahre. Folglich konnte ihren stärkeren Nerven dieselbe Quantität — denn wir bekamen Eines so viel als das Andere — aller der täglich genossenen Reizmittel nicht so viel schaden, als uns, deren Nerven noch zarter und reizbarer waren. Sie blieb gesund, und wir wurden als Kinder Melancholiker, bei dem Eintritt der Puberät Hypochonder und kaum über diese Entwickelungszeit hinaus Rheumatiker und Arthritiker.

Die meisten Kinder bekommen jetzt schon in dem ersten oder zweiten Jahre ihres Lebens Kaffee u. dgl. Was Wunder, wenn die ganze Generation eine sentimentale, hypochondrische, gichtische und krüppliche wird?

Durch Erfahrung gewitzigt gebe ich meinen Kindern ohne Ausnahme nur Suppe oder Milch des Morgens, bei Tage Wasser und eine einfache ungewürzte Kost, und trotz ihrer angebornen und vielleicht in den ersten Jahren mit anerzogenen Kränklichkeit, habe ich bei Keinem einen überwiegenden Hang zur Sentimentalität, noch eine zu frühzeitige Entwickelung bemerkt. Bei der Wahl ihres Berufs ziehe ich ihre Körperbeschaffenheit und ihre geistigen Anlagen und, so viel dies zuläſsig ist, ihre Neigung zu Rathe, und so Gott will, sollen sie trotz der kränklichen Anlagen, die wir Eltern leider auf sie vererbt haben, einst nützliche und glückliche, wenn auch nicht vornehme und glänzende, Menschen werden. Das Streben nach Vornehmheit ist ein Krebsschaden unserer Zeit. Wenn wir Alten mehr danach strebten, unsere Kinder zu guten und nützlichen Menschen zu machen, statt daß wir uns bemühen, ihnen durch alle Mittel einen Platz über ihren Mitmenschen zu verschaffen, es würde besser um die Welt stehen. Uebrigens täuschen wir sie und uns; denn das Glück wohnt weit weniger in den äußeren Verhältnis-

sen, als in dem Inneren des Menschen, in der Fähigkeit sich den Verhältnissen anzupassen und in der Kraft sich selbst zu beherrschen und stets das zu thun, was Vernunft und Klugheit als das Beste anrathen. Hat Einer etwas Rechtes gelernt, und beträgt er sich gut, so ist er, welchem Stande er auch angehören mag, gesucht und geachtet. —

Ich war also schon im zwölften Jahre Hypochonder und hatte Momente, in denen mir das Dasein zur Last war. Diese Hypochondrie nahm mit den Jahren zu und wurde durch unpassende Lectüre vermehrt. Im siebenzehnten Jahre hatte ich am linken Schenkel den ersten Anfall von Rheumatismus oder Gicht. Im zwanzigsten Jahre zeigten sich Hämorrhoiden. Im fünfundzwanzigsten hatte ich eine rheumatische Augenentzündung, welche mich ein Vierteljahr blind im Bett hielt und mich des rechten Auges zu berauben drohete. Im neunundzwanzigsten hatte sich die Gicht in meinem Körper vollkommen ausgebildet und nahm ihren gewöhnlichen schmerzhaften Verlauf.

Um in der Welt unglücklich zu werden, bedarf es nur einer überwiegenden Reizbarkeit des Gefühls und eines guten Herzens. Trotz der Armuth meiner Eltern waren diese doch auf den Rath meiner Lehrer darauf bedacht, meinen hervorstechenden Fähigkeiten eine höhere Laufbahn zu eröffnen, so wie es überhaupt eine Lieblingsidee unserer Mutter war, ihre Kinder eine Rolle in der Welt spielen zu sehen. Meine Schwärmerei, mein heftiges aufbrausendes Temperament, der Mangel an Selbstbeherrschung warfen mich aus der rühmlichst betretenen Bahn, ließen mich eine Menge Unbesonnenheiten begehen und führten mich einer Kette von Leiden entgegen, welche ebensosehr, als die Unregelmäßigkeit meiner Lebensweise, zum Ruin meiner Gesundheit beitrugen. Erst nachdem Das, was wir gewöhnlich Lebensglück nennen, dahin war und der Verstand anfing, sich

des tobenden Gefühls zu bemächtigen, ergriff ich, aufgemuntert durch einen Engel, das abgerissene Ende des Fadens, der mich auf der Bahn des Lebens hätte leiten sollen, und steuerte mit dem Reste meiner Kraft durch all die Schwierigkeiten und hemmenden Verhältnisse unaufhaltsam dem Ziele zu, das ich mir gesteckt hatte. Denke ich zurück an jene Zeit der Entbehrung, der Sorgen, des Kummers, des gedemüthigten Ehrgefühls, so freue ich mich, daß ich muthig ausgehalten und frage mich selbst: wie Vielen an meiner Stelle der Muth wohl vergangen sein, wie Viele die Flügel würden haben hängen lassen?

Der Engel, der mir zuerst die Hand reichte, war die fromme, gute, herrliche Elisa von der Recke, die so viel Segen um sich verbreitet, die so ganz die höchste Bestimmung des Weibes und der Christin erreicht hat. Ihr zur Seite stand der würdige Greis Tiedge, dem ich noch eine recht gute Originalzeichnung der seligen Dahingeschiedenen verdanke, und welcher mir seine wohlwollenden Gesinnungen bis zu seinem Tode bewahrt hat.

Die Anstrengungen indessen, denen ich mich unterzog zu einer Zeit, wo Andere längst zu studiren aufgehört haben, die schlaflosen Nächte, mitten unter Mangel und der Sorge für meine Familie, mußten meine erschütterte Gesundheit vollends zu Grunde richten und mich für den Rest meines Lebens einem traurigen Siechthum zuführen.

Meine äußere Lage hatte sich durch meine Anstellung als Lehrer bei der hiesigen Bergacademie gebessert, und ich fing an, einer sorgenfreien Zukunft entgegen zu sehen, als mein Gichtübel in all' seiner Stärke über mich hereinbrach und abgerechnet die Qualen, welche es mir bereitete, mich auf's Neue in ein Meer von Sorgen und Unruhe versenkte. Ich bezog bei der Academie einen sehr geringen Gehalt, und meine Lehrerstelle hatte hauptsächlich den Vortheil, daß sie mir Gelegenheit bot,

durch Privatunterricht meinen und meiner Familie Unterhalt auf eine anständige Weise zu erwerben. Nun ging zwar wohl während meines Krankseins mein fester Gehalt fort; aber bei der häufigen Unfähigkeit zu arbeiten ging mir der größte Theil meines Erwerbs verloren, und von dem, was übrig blieb, nahmen noch Aerzte und Apotheke einen Theil hinweg. Hierzu kamen noch Krankheiten in der Familie, die Geburt und der Tod mehrerer Kinder und der Umstand, daß ich von früherer Zeit, namentlich von der erwähnten unglückseligen Augenentzündung her noch einige hundert Thaler Schulden hatte, deren Bezahlung mir von meiner hochherzigen Gönnerin kurz vor ihrem Tode angeboten, von mir aber im Vertrauen auf meine eigne Kraft abgelehnt worden war.

Trotz der Sorgen und der Krankheit, welche mich auf diese Weise niederdrückten, arbeitete ich doch so viel, als ich nur konnte, und gab oft ungestört meinen Unterricht fort, wenn mir vor Schmerz die Schweißtropfen von der Stirn rollten. Verbot mir mein Zustand das Sprechen — denn ich litt hauptsächlich am Kopfe — so benutzte ich die von heftigen Anfällen freie Zeit, um fort zu studiren oder mich auf künftige Stunden vorzubereiten, und glaubte nicht daran, wenn man mir sagte, daß ich gerade dadurch meine Krankheit verschlimmere und hartnäckiger mache.

Trotz dem, daß ich seit Jahren mancherlei Unbequemlichkeiten und Störungen in den Functionen der Verdauungsorgane empfunden, ließ mich doch mein starker, muskulöser Körper und die ihm immer noch innenwohnende Kraft nicht ernstlich an eine langwierige Krankheit glauben, und immer noch hoffte ich daß die schmerzhaften Gichtanfälle bald vorübergehen und nicht wiederkehren würden, wenn ich mich ein wenig mehr schonte als bisher.

Meine erste ernstliche Unpäßlichkeit hatte sich mir deutlich als Folge übermäßiger Geistesanstrengung gezeigt. Ich hatte, nachdem ich in drei Tagen mit meinem würdigen Lehrer, Herrn Searle in Dresden, eine ganze englische Grammatik durchgearbeitet, die darauf folgenden zehn Tage und Nächte fast ununterbrochen repetirt und mir nur wenige Stunden Schlaf gegönnt. Den zehnten Tag — es war ein Sonnabend — früh gegen zehn Uhr, als ich mit meiner Repetition ziemlich zu Ende war, wurde ich schwindlich und fiel unter den Tisch. Der Schwindel und die Uebelkeit, welche mich zugleich befallen, hielten mehrere Tage an. Ich mußte mich mehrmals übergeben und konnte drei oder vier Tage fast gar nicht arbeiten.

Den nächstfolgenden Herbst hatte ich den ersten Gichtanfall in der Hüfte, und bald hatte ich durch fortwährende Anstrengung des Kopfes und der Sprachwerkzeuge die Krankheit in den Hals und in den Kopf gezogen, oder sie zeigte sich an mehreren Stellen des Körpers zugleich.

Ich will meine Leser nicht mit Aufzählung aller der Mittel und Curen ermüden, welche man an meinem armen Körper nach und nach durchprobirte. Ihre Zahl ist Legion. Spanische Fliegen, Brechmittel und Laxanzen machten den Anfang und blieben, nebst einer Fontanelle, Jahre lang meine Begleiter. Vergebens versuchten das erprobte Colchicum und die gleichberühmte Bryonia an mir ihre Kraft. Bunte Latwergen, Merkur, Schwefel, Chinin, Brausepulver, in allopathischen und homöopathischen Gaben, Schlacken-, Dampf- und Moorbäder jagten einander in gelehrter Verwirrung. Die Zähne ließ ich mir gewöhnlich paarweise herausholen; und Alles half nichts, wenn nicht Diät und Transpiration, oder mit anderen Worten, die Naturheilkraft selbst eine, nur zu schnell vorübergehende Besserung herbeiführte.

Ich könnte ein dickes Buch schreiben, wollte ich die mannigfachen Qualen schildern, die ich ertrug, und all die Mittel anführen, die man vergebens dagegen anwendete.

Ich wechselte, wie es zu gehen pflegt, mehrmals mit den Aerzten, in der Meinung, daß der Eine nicht genug verstünde und ein Anderer es besser machen würde. Auch nahm jeder Neue stets die Miene an, als wisse er es besser als sein Vorgänger, tadelte diesen wohl auch mitunter; allein besser wurde es mit meinem Zustande doch nicht, und manchmal kam ich sogar auf die Idee, daß der Erste es besser verstanden, als der Letzte, bis ich endlich merkte, daß der Fehler nicht sowohl an den Leuten, als an der Sache liege, das heißt: daß es Krankheiten gebe, bei denen die Jünger Aesculaps alle Geister der Apotheke vergebens heraufbeschwören und sich umsonst abmühen, dem Kranken Erleichterung und Hülfe zu verschaffen.

Da ich früher einmal Medicin hatte studiren wollen, so konnte es nicht fehlen, daß ich bei meiner Behandlung selbst mit thätig war. Wie hätte ich auch einen ganz stummen Zuschauer abgeben und mich alles Nachdenkens über den eignen Zustand und die verschiedenen Mittel dagegen enthalten können?! — Ich half also meinen Aerzten hin und wieder noch auf die Sprünge, wenn sie nicht selbst darauf kamen, und wußte mit überzeugender Redekunst sie zu bewegen in meine Ideen einzugehen und mir zu erlauben, mich auf noch andere Weise zu martern, als sie es mit ihren schon angedeuteten Mitteln thaten. — So ließ ich mir, nachdem ich bemerkt, daß Dampfbäder mir einige Dienste gethan, ein großes hohes Faß bauen, um Dampfbäder im Hause zu nehmen, damit ich theils den beschwerlichen und gefährlichen Transport nach dem Badehause, theils die Kosten ersparte. Dieses Faß war mit einem Deckel versehen, der an dem einem Ende einen Ausschnitt hatte. Dieser Ausschnitt diente zum Heraus=

strecken des Kopfes, wenn ich mit dem nackten Körper in der Wanne lag, und war, damit keine Dämpfe verloren gehen sollten, mit einer Haube von Glanzleinwand versehen, die mit einem großen Tuche am Kopfe festgebunden wurde. Die Dämpfe wurden in einer Maschine von Blech bereitet, die ein in das Faß ausmündendes Rohr hatte, wodurch die Dämpfe in das Faß geführt wurden. Die Maschine, auf einem Gestelle stehend, wurde halb mit Wasser angefüllt und mittelst einer Spirituslampe, die man darunter stellte, das Wasser zum Sieden gebracht; worauf sich die Dämpfe entwickelten und durch das Rohr in das Faß gingen. Unglücklicherweise war das Faß im Verhältnisse zu der Maschine zu groß, so daß die Dämpfe bald erkalteten und flüssig nieder fielen. Langten sie nun zu vollkommener Erwärmung der ganzen Fasses nicht hin und hatte ich sehr heftige Schmerzen im Kopfe, so zog ich wohl den Kopf in das Faß hinein, ließ die Luke zudecken und brummte und trommelte nun vor Schmerz in dem Fasse herum, wie ein gefangener Bär, bis ich es entweder wegen zunehmender Schmerzen oder wegen Mangels an Luft nicht mehr darin aushalten konnte und in einem Anfalle von Wuth den Deckel des Fasses herabwarf und herauskletterte.

Solche nutzlose Erfindungen, durch die ich mir, wie durch zu warmes Verhalten überhaupt, nur die Haut verdarb, machte ich mehrere, und noch erinnert mich meine Frau manchmal an die traurigen Komödien, welche ich damit aufführte. Dabei benutzte ich jede lichte Stunde, um Etwas zu verdienen, oder Etwas zu lernen, und suchte mich, wenn einmal eine längere Besserung eintrat, auf den Rath der Aerzte, durch „kräftige Speisen", „ein gut gegohrenes Bier", „ein altes Glas Wein" und dergleichen Dinge, die sie selbst gern aßen oder tranken, zu den neuen übermäßigen Anstrengungen zu stärken, die mir bald

wieder einen Anfall zuwege brachten. Ja, ich befolgte den Stärkungsrath so gut, daß ich während meines Aufenthalts in Teplitz, beim Mittagstische, der besser und reichlicher war, als bei mir zu Hause, gewöhnlich drei Halbe bairisches Bier trank. — Nach der Zeit habe ich bemerkt, daß das Bier gerade dasjenige Getränk ist, das Gichtkranken am meisten widerrathen werden muß.

Der Aufenthalt in Teplitz bekam mir übrigens recht gut und würde mir noch besser bekommen sein, hätte mir mein Arzt nicht gerathen, die Bäder im Stadtbade so heiß zu nehmen, als ich sie nur ertragen könne, und — hätte ich eine bessere Diät beobachtet. Ich hatte Sorgen und Aerger zu Hause gelassen, um mich jedoch nicht ganz zu verwöhnen, wenigstens das Aelteste meiner Kinder mitgenommen, das bei meinen braven Wirthsleuten, dem Schneider Neubert und seiner Frau, recht gut aufgehoben war, und lebte nach meiner Art herrlich und in Freuden, das heißt: ich arbeitete nicht, fuhr nach Doppelburg oder Dux, ging spazieren oder in heitere Gesellschaft, die ich unter Landsleuten fand, badete, aß alle Tage Fleisch, trank Bier, auch wohl manchmal ein Glas Wein — für einen Sachsen Dinge, die nicht alle Tage vorkommen — und ließ übrigens, wie man zu sagen pflegt, den lieben Gott einen frommen Mann sein.

Dieses Leben bekam mir recht gut. Nur wurde ich meine Gicht nicht dabei los. — Ein alter braver Regimentsarzt, der ebenfalls eine Badecur brauchte und mich kannte, erinnerte mich zwar bei Tische öfters, ich solle nicht soviel Bier trinken. Da er aber, selbst gichtkrank, mir mit schlechtem Beispiele voranging, hielt ich auch lieber den Rath meines freiberger Arztes in Ehren und suchte mich „durch ein gut gegohrnes Bier", wie es das baierische oder Eger-Bier war, zu „stärken", und so half denn Teplitz nur so lange, als das gute und faule Leben und das gute Wetter dauerte. Als beides zu Ende ging und ich in

Freiberg wieder tüchtig arbeiten mußte, kam auch meine Gicht wieder, und zwar stärker als vorher.

Ich war jedoch nicht umsonst in Teplitz gewesen, sondern hatte einen Talisman gegen die Geißel der Menschheit, die Gicht, mitgebracht, und dieser Talismann war — die Wassercur.

Einige Tage vor meiner Abreise nämlich aß ich im Hôtel de Russie zu Abend. Außer mehrern Sachsen fand sich auch eine kleine Gesellschaft von Italienern, die in Prag studirten, mit einem Magistratsbeamten aus derselben Hauptstadt ein. Da ich gern Gelegenheit suchte, mich im Sprechen der von mir erlernten Sprachen zu üben, so schloß ich mich denn auch hier der italienischen Gesellschaft an, und nach und nach kamen wir auf den Grund meines Dortseins zu sprechen. Als ich das Wort „Gicht" (gotta) genannt hatte, gerieth der sonst sehr gemessene Rathmann in Feuer und Flammen und erzählte mir mit einer den ganzen Abend noch nicht gezeigten Lebhaftigkeit, wie er selbst jahrelang so heftig an Kopfgicht gelitten, daß er fast erblindet gewesen, wie alle Bäder und Arzneien an ihm vergebens verschwendet worden und wie er, schon an seiner Herstellung verzweifelnd, durch einen Freund auf den Professor Oertel und dessen Wassercuren aufmerksam gemacht, eine Wassercur begonnen und sich hergestellt habe, so daß er nun ein glücklicher Gatte und Vater sei. Er sagte, er habe nichts gethan, als täglich zehn Maaß Wasser getrunken und sich am ganzen Körper gewaschen und sei, nachdem er gleich im Anfange eine Besserung bemerkt, nach fünfzehn Monaten vollkommen hergestellt worden.

Das ganze Wesen des respectablen Mannes, der von den jungen Studirenden mit vieler Ehrfurcht behandelt wurde, verbürgte mir die buchstäbliche Wahrheit seiner Mittheilung, und mehrere Einzelnheiten aus seinen Familienangelegenheiten und der Geschichte seiner endlichen glücklichen Verheirathung in Folge

seiner Herstellung, mit denen er mich erfreute, machte ihn und seine Cur mir doppelt interessant. — Einige durchreisende Dresdner, wit denen ich darüber sprach, bestätigten die wohlthätige Wirkung des kalten Wassers aus eigner Erfahrung und sagten mir, daß es in Dresden jetzt allgemein sei, sich mit Wasser zu curiren.

Wenn Das mit dem Dresdner Wasser geht, dachte ich, das mir nie hat schmecken wollen, so muß es mit unserem guten Gebirgswasser noch viel besser gehen, das ich immer gern getrunken habe, und bald hatte ich Gelegenheit, einen Versuch zu machen.

Ich bekam mit dem Eintritte der kalten Jahreszeit wieder einen heftigen Anfall von Kopfgicht und fing sogleich an, tüchtig Wasser zu trinken und Obst zu essen, was, nach der Aussage meiner Dresdner Gewährsleute, mit zur Cur gehörte. Der Anfall ging leicht und schnell vorüber und mein Vertrauen zur Wassercur wuchs natürlich eben so schnell.

Ich setzte das viele Wassertrinken fort, befriedigte aber auch meinen dadurch vermehrten Appetit mehr als nöthig und zog mir, vielleicht dadurch, einen neuen und heftigeren Gichtanfall zu. Ich hatte inzwischeneinen Aufsatz vom Seminardirector Dr. Harnisch zu Weißenfels in seinem „Frisches und Firnes" gelesen und war mit der Existenz Prießnitzens bekannt geworden. Bald nachher fielen mir auch die kleinen Schriften von Brand, Kurz und Herrmann in die Hände; noch später Kröber, und ich wurde ein eifriger Anhänger des Wassers, ohne jedoch recht verstanden zu haben, wie man es anwenden müsse. — Meinen neuen Gichtanfall behandelte ich indessen mit Erfolg und zwar theils durch vieles Wassertrinken, theils durch kalte Bäder, zu denen ich mein oben erwähntes Dampffaß benutzte, welches ich drei Fuß hoch mit Wasser gefüllt fortwährend in meinem Schlafzimmer stehen hatte. Bemerkte ich des Abends daß es mit der Gicht nicht richtig war,

so stieg ich vor dem Bettgehen hinein und blieb im Wasser „bis zum Verblauen", wie es unser alter Freund Oertel vorschreibt, und der Anfall ging gewöhnlich vorüber. Bei einem ziemlichen Kraftvorrath hielt ich nicht nur dies Verfahren — trotz zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeit täglich — recht gut aus, sondern nahm sogar an Kraft und Wohlbefinden zu, was denn meinen damaligen Arzt veranlaßte, in meine Ansichten einzugehen und von meinen Versuchen zu lernen.

Einige Monate ging dies so fort zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit. Auf einmal aber stellte sich ein heftiger Schmerz im Hinterkopfe ein, der weder der Anwendnng kalter Bäder, noch nasser Betttücher, die ich ebenfalls auf gutes Glück versuchte, weichen wollte. Ich bekam heftiges Fieber und verlor bald die Kraft und den Muth, mich vom Bette bis in mein Faß zu schleppen. Nach drei fürchterlichen Tagen, in denen ich viel Wasser verbrauchte, aber Alles verkehrt machte, weil es an einer Anweisung fehlte, entschloß ich mich endlich, nach dem Arzte zu schicken. Dieser kam, verbot mir alle Anwendung des kalten Wassers und behandelte mich nun auf dem trocknen und warmen Wege, auf dem ich dann nach vollen zwei Monaten, in denen man mehrmals an meinem Aufkommen zweifelte, wieder einen Versuch machen durfte, auszugehen.

Meine Kräfte waren jedoch dermaßen dahin geschwunden, daß ich, um eine kleine Strecke von fünfhundert Schritten zu gehen, fünf oder sechs Mal ruhen mußte; und meine Verdauung hatte durch das fortwährende Laxiren und Vomiren so gelitten, daß die verlornen Kräfte sich auch nur sehr langsam ersetzen konnten. Während der ganzen Cur schwebte mir, wie eine fixe Idee, stets das Wasser als Rettungsmittel vor Augen. Nur beklagte ich, daß ich nicht wußte, wie ich es anwenden sollte, keinen Augenblick zweifelnd, daß es bei richtiger Anwendung

mich bald und gründlich heilen werde. Trotz des Verbotes meines Arztes fing ich daher, sobald ich nur soviel Kraft hatte, allein zu stehen, meine kalten Waschungen wieder an, und zwar ohne den mindesten Nachtheil. Kaum hatte ich den Arzt verabschiedet, so fing ich wieder an, tüchtig Wasser zu trinken und zu baden, und befand mich einige Zeit ganz wohl dabei. Allein nach einem Paar Monaten stellten sich wieder Anfälle ein, die mich zur Verzweiflung brachten.

Meine Verwandten wendeten alle ihre Ueberredungskünste — die freilich nicht besonders groß waren — an, baten und beschworen mich, doch von dem erschrecklichen kalten Wasser abzustehen, das mich noch ganz zu Grunde richten würde; auch mein Arzt gab sich alle Mühe, mich von der Unrichtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen und meinte, daß ich denn doch schon bei den ersten Versuchen gesehen habe, daß es nicht gehe. Allein man hatte mir früher auch manchmal gesagt, daß Dies oder Jenes nicht gehen würde, und bei gehöriger Ausdauer war es endlich doch gegangen; und so dachte ich auch hier wieder. Daß es die ersten Male nicht gegangen war, bewies mir blos, daß ich es ungeschickt angefangen, nicht aber daß die Sache selbst Nichts tauge; und trotz aller Schmerzen und aller Unbequemlichkeit brauchte ich meine kalten Bäder bei den folgenden Anfällen wieder.

Der Erfolg war immer schwankend: manchmal half ein bloßes einmaliges Untertauchen des Kopfes; manchmal mußte ich auch stundenlang mit dem ganzen Körper im Bade sitzen, ehe der Schmerz nachließ. — Ich hatte nicht Eine unterstützende Stimme für mich; alle Welt war gegen meine Ansicht, und als ich nun vollends einen Versuch machte, mit schwitzendem Körper in das kalte Bad zu gehen, da schrie Alles Zeter und Mord.

Da endlich alle Versuche vergebens waren, so entschloß ich

mich, an Herrn Dr. Kurz, damals in Frankenstein in Schlesien — jetzt Leibarzt des Herzogs von Dessau — zu schreiben und ihn um seinen Rath zu bitten. Seine Antwort kam in dem Augenblicke, wo ich mich mit meinem Arzte wegen einer Wassercur, die ich gegen seinen Willen unternommen, überworfen hatte, und bestimmte meinen Entschluß.

Er rieth mir nach Gräfenberg zu gehen, schrieb mir freundlich, was ich mitnehmen, daß ich mich auf wenigstens sechs Wochen einrichten sollte, und ermahnte zur Ausdauer, bei welcher es nicht an einem glücklichen Erfolge fehlen werde.

Ich schrieb an Prießnitz und bereitete, während ich auf eine Antwort wartete, meine Abreise vor.

Ich hatte fast kein Geld in den Händen und wußte nicht, wie ich das zur Reise und Cur Nöthige aufbringen sollte. Mehrere Freunde, bei denen ich anklopfte, waren nicht zu Hause, andere hatten selbst Nichts. Endlich fand ich einen wahren Freund in einem Manne, mit dem ich bisher nie in nähere Berührung gekommen war, und der lediglich vom Mitleid mit meiner Lage bewogen wurde, mir eine bedeutende Summe zu meiner Reise vorzuschießen, ohne daß ich ihm eine andere Sicherheit dafür hätte geben können, als die Hoffnung auf meine Wiederherstellung und die Möglichkeit, ihn einmal zu bezahlen. Dieser Edle, der solchergestalt mein und meiner Familie Retter wurde, war der Fabrikherr und Kaufmann Herr Thiele in Freiberg. Hatte er durch seine Unterstützung mir die Mittel zu meiner Wiederherstellung gegeben, so machte er mir späterhin die Rückzahlung der dargeliehenen Summe nicht minder leicht und erwarb sich so meinen doppelten Dank, der auch nur mit meinem Leben verlöschen wird.

Ein Aufsatz in einem vielgelesenen Blatte von Julius Krebs, der mir in die Hände fiel, hätte mich fast zu einer

Aenderung meines Entschlusses bewogen. Er besprach die mangelhafte Einrichtung der gräfenberger Anstalt und die großen Geldsummen, die Prießnitz damit verdiene, in einem Tone, der, so ruhig er auch gehalten sein mochte, doch auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck machte. Ich zweifelte ein Paar Tage an der Geschicklichkeit Prießnitzens und begann ihn für einen Menschen zu halten, der nur für sich arbeitete. — Dr. Kröber's kleine Schrift beruhigte mich endlich hierüber und ich reiste am 6. August 1836 von Freiberg ab.

Zweites Capitel.

Inhalt. Abschied von der Familie. — Abentheuer mit einem Teplitzer Lohnkutscher. Summarische Justiz. — Prag. — Königingrätz. Das goldne Lamm. Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und Garnison. Der Kellner im Lamm. — Wenzel Rubin und sein Fuchs. Wenzel's Frömmigkeit. — Ich spreche böhmisch. — Senftenberg. — Krulich. — Goldenstein. — Gräfenberg.

Der Abschied von meiner Familie wurde mir sehr schwer; schwerer aber wurde es ihr gewiß, mich scheiden zu sehen. Denn damals wurde eine gräfenberger Cur mindestens einem Feldzuge gegen die Türken gleich gerechnet, und meine Gesundheit war allerdings so geschwächt, daß die schauderhaften Gerüchte von der barbarischen Cur, die im Publikum umliefen und von den Aerzten gewissenhaft bestätigt wurden (die fast Alle nichts Authentisches über Gräfenberg wußten), den Meinigen gerechte Besorgnisse einflößen mußten. Einer meiner ärztlichen Freunde sagte mir selbst ins Gesicht, daß er nicht glaube, ich werde die Cur aushalten, und kaum hoffe mich wieder zu sehen.

Der Abschied wurde mir schwer, aber da mein Vertrauen auf Prießnitz wieder hergestellt war, so vermochten weder die Thränen meiner Lieben, noch der Schmerz in der eignen Brust, mich wankend zu machen. Der Erfolg hat gezeigt, das ich recht gethan. Ich sah sie nach vier Monaten wieder, gesünder und kräftiger, als da ich sie verließ. Nur Eines, mein jüngstes

Kind war aus ihrer Mitte geschieden, und zwar, wie die früher Verstorbenen, unter dem Beistande der Medicin.

Um nach Gräfenberg zu gelangen waren mir von Freiberg aus zwei Reisetouren angegeben worden: die Eine über Dresden, Teplitz, Prag und Königingrätz, die Andere über Görlitz, Breslau und Neisse. Ich wählte die durch das schöne Böhmen und gelangte ohne Unfall am 11. August, also fünf Tage nach meiner Abreise, in Gräfenberg an.

Unterwegs hatte ich ein Paar kleine Intermezzo's. Das erste in Teplitz erwähne ich zur Empfehlung der dortigen Lohnkutscher.

In der Scheffelgasse zu Dresden wurde ich von mehreren böhmischen Lohnkutschern bestürmt, mit ihnen zu fahren. Sie hatten, wie es in dieser Jahreszeit gewöhnlich ist, Badegäste zurück nach Dresden gebracht und suchten zur Heimfuhr Reisende, die um diese Zeit selten zu sein pflegen. Aus diesem Grunde drängten sie sich um mich und unterboten sich gegenseitig in ihren Forderungen, so daß ich Gelegenheit hatte, mich an den Mindestfordernden zu verhandeln. Er verlangte nicht mehr als zwanzig Groschen und versprach außerdem noch, auf mein Verlangen, mich den zweiten Tag bis nach Prag zu fahren, wofür ich ihm denn, von Dresden bis dorthin, drei Thaler bezahlen sollte. Ich willigte in den Handel und wir fuhren den andern Morgen ab.

Es saßen außer mir noch eine berliner Bürgersfrau mit ihren zwei Töchtern, von denen die Eine hübsch, die Andere garstig war, die aber samt und sonders viel und schnell sprachen, im Innern des Wagens. Im Cabriolet befand sich ein junger Mensch aus Dresden, der eben das Gymnasium verließ und sich nach Wien auf die Universität begab. Ich habe ihn seitdem in Sachsen wieder gesehen und mich sehr gefreut, meine Bekanntschaft mit ihm erneuen zu können.

An der Grenze überließ die Gesellschaft mir, die Post- und Mauthangelegenheiten zu besorgen, was ich denn auch zur großen Zufriedenheit meiner Gefährten that. Die Beamten waren höflich, und wir fuhren ohne bedeutenden Aufenthalt weiter.

In Teplitz trennte sich die Reisegesellschaft von mir; die Damen, um in einem ihnen empfohlenen Hause einzukehren, der junge Studirende, um bei seiner Mutter, die in Teplitz eine Cur gebrauchte und die ihm liebevoll entgegen eilte, als sie den Wagen halten sah, einzusprechen. Ich fuhr auf gutes Glück mit dem Kutscher in den Gasthof, den er für sich wählte, um den andern Tag gleich bei der Hand zu sein. Es war der Hirsch.

Hier entspann sich nun ein Streit zwischen dem Kutscher und mir. Er wollte nämlich nicht selbst nach Prag fahren, sondern mich an einen, im Hirsche abfahrenden Stellwagen verhandeln, wobei er gewann und ich wahrscheinlich einen schlechteren Sitz hatte als in einem gewöhnlichen Miethwagen. Der Platz im Stellwagen von Teplitz bis Prag kostete nämlich nur einen Thaler siebenzehn Groschen und von Dresden nach Teplitz hatte er zwanzig Groschen verlangt, so daß mich also die ganze Fahrt von Dresden nach Prag nur zwei Thaler dreizehn Groschen gekostet haben würde, wenn ich den Stellwagen selbst besorgte. Nun war es aber weniger die Differenz von 11 Groschen, als der Unwille, mich von einem Lohnkutscherknecht verhandelt und bevortheilt zu sehen, welcher mich bewog, ihm sein Fuhrlohn von Dresden nach Teplitz anzubieten und ihm zu erklären, daß ich für mein Weiterkommen selbst sorgen würde. Der Kerl wollte jedoch davon nichts wissen, obschon ich ihm vier Groschen mehr gab, als er in Dresden verlangt hatte, und ihm auch unter Wegs mehrmals hatte einschenken lassen. Er verlangte seine drei Thaler bis Prag, wollte mich zwingen, mit meiner Kopfgicht im Cabriolet zu sitzen, da kein anderer Platz mehr leer

war, und verbot sogar dem Hausknecht, der das Einschreiben zum Stellwagen besorgte, mich einzutragen und Geld von mir anzunehmen. Da der Hausknecht ihm gehorchte und auf meine Reclamationen keine Rücksicht nahm, so erklärte ich, ich würde nach einem anderen Gasthofe und nach einem anderen Stellwagen gehen, bot dem Kutscher sein Geld nochmals an und stellte es ihm frei, ob er es nehmen wollte oder nicht, auf keinen Fall jedoch werde ich ihm mehr geben, als ihm von Rechtswegen zukomme. Da fing der Kerl an zu fluchen und zu drohen, meinte er merke schon „ich sei ein Guter", was in seiner Sprache Einen bezeichnen mochte, der kein Trinkgeld giebt, und gab mir zu verstehen, daß er sich thätlich an mir vergreifen werde, wenn ich Miene mache mich aus dem Gasthofe zu entfernen.

Ich achtete nicht auf seine Drohungen und ging. Kaum war ich aber zwanzig Schritt von dem Hause weg, so kam mir der Kerl nach und schien entschlossen, seine Drohung auszuführen. Habe ich jemals die Unmöglichkeit eines freien Gebrauchs meiner Glieder und den Verlust meiner früheren riesigen Kräfte schmerzlich gefühlt, so war es in diesem Augenblicke. Was konnte ich aber thun mit einer Gicht in der Hüfte, die mir kaum gestattete am Stocke vorwärts zu schreiten, und einem durch lange Krankheit entkräfteten Körper? — Ich kehrte zurück nach dem Gasthofe und verlangte den Wirth, Dominik, zu sprechen, dem ich die Geschichte erzählte und von dem ich Schutz gegen den Kerl verlangte. Dieser nahm jedoch die Sache sehr leicht und gab mir zu verstehen, daß ich am besten thun würde, dem Kerl seinen Willen zu thun. Dazu konnte mich natürlich nun nichts mehr bestimmen, und als ich bemerkte, daß ich bei dem Wirthe auf keinen Schutz zu rechnen hatte, so machte ich noch einen und dann einen dritten Versuch, nach dem Hôtel de Russie

zu gehen, von wo ein anderer Stellwagen abging, wurde jedoch beide Male auf dieselbe Weise zum Umkehren genöthigt.

Dieß brachte mich nun so in Wuth, daß ich, da die Leute den Angriff auf der Gasse ruhig abwarten zu wollen schienen, laut über die Niederträchtigkeit und Rohheit, denen ein kranker Reisender in einem Badeorte ausgesetzt sei, ohne daß sich Jemand zu seinem Beistande zeige, schimpfte und dadurch bewirkte, daß endlich ein Polizeidiener herbeigeholt wurde.

Diesem sagte ich einige Worte über den Vorfall und hieß ihm, den Kutscher mit nach der Polizei zu nehmen, wohin ich mich erbot ihn zu begleiten.

Dort angekommen wollte ich dem recht braven Polizeiwachtmeister Morgenstern, dem ich von meinem früheren Aufenthalte in Teplitz bekannt war, die Sache mittheilen. Mein Kutscher ließ mich jedoch nicht zu Worte kommen, sondern fing sogleich ein langes und lautes Geschwätz an, in dem eine Unwahrscheinlichkeit und Lüge die andere überbot. Da ich kein Wort aufbringen konnte, so ließ ich ihn erst mit seinem Galimathias fertig werden und erzählte dann, nicht ohne mehrfache Unterbrechungen von Seiten des Kerls, den Hergang der Sache.

So wie ich auf die Streitigkeit im Gasthofe, den Angriff auf der Gasse, und das Benehmen des Gastwirths kam, flammte das Auge des alten Soldaten unwillig auf, und als ich schwieg, fragte er den Kerl, ob er das Geld von mir nehmen wolle, oder nicht. Der Kerl antwortete trotzig „Nein". — Kaum war aber das „Nein" aus seinem Munde, als der riesige Wachtmeister ihm ein Paar Faustschläge erster Qualität applicirte, und ihn unter Rippenstößen und Fußtritten seinen beiden des Winks gewärtigen stämmigen Polizeisoldaten in die Hände spielte, welche nun ihrerseits anfingen, den Hartkopf mit ihren Fäusten unsanft zu bearbeiten und ihn dann dem draußen stehenden Kame-

raden überlieferten, der ihn mit einigen gut angebrachten Püffen vollends die Rathhaustreppe hinab auf das Pflaster des Marktplatzes spedirte.

Dieses summarische Verfahren war von einem Hagel derber Ausdrücke begleitet, die dort am passenden Orte waren, und den Schluß machte eine Drohung, den Kerl bei Wasser und Brot einzusperren, so wie er sich nur das Mindeste weiter gegen mich erlaube. Diese Sprache schien dem Burschen jedoch verständlich zu sein und einigen Eindruck auf ihn zu machen; denn er ging ganz ruhig nach Hause und ließ sogar das von mir auf den Tisch des Wachtzimmers gelegte Fuhrlohn liegen, das er sich jedoch höchst wahrscheinlich den nächsten Tag geholt haben wird.

Ich dankte dem energischen Wachtmeister für die mir gegebene Genugthuung und ließ mich von dem Polizeisoldaten nach dem Hôtel de Russie führen, wohin mein Gepäck schon gebracht worden war. Der Soldat dankte tausend Mal für den ihm gereichten Zwanzigkreuzer und empfahl mich noch ganz besonders der Obhut des mir wohl bekannten Wirthes.

Den andern Tag Abends traf ich in Prag ein, von wo ich den nächsten Morgen nach Königingrätz weiter fuhr. In Prag hatte ich mich über die Prellerei des Lohnbedienten zu beschweren, welchem ich für das Zurückholen meines, am Thore mir abgenommenen Passes von dem Polizeiamte, einen Gulden Conventionsmünze bezahlen mußte, was er damit entschuldigte, daß er „bis Mitternacht" auf den Paß habe warten müssen.

In Königingrätz angekommen rieth man mir, im goldnen Lamm abzusteigen. Ich fand den ersten Gasthof einer nicht unbedeutenden Stadt, in welchem ein Theil der Offiziere speiste, ziemlich schmutzig. An den Wänden der Gaststube waren Bänke angebracht, wie bei uns in den Dorfschenken; in einem Winkel

stand eine lange Mulde, an der zwei oder drei Weiber Wäsche reinigten, und nach dem Essen wurde das Geschirr, so weit es nicht die Hunde abgeleckt hatten, ebenfalls in demselben Zimmer, in welchem die Table d'hôte Statt fand, aufgewaschen. Uebrigens warteten ein Ziegenbock und ein zahmes Reh bei Tisch mit auf und ließen uns keinen Bissen in Ruhe essen. Der Bock bettelte auf seine Art mit den Hörnern und das Reh beschmierte mit seiner feuchten Nase die Kleider der Gäste. Außer einem ekelhaft höflichen Kellner, der auch nicht gar zu reinlich aussah, und der nie Stich hielt, wenn man mit ihm sprechen wollte, ließ sich Niemand von den Wirthsleuten oder ihren Kindern herbei, ein deutsches Wort mit mir zu reden. Man sprach fortwährend böhmisch und überließ es mir, mich mit einem der Hunde oder dem zur Familie gehörigen Ziegenbocke zu unterhalten, der sich weit zutraulicher benahm, als seine Herrschaft.

Endlich kam das recht gute Abendessen und mit ihm die ersehnte Gesellschaft einiger Offiziere und Beamten. — Ich habe die österreichischen Offiziere stets freundlich und gefällig gegen Fremde gefunden; der hochtrabende oder naseweise Adelston, der in manchen andern Ländern unter diesen Herrn herrscht, ist ihnen gewöhnlich unbekannt und, selbst gut unterrichtet, unterhalten sie sich gern mit jedem gebildeten Unbekannten, ohne sich erst um seinen Stammbaum oder seine Titel zu bekümmern. So war es auch hier.

Die Unterhaltung drehte sich um einen ihnen etwas peinlichen Gegenstand, den sie mit ziemlicher Unparteilichkeit erörterten. Es war nämlich zwischen einigen Offizieren eines in Königingrätz garnisonirenden Regimentes, des sechsunddreißigsten Linienregimentes, Freiherr von Palombini, und einem Bürgerlichen eine Schlägerei vorgefallen, welche der Ehre des Ersteren und der Gesundheit des Letzteren gleich nachtheilig zu werden

drohte und welche die Gemüther der Bürger gegen die Soldaten, und dieser wieder gegen die Bürger so feindselig aufgeregt hatte, daß man es für angemessen hielt, dem Regimente eine andere Garnison anzuweisen, nachdem vorher eine strenge Untersuchung eingeleitet worden war, die jedoch, so viel ich weiß, an dem Esprit de corps der Offiziere scheiterte. Nach dem, was ich damals in Königingrätz über die Sache hörte und zum Theil schon unterwegs von einigen Bürgern dieser Stadt im Stellwagen vernommen hatte, fiel der größere Theil der Schuld auf ein Paar, um ihres Betragens willen nicht sehr geachteter Offiziere, die Anderen wurden fast gegen ihren Willen in den Handel verwickelt und hielten es dann für unpassend, ihre Kameraden im Stiche zu lassen. — Ein sehr achtbarer Offizier des sechsunddreißigsten Regimentes, mit dem ich in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, hat mir später versichert, daß der Bürgerliche durch ein rohes, ehrenrühriges Benehmen die Veranlassung zu dem ganzen Streite gegeben habe und dann allerdings etwas derb zugedeckt worden sei.

Im Ganzen fand ich die Stimmung des Bürger- und Bauernstandes gegen das Militair in diesem Theile Böhmen's nicht günstig. Man beschwerte sich über Rohheiten und Bedrückungen; — ob mit Recht oder Unrecht, kann ich nicht sagen; es fiel mir jedoch damals um so mehr auf, je weniger dieß in Sachsen der Fall ist.

Da man mir gesagt hatte, daß ich von hier aus am Besten mit einem Einspänner über Senftenberg und Krulich die Gebirge passiren würde, so trug ich dem Kellner auf, mir für den nächsten Tag früh einen einspännigen Wagen nach Gräfenberg zu schaffen, und fragte ihn, was man dafür gewöhnlich zahle. Er gab sechszehn bis achtzehn Gulden Münze als den gewöhnlichen Preis an, wurde aber deshalb von den gegenwärtigen

Offizieren unsanft zu Recht gewiesen, welche diese Forderung für eine Prellerei erklärten. Er entschuldigte sich mit einigen Worten und versprach sich sogleich nach einem Kutscher zu erkundigen. Kurz vor dem Zubettgehen sagte er mir, daß er Einen gefunden, der mich für dreizehn Gulden fahren würde.

Diesen Kutscher mußte ich jedoch bis den nächsten Nachmittag erwarten, und weder meine eignen Bemühungen noch meine ungeduldigen Einwendungen bei dem Kellner verschafften mir einen Andern. Von Stunde zu Stunde wurde ich von dem abscheulichen Kellner vertröstet, bis endlich nach drei Uhr eine einspännige Pritzschka vor dem Thore des Gasthauses ankam, deren Führer aber, wie ich bald bemerkte, weder seinen Kopf grade zu halten, noch von seinen Beinen den regelmäßigsten Gebrauch zu machen vermochte. Nachdem der Kellner abseits mit ihm ein Uebereinkommen abgeschlossen und dabei, wie es mir schien, mehrere Silberstücke für seine Bemühung in Empfang genommen hatte, wiederholte er mir, daß der Mann unter dreizehn Gulden nicht fahren könne, daß es, bei dem sehr schlechten Wege, auch gar nicht zu viel sei, und daß er mir durchaus keinen billigeren Fuhrmann verschaffen könne. Ich mußte also wohl, wollte ich nicht noch länger in dem mir verhaßten Gasthofe liegen bleiben, einwilligen. Späterhin erfuhr ich, daß man für diese Tour gewöhnlich nicht mehr als neun Gulden zahlt, wofür ich auch, bei meiner Rückkehr in ungünstigerer Jahreszeit, in Freiwaldau so viel Kutscher haben konnte, als ich wollte. Der Ueberschuß ist wahrscheinlich für den gefälligen Kellner gewesen, der sich übrigens auch bemühte, meine Besorgnisse wegen des trunknen Zustandes des Fuhrmannes zu zerstreuen.

Den Vormittag hatte ich damit zugebracht, mir die Stadt und Festungswerke von Königingrätz anzusehen, so weit Letzte-

res gestattet war. Die Stadt hatte kurz vorher von einem Brande bedeutend gelitten und eine ganze Reihe von Häusern lag noch in Schutt und Asche. Die Soldaten des oben erwähnten Regimentes sollen sich wegen der kurz vorher vorgefallenen Streitigkeit und der aus derselben hervorgegangenen Spannung zwischen Bürger und Militair bei diesem Brande nicht besonders gut benommen haben. — Die Casernen sind schön und geräumig. Die Festungswerke schienen mir zwar nicht besonders stark; indessen sagte man mir, daß durch Schließung einiger Schleußen in kurzer Zeit die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und die Annäherung eines Feindes unmöglich gemacht werden könne. Bei einem Spatziergange auf dem Walle verschaffte mir meine schwarze Berguniformmütze mit rothem Rande mehrere Honneurs von den dort aufgestellten Schildwachen. — Es ist bekannt, daß die österreichischen Offiziere der Linie schwarze Interimsuniformen tragen, um die feinen weißen Paradeuniformen, deren Farbe sich zu den gewöhnlichen Dienstverrichtungen nicht eignet, zu schonen. —

Ich war mit meinem trunknen Kutscher nicht weit gefahren, als er die Zügel am Wagen befestigte, sich ein Lager auf seinem Sitze zurecht machte und darauf zu schnarchen begann. Ich protestirte vergebens dagegen und schlug ihm, um nicht ein Unglück zu haben, endlich vor, er solle sich in den Wagen setzen und mich fahren lassen, wozu er sich sehr bereitwillig zeigte. Auf mein Bedenken, daß ich keinen Weg wisse und oft genöthigt sein werde ihn zu wecken, sagte er gleichgültig, in seinem gebrochenen Deutsch: „thut nix; Fuchs wehß Weg", worauf er sich ohne Umstände schlafen legte.

Nun wußte zwar Fuchs Weg, aber er konnte doch nicht wissen, wohin wir eigentlich fuhren, was auf einer gewöhnlichen Landstraße, von der alle Viertelstunden Arme rechts und

links abgingen, die eben so breit und befahren waren als die Straße selbst, nach meiner Meinung einem Pferde doch nicht ganz leicht zu errathen war. Auch hatte unser Fuchs wirklich eine ganz andere Meinung, wie sich bald ergab; denn in einem der vielen Dörfer, die an der Straße lagen, lenkte er trotz meines Widersetzens mit Rufen, Zügel und Peitsche, halsstarrig nach einem ansehnlichen Bauernhofe ein, in dem sein Herr wahrscheinlich öftere Besuche zu machen pflegte und hätte in der Eile des Umwendens bei einem Haare seine gräfenberger Ladung umgeschüttet. Ein einziges Wort seines über meinem Lärmen erwachenden Herrn vermochte jedoch ihn sogleich wieder auf die Straße zurück zu führen, was mir ein Beweis war, daß selbst bei einem sensiblen Pferde ein Wort aus dem Munde des geliebten Herrn gesprochen eine größere Wirkung hervorbringt, als Zügel und Prügel eines dem Thiere gleichgültigen Tyrannen. Möchten doch die Kutscher aller Art sich dies zur Lehre nehmen!

Mein Fuchs bewies sich auf der ganzen Reise als ein sicheres kluges Thier, das nicht nur sehr fleißig ging, sondern auch stets ohne andere Mittel als die Stimme seines Herrn Alles that, was dieser verlangte. Der Herr selbst zeigte sich, sobald er seinen Rausch verschlafen hatte, als eine recht gute Haut und leistete mir alle kleinen Dienste, die ich nur wünschen konnte. Ich habe diese Dienstfertigkeit bei unseren besser dressirten Lohnkutschern öfter sehr vermißt. — Ich erfuhr, daß der Mann durchaus kein Trunkenbold, sondern nur durch das Zusammentreffen mit einem alten, lange nicht gesehenen Freunde zu einem derben Haarbeutel gekommen war. Der gräuliche Katzenjammer, an dem er den folgenden Tag litt, bewies zur Genüge, daß dergleichen Ueberreizungen seiner Nerven nicht häufig bei ihm vorkamen, und verschaffte mir ein Gaudium, über welches ich noch jetzt herzlich lachen muß, wenn ich daran denke.

Mein Wenzel (Wenzel Rubin war sein Name) begrüßte, als guter Katholik, alle an unserem Wege sich zeigende Heiligenbilder und Kreuze durch Abnehmen seiner Kopfbedeckung und murmelte dabei wohl auch mitunter einige ehrerbietige Worte. Wer da weiß, wie Einem bei einem recht erbärmlichen Katzenjammer zu Muthe ist, und wie jedes erzwungene Wort, jede Bewegung eine Qual wird, der begreift, daß auch meinem Wenzel diese häufigen Begrüßungen (denn es fehlte nicht an Gelegenheit dazu) endlich lästig wurden. Was that er nun, um sich Ruhe zu verschaffen, ohne doch sein Gewissen zu verletzen oder bei den heiligen Herren und Damen anzustoßen? Er wendete den Kopf, sobald er von weitem ein Heiligenbild witterte, sogleich nach der andern Seite und that, als ob er es nicht bemerke, und wenn er glaubte, vorbei zu sein, drehete er sich langsam, und als ob Nichts vorgefallen, wieder herum. Fast konnte ich ein lautes Gelächter nicht zurück halten, als er sich einmal in seiner Berechnung geirrt hatte und bei dem Herumdrehen den Heiligen, den er hatte um sein Compliment betrügen wollen, gerade neben sich erblickte. Er riß seine Mütze schnell herunter und machte eine so tiefe Verbeugung, wie ich sie noch nie an ihm bemerkt und wie man sie etwa zu machen pflegt, wenn man an einem hohen Gönner vorübergegangen ist, ohne ihn zu bemerken, und das Auge des erkannten Gewaltigen plötzlich auf sich haften sieht.

Die Nacht blieben wir in einem böhmischen Dorfe, wo ich einem Preußen aus der Glatzer Gegend lange stumm gegenüber saß, ohne mit ihm zu sprechen, und ohne daß er es wagte, mich anzureden: wir hatten Beide durch ein Paar aufgeschnappte böhmische Worte uns den Wirthsleuten verständlich zu machen gesucht und uns Einer den Andern für Böhmen gehalten, bis mein hereintretender Kutscher, der mich fragte, wenn wir am

nächsten Morgen weiter fahren wollten, den Irrthum aufklärte. — Das Wohlwollen der Wirthsleute erwarb ich mir übrigens durch einige böhmische Redensarten, die ich schlecht genug aussprechen mochte; da sie jedoch nur Lob enthielten, so verfehlten sie ihren Zweck nicht. Ich sagte, in Ermangelung von etwas Besserm: **Tobri hospoda, tobra hospodine, tobra klewa, tobra masla, tobra piwa, tobra woda, tobri kutscher, tobri kun** *) — sie lachten freundlich, und schlossen die interessante Unterhaltung, indem sie mir auf die Schulter schlugen mit einem — „und **tobri pan**!" **)

Ueber die kleine freundliche Stadt Senftenberg und das Fabrikstädtchen Krulich, wo ich von einer sehr hübschen schlesischen Weberfrau ein Paar Taschentücher kaufte, die mich, trotz ihrer Billigkeit, nachher (Dank dem Zollamte Patzschkau) theuer genug zu stehen kamen, gelangte ich, durch einige wunderschöne Thäler und über steile, romantische Berge am Abend in das Bergstädtchen Goldenstein und sah endlich gegen neun Uhr die hellerleuchteten Fenster des lang ersehnten Gräfenberges durch die finstre Nacht herabglänzen nach dem Dreiviertelstunden entfernten Thale, das meine bescheidne Equipage noch in seinem Schooße barg. Wir fuhren den steilen Berg hinan und mit Herzklopfen betrat ich den Boden, auf welchem ich Genesung zu finden und mir eine neue und bessere Zukunft vorzubereiten hoffte.

*) Guter Wirth, gute Wirthin, gutes Brot, gute Butter, gutes Bier, gutes Wasser, gutes Pferd, guter Kutscher.

**) Guter Herr.

Drittes Capitel.

Inhalt. Empfang auf dem Gräfenberge. — Der Saal. — Prießnitz und seine Wohnung. — Mein erstes Zimmer. — Niedergeschlagenheit. — Das erste Bad. — Bekanntschaften. Bedürfniß derselben. — Die Nasenquetsche. — Pater Evstach. — Erste Krise. Entzündungsfieber. — Die Badediener. — Matern. — Behandlung des Fiebers.

Von den hell erleuchteten Fenstern des großen Breterhauses angezogen, deren Glanz im Dunkeln eine bedeutende Wirkung machte, war ich zwischen einigen dem Prießnitz gehörigen Gebäuden durchgefahren, um nach dem Lichte zu gelangen. Man sagte mir, Prießnitz sei oben im Saale. Das von mehr als hundert Menschen hervorgebrachte Geräusch, das nicht unbedeutende Gebäude mit seinen hellen Fenstern, der Gedanke, da oben beim Kerzenglanze mit lauter vornehmen Leuten zusammen zu treffen, machte mich fast schüchtern. Indeß mein Vertrauen und meine Liebe zu Prießnitz gewannen bald die Oberhand, und zuerst ließ ich mich die steinerne Treppe des hölzernen Hauses hinauf führen, um mich dem berühmten Naturarzte vorzustellen und das erste Urtheil über meinen Zustand und das, was ich von der Cur zu erwarten habe, aus seinem Munde zu vernehmen. Damit mußte ich mich jedoch gedulden bis den nächsten Tag, und auch da fiel sein Urtheil so unbestimmt, so vorsichtig aus, daß ich ihn wenigstens nicht der Unwahrheit beschuldigen

kann, wenn sich meine sanguinischen Hoffnungen nicht alle erfüllten.

Ich traf Prießnitzen auf dem Vorplatze vor der Saalthür und fand mich etwas getäuscht in der Aufnahme, die mir wurde. Ich hatte auf einen warmen, herzlichen Empfang gerechnet: er reichte mir nicht einmal die Hand. „Sind sie da?" fragte der mit einem grauen Rocke bekleidete, schlanke Mann von mehr als mittler Größe, indem er seine blauen klaren Augen freundlich auf meinem verbundenen Gesichte ruhen ließ. Auf einige Worte von meiner Seite, die ich vergessen habe, sagte er sanft: „Sie werden hungrig sein; gehn Sie in den Saal und essen Sie erst etwas. Ich will Ihre Sachen wegschaffen lassen." Nachdem er einem Diener, der seines Winkes gewärtig neben mir gestanden, in wenigen lakonischen Worten den nöthigen Befehl dazu gegeben, und mich nochmals aufgefordert hatte, in den Saal zu gehen, stieg er ganz ruhig und ohne weitere Notiz von mir zu nehmen, die Treppe hinab und überließ es mir, mich in der großen Gesellschaft selbst einzuführen.

Ich trat in die zahlreiche Versammlung von Leuten, welche gleich mir die Gesundheit hier zu finden hofften. Ich betrachtete sie als Brüder und Schwestern, die ähnliche Leiden mit mir getragen. Ich hatte ein dunkles Gefühl in mir, daß man mir freundlich entgegenkommen, mich willkommen heißen und mich mit den Einrichtungen des Hauses bekannt machen würde. Niemand kümmerte sich um mich: man war zu sehr daran gewöhnt, den ganzen Tag kommen und gehen zu sehen, als daß man sich die Mühe hätte geben sollen, von jedem neuen Ankömmling Notiz zu nehmen. Späterhin habe jedoch nicht nur ich die wärmste Theilnahme unter den Anwesenden aller Stände gefunden, sondern bald bemerkt, daß sie Jedem zu Theil wurde, der sie nur irgend verdiente. Eine Dienerin, deren es mehrere

im Saale gab, setzte mir Butterbrot und Milch vor, was ich jedoch nicht berührte, da ich in Goldenstein erst zu Abend gegessen hatte. Das Mädchen war von mehr als gewöhnlicher Länge, sehr schlank, hatte ein Paar sanfte blaue Augen und ein regelmäßiges, auffallend bleiches Gesicht. Man sagte mir, sie habe an Bleichsucht gelitten, sei, obgleich arm, von Prießnitz aufgenommen und geheilt worden, und habe sich nun der Dienerschaft zugesellt. Sie hieß Lene und war durch ihr sanftes, theilnehmendes und dienstfertiges Wesen bei der ganzen Gesellschaft beliebt. Man kann sich nicht wohl eine bessere Bedienung wünschen. Irre ich nicht, so ist sie noch bei Prießnitz.

Ich fühlte mich unter der zahlreichen, an drei langen Tafeln vertheilten Gesellschaft meiner Leidensbrüder und Schwestern, denen man jedoch insgesamt keine große Noth ansah, und die man, außer einigen an Krücken Gehenden, gar nicht für Kranke gehalten hätte, einsam und durch den kühlen Empfang Prießnitzens etwas verletzt. Ich saß da und langweilte mich unter der Menge. Es war mir deshalb lieb, als ein Diener kam, um mich zu Prießnitz zu holen.

Diesen fand ich in seinem damaligen Wohnhause, dem Hause seiner Väter. Er bewohnte, links am Eingange, ein reinliches mit einfachen aber netten Meublen versehenes Zimmer zu ebener Erde, mit anstoßendem Schlafgemach, das zugleich seinem Secretair zum Arbeitslokale und Schlafzimmer diente. Aller Luxus in dem kleinen Zimmer bestand in einigen auf einer Kommode stehenden Porzellangefäßen und einer Stutzuhr unter einer Glasglocke. — Madam Prießnitz mit den Kindern wohnte im oberen Stock, das im Giebel noch ein Paar Gemächer hatte. Außerdem befand sich noch die Gesindestube Prießnitzens Zimmer gegenüber und ein kleines Speisegewölbe im Parterre des Hauses. — In Prießnitzens Zimmer war man eben beschäftigt

Betten an der Erde auszubreiten, welche einer fremden Familie, für die es im Augenblicke an Platz fehlte, zum Lager dienen sollten. Der Andrang der Fremden war zu groß, als daß die geringe Räumlichkeit der Prießnitzischen Häuser sie hätte fassen können, und im Dorfe gab es damals noch nicht so viele Wohnungen, als später.

Prießnitz empfing mich ziemlich freundlich und herzlicher als vorher im Saale. Er beklagte, daß der Platz so sehr fehle und daß er mir in den ersten Tagen nur ein kleines Plätzchen für mein Lager anweisen könne, das ich aber bald mit einem besseren Zimmer vertauschen solle. Zugleich theilte er mir einen Diener (Neugebaur) zu und vertröstete mich im Uebrigen auf den folgenden Tag.

Neugebaur brachte mich nun in das oben erwähnte Speisegewölbchen, in welchem ich mein Gepäck vorfand, und in dem man ein Lager für mich bereitet hatte. Dies Gewölbe war ein Loch von ohngefähr sieben Fuß Länge und fünf Fuß Weite. Es befand sich zwischen der Gesindestube (aus welcher auch ein kleines Fensterchen ein Paar Lichtstrahlen hinein zu werfen versuchte, was ihm aber nicht gelang) und dem Pferdestalle. Dieser war durch eine so dünne Wand davon geschieden, daß der scharfe Geruch des Pferdedüngers u. s. w. merklich in meinem Schlafzimmer vorherrschte und das Gesinde neben an machte in Verbindung mit einigen fremden Dienstboten die halbe Nacht hindurch einen so kannibalischen Lärm, daß ich nicht hätte schlafen können, auch wenn die schlechte Luft in dem Gewölbe, die ich nur bei halboffner Thüre ertrug, mich nicht daran verhindert hätte. Tische und Stühle hatten in dem Loche keinen Platz; folglich mußte ich meine Sachen am Boden stehen lassen und auch da aus dem Koffer heraussuchen, was ich brauchte.

Mit welchen traurigen Betrachtungen ich, durch sorgsame

Pflege und reine luftige Zimmer verwöhnt, einschlief, kann man sich leicht denken. Ich hatte am anderen Morgen alle Geisteskraft nöthig, um mich nicht in meines Wenzel Pritzschka zu setzen und mit ihm wieder umzukehren, und erst nach dem Bade und nachdem ich mich an der schönen Natur und reinen Luft der schlesischen Gebirge erstarkt und beim Spazierengehen in einem jungen Preußen eine Seele gefunden hatte, die mir einige Theilnahme zeigte, konnte ich den Gedanken ertragen, da zu bleiben.

Nun denke man sich, daß dasselbe Loch in welchem ich drei, Nächte zubringen mußte, gleich nachdem ich es verlassen zwei Damen aus den ersten Ständen zur Wohnung angewiesen wurde. Es war eine alte verwittwete Generalin mit ihrer Tochter, der Frau eines Obersten vom Generalstabe in Wien. — Wenn mich, der früher Strapatzen aller Art ertragen und in den drückendsten Verhältnissen gelebt hatte, der Muth in jenem Loche verließ, wie viel mehr mußte ein solcher Aufenthalt zwei Damen niederschlagen, die in ihrem Leben keine anderen als gesunde und elegante Wohnungen gehabt hatten? — Ich fand sie beide nach der ersten Nacht, die sie in dem Gewölbe zugebracht hatten, ganz trostlos beim Frühstück und würde gern mein mühsam erlangtes Kämmerlein mit ihnen vertauscht haben und wieder in meine Höhle gekrochen sein, die ich mit so großer Freude verlassen hatte, wäre nicht der Eingang in mein Dachkämmerlein durch eine andere Kammer gegangen, in der zwei Männer schliefen und schwitzten. — Die ältere Dame starb späterhin in Gräfenberg, vielleicht als Opfer des ärztlichen Egoismus, an den Folgen eines eingeklemmten Bruches. Prießnitz wollte sich damit nicht befassen und ein anderer Arzt, Dr. S. aus W. wollte als Ausländer keine Operation wagen, deren Ausgang zweifelhaft war. Hätte Prießnitz kalte Klystiere angewendet und der Andere bei Zeiten Versuche gemacht, den Bruch zurück zu brin-

gen, so wäre sie vielleicht gerettet worden. — Sie ruht in Frieden auf dem Freiwaldauer Kirchhofe; mir thut es nur leid, daß die alte gute Dame vor ihrem Ende noch einige Nächte in dem trostlosen Speisegewölbe hat zubringen müssen, die ganz gewiß unter die schrecklichsten ihres Lebens gehört haben.

Nachdem ich die Nacht zwischen Schlaf und Gram ziemlich hingebracht und eben angefangen hatte, mich einem sanften Schlummer zu überlassen, weckte mich gegen fünf Uhr mein Badediener, um mich zu einer leichten Transpiration einzupacken. Eine Stunde später packte er mich wieder aus und führte mich, in meine Decke gehüllt, über den Hof nach einem anstoßenden Gebäudchen, in dem ich eine Treppe, wie zu einem Keller hinab steigen mußte, um zu dem Bade zu gelangen. Hier fand ich Prießnitz, der mich erst in eine kleine Wanne mit abgeschrecktem Wasser steigen ließ, wo er mich mit Hülfe des Dieners benetzte und rieb, und wobei er meinen Körper prüfend musterte. Dann schickte er mich, als einen mit dem kalten Wasser Vertrauten, in die daneben stehende große Wanne und ließ mich ein Paar Mal untertauchen, worauf er mich abführen und anziehen hieß und mir einen Spaziergang empfahl.

Mein Diener fragte mich, warum ich denn nicht geschrieen hätte, als ich in die große Wanne gekommen wäre. Auf meine Gegenfrage, ob das Schreien dazu gehöre, sagte er: „das wohl eben nicht; aber sie schreien Alle". — Bei den Meisten, die ihr erstes Vollbad nehmen, ist es allerdings der Fall.

Nach dem Spaziergange ließ ich mir im großen Saale mein Frühstück von trefflicher Milch und Butterbrot wohl schmekken, und da ich auch Bekanntschaften anzuknüpfen Gelegenheit fand, so versöhnte ich mich bald mit den Unbequemlichkeiten des gräfenberger Lebens, welches seitdem so vielfach beschrieben worden ist, daß es meine Leser gewiß mir Dank wissen werden,

wenn ich sie mit vielen Details desselben verschone und Diejenigen, welche es noch nicht kennen, auf meine Beschreibung der Gräfenberger Wasserheilanstalt und der Prießnitzischen Curmethode (Leipzig, 1841, 5. Auflage) verweise.

Meine erste Bekanntschaft war ein preußischer Referendar, welcher jedoch Gräfenberg bald wieder verließ. — Die zweite war ein berliner Kaufmann, Namens Schmidt, welcher an einer nervösen Lähmung beider Unterarme litt, so daß er nur mit großer Mühe und unter allerhand Verdrehungen der Arme Etwas zum Munde führen konnte. Man konnte ihm nicht ohne innige Theilnahme zusehen, wie er sich ängstlich bemühete, seine Bewegungen weniger auffallend zu machen, und doch vermischte sich mit dieser Theilnahme ein äußerst unangenehmes Gefühl, das fast an Ekel grenzte. Er fühlte selbst recht wohl, welchen unangenehmen Eindruck seine erzwungenen Bewegungen auf die Anwesenden machten, und da er glaubte, daß dieser Umstand seinem Detailgeschäft in Berlin Abbruch thun müßte, so hatte er um so eher sich zu der Reise nach Gräfenberg entschlossen. Merkwürdig war bei dieser Lähmung, daß jene Verdrehungen nur Statt fanden, wenn er leichte Gegenstände aufhob, dagegen Lasten von mehr als einem Centner ohne große Anstrengung und ohne daß das geringste Zittern der Arme zu bemerken gewesen wäre aufheben konnte. Ich habe vergessen, welchen Ursachen er seine Lähmung zuschrieb. Er war sonst gesund und stark, doch schienen seine Nerven insgesamt sehr reizbar zu sein. Prießnitz hatte ihm wenig Hoffnung gemacht, da er dergleichen Uebel, wenn sie nicht ganz neu waren, bisher immer ohne Erfolg behandelt hatte. Er erlaubte ihm zwar einen Versuch zu machen; allein kaum hatte er einige Tage geschwitzt und gebadet, so wurde er so aufgeregt und sein Zustand so verschlimmert, daß Prießnitz ihm erklärte, er habe nichts von einer durch-

greifenden Cur zu hoffen und werde besser thun, kalte Waschungen und Umschläge zu Hause zu gebrauchen. — Ich verlor diesen Mann sehr ungern und beklagte sein Schicksal vom Grunde meiner Seele. Er hatte viel Gemüth und schloß sich schnell und innig an mich an, dessen Herz sich so gern allen sanften Eindrücken öffnet. Wir trennten uns als Freunde. — Ich habe leider Nichts wieder von ihm gehört, und, da ich seine Adresse verloren, war es mir nicht einmal möglich, mich bei einem kurzen Aufenthalte in Berlin, einige Jahre später, nach ihm zu erkundigen.

Ich gehöre zu jenen Menschen, deren Herz durchaus einen Gegenstand haben muß, an den es sich anschließen kann. Fehlt mir ein solcher, so kann ich es nicht lange an einem Orte aushalten und fühle mich gewaltsam nach der Richtung hingezogen, wo sich irgend eine verwandte Seele findet. Es entsteht dann eine Art Heimweh, das stark genug ist, um mich alle Rücksichten der Klugheit und Schicklichkeit vergessen zu lassen, und das mich gewaltsam hinweg reißt von einem Orte, wo ich Alles finde, außer einem Herzen, das mich liebt. Dieser mächtige Drang hat mich mehrmals zu Unklugheiten hingerissen, welche in ihren Folgen nicht ohne Einfluß auf mein künftiges Geschick gewesen sind. Es war also ein Glück für mich, daß ich gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes, bei dem etwas frostigen Empfange Prießnitzens, und vor Allem bei meiner traurigen Wohnung, einen Freund fand. Ich glaube, ich hätte ohne ihn auch hier noch einmal alle Rücksichten aus den Augen verlieren und davon laufen können.

Lange habe ich die Neigung, eine angefangene Unternehmung gleich beim Beginn wieder aufgeben zu wollen, mir als Feigheit vorgeworfen, und zwar sehr mit Unrecht, denn, außer, daß ich viel persönlichen Muth besitze und denselben bei meh-

reren gefahrvollen Unternehmungen gezeigt habe, ohne nach der Größe der Gefahr und der Macht des Gegners zu fragen, haben meine Ausreißereien immer mehr das Gepräge der Ungeduld und Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande getragen, als das der Verzweiflung an dem Gelingen des Unternehmens. Und immer war dabei die Kälte und Herzlosigkeit meiner Umgebungen Schuld, welche mein warmes leicht verwundbares Herz auf eine mir unerträgliche Weise verletzte. Wer mein Herz zu gewinnen verstand, hätte mit mir die Hölle stürmen können. Zu Unternehmungen, welche kalte Berechnung und gemessenes ausdauerndes Benehmen weit mehr als augenblicklichen Muth und Eifer, nöthig machten, habe ich nie getaugt. Diese Mittheilungen werden in der Folge mehrere Belege zur Begründung dieses Urtheils über mich selbst liefern, und das Mißlingen mehrerer späteren Unternehmungen ist großentheils in dieser Richtung meines Gemüths zu suchen.

Gräfenberg zählte bei meiner Ankunft zwischen zwei= und drittehalbhundert Gäste, die größtentheils in Prießnitzens eignen Häusern untergebracht waren, zum Theil aber auch bei den Nachbarn im Dorfe wohnten. So lange Prießnitz noch einen Winkel leer hatte, um einen Gast unterzubringen, kam jedoch keiner in das Dorf; denn die Miethe war eine recht anständige Einnahme, fast ohne alle Ausgabe, und brachte bei den ziemlich theuren Preisen von 30 Kreuzern Münze für das armseligste Loch, bis zu drei Gulden Münze für ein ordentliches Zimmer, alljährlich eine sehr bedeutende Summe ein. Manche, die sich die Mühe gaben, nachzurechnen, brachten mehrere tausend Thaler heraus. — Ueberall wohnten Curgäste, vom Keller bis zur höchsten Dachspitze. Es gab Kammern unter dem Dache, worin kein Mann gerade stehen konnte, und in denen man sich im Bette nicht aufrichten durfte, ohne sich den Kopf an den Zie=

geln, Schindeln oder Sparren des Daches einzustoßen; und doch zahlte ihr Inhaber voll Freuden seine 30 Kreuzer wöchentlich, wenn er sie nur bekam; ja er theilte sie gern noch mit einem andern Leidensgefährten, wenn dieser über den feuchten Aufenthalt in irgend einem Souterrain oder über die Mäuse in der Scheuer, die ihn beim Schwitzen am Schnurr- oder Backenbarte zupften oder über das Gesicht liefen, klagte.

Nach dreien Tagen und dreien Nächten, die lang waren, wurde ich endlich auch des Glücks theilhaftig, eine Nasenquetsche, wie wir die erwähnten niedrigen Dachkammern nannten, zu erwischen, und zwar durch einen Kunstgriff. Ein Abgehender übergab mir nämlich seinen Schlüssel und setzte mich dadurch in den Stand, Besitz von der Kammer zu nehmen. Prießnitz schien zwar die Absicht gehabt zu haben, irgend einen Baron oder Rath, der nach mir angekommen war, in dem von mir gewünschten Kämmerlein zu installiren; er gab jedoch meinen dringenden Bitten nach, als er sah, daß ich keine Lust bezeigte, den Schlüssel herauszugeben. Meine Sachen wurden also hinüber getragen in das steinerne Haus. Mit Freuden verließ ich mein Loch zwischen dem Pferdestalle und der Gesindestube und zog in meine Nasenquetsche, in der es wenigstens an gesunder Luft nicht fehlte, denn die Schindeln ließen so viel davon durch, daß es mir bei wenigem Winde oft vorkam, als läge ich im Freien unter einem Strauche. An Licht war dagegen kein Ueberfluß, an dem hinteren Ende des ziemlich langen Kämmerleins war eine Glasscheibe, etwa zwei Hände groß, in die Breter gezogen, durch welche allein ich Licht empfing. Wollte ich lesen, so mußte ich mich diesem Lichtloche dicht nähern, und schreiben konnte ich nur auf einem Bretchen, welches unter dem Fensterlein angebracht war und eine Art schmalen Tisches bildete. Der Eingang in mein neues Zimmer war durch eine

etwas bessere Kammer, in der ein Justizamtmann aus Troppau, dessen Secretair und, irre ich nicht, noch ein Dritter, wohnten. Diese Kammer kostete einen Gulden wöchentlich. Der Amtmann war ein joviales Haus und vertrieb uns während des Schwitzens die Zeit mit seinen lustigen Einfällen. Der Secretair lachte ex officio immer schon vorher, ehe die Pointe heraus war; indessen waren die Witze fast immer gut und originell. Ich ließ mich ohne Umstände bewegen, einem katholischen Priester aus der Umgegend von Troppau, welcher mit dem Amtmann bekannt war, einen Platz in meinem Kämmerlein zu überlassen, behielt mir jedoch den besten am Fensterloche vor. Ich hatte alle Ursache mit meiner Gefälligkeit zufrieden zu sein; denn der Pfarrer war eine so durch und durch gute Seele und von einer so wahren, ächt christlichen Frömmigkeit durchdrungen, daß er bald mein ganzes Herz gewann. Dabei war er höchst einfach und äußerst furchtsam, und gab uns jedes Mal, wenn er zum Baden abgeholt werden sollte, durch sein jämmerliches Klagen, daß er es nicht aushalten werde, zu Lachen. Er war gichtkrank und kam ziemlich angegriffen und durch warmes Verhalten gänzlich verwöhnt nach Gräfenberg. An Energie fehlte es ihm ganz; er zitterte bei der geringsten Manipulation mit dem kalten Wasser und lamentirte einige Tage lang ohne Aufhören. Vier Wochen danach war er gar nicht mehr zu erkennen. Er marschirte ins kalte Bad ohne zu mucken, setzte sich in sein Sitzbad ohne das Gesicht zu verziehen (was viel sagen will), schritt dem donnernden Strahle der Douche entgegen, wie ein Grenadier der Kaisergarde einer feindlichen Batterie, sah munter und wohl aus, lamentirte nicht mehr, sondern ging, so weit es seine Würde erlaubte, in die Witze des Amtmanns mit ein; kurz es war ein neuer Mensch aus ihm geworden und er verließ Gräfenberg gesund und wohl. — Ich

habe schon gesagt, daß er ein frommer Mann war und seine Frömmigkeit hatte etwas so Rührendes, Liebevolles, Nachsichtiges, mit einem Worte ächt Christliches; er war so ganz ein Mann, wie ich mir denke, daß der Stifter unserer göttlichen Religion seine Nachfolger haben wollte, daß ich glaube, er allein hätte mich, wenn anders die mindeste Neigung zum Katholicismus in mir gelegen hätte, zum Proselyten machen können. Wir hatten einmal einen kleinen Streit über den Nutzen des Fastens, oder vielmehr des Fleischvermeidens an Mittwochen und Freitagen, den er zwar mit sehr stumpfen Waffen führte, und in welchem es ihm keineswegs gelang, mich zu überzeugen, daß zwei Pfund schwere Mehlspeise weniger Nachtheile haben sollten als ein halbes Pfund gut verdauliches Fleisch; aus welchem er aber dennoch als Sieger hervorging; denn ich hatte ihn durch die gutmüthige Art seiner Beweisführung nur noch lieber gewonnen. So siegen unbewaffnete Frauen und Kinder gerade durch ihren Mangel an Vertheidigungsmitteln, durch Sanftmuth und Liebe, die einzigen Waffen, welche der Schwache mit Glück zu führen vermag.

Gott gebe dem christlich frommen Greise noch viele glückliche Jahre und verschone ihn vor neuen nagenden Schmerzen seiner Peinigerin, der bösen Gicht! — Seinen Namen habe ich leider vergessen. Sein Vorname war Eustachius, in Oesterreich nach Erasmus, Evstach ausgesprochen. Der Amtmann nannte ihn gewöhnlich Herr Evstach, oder hing diesem Vornamen auch seinen Familiennamen, den Namen seines Kirchspiels und alle Titel an, die ihm gehörten. Einmal rief er ihm zu, als er ihn nach dem Frühstück zur Douche führte: Pars secundus! was jedoch von dem alten Philologen schnell in pars secunda verbessert wurde, wogegen der Amtmann sein Corpus juris Gothofredi mit geschlossenen Händen als Autorität anführte. Ich

hörte bei dieser Gelegenheit von dieser Caprice des Autors oder diesem später nachgeahmten Druckfehler zum ersten Male.

Noch denselben Tag, als ich meinen Auszug aus dem Speisegewölbe in das Dachkämmerlein ausführte, meldeten sich Spuren eines heftigen Entzündungsfiebers. Die Augen schmerzten mich, der Kopf wollte mir zerspringen, und die Schenkel waren wie zerschlagen. Wahrscheinlich war dieses Fieber, so wie es bei meinen ersten ernsthaften Versuchen der Wassercur zu Hause der Fall gewesen, eine Folge der kalten Bäder, des Schwitzens, des vielen Wassertrinkens, des starken Essens, kurz der ganzen plötzlich veränderten Lebensweise. Die Symptome waren dieselben, wie das letzte Mal und brachten eine so lebhafte Erinnerung an die schauderhaften zwei Monate, die ich unter allerhand Martern im Bette zugebracht hatte, in mir hervor, daß ich mit Entsetzen dem Ausbruche des Fiebers entgegen sah, an einem Orte, wo Jeder nur für sich sorgte, wo der, welcher für uns sorgen sollte, keine Zeit dazu hatte und der einzige Mensch, welcher angewiesen war sich um uns zu kümmern, seine Zeit unter sechs bis acht Kranken zu vertheilen hatte. Dazu kam, daß die Badediener größtentheils rohe ungefällige Menschen waren, denen nur am Geldverdienen etwas lag, und die weit lieber die Nacht bei einer Bauerndirne oder am Spieltische zubrachten, als bei einem armen Kranken, der nach einigen Wochen doch wieder fort ging um einem Anderen Platz zu machen, und der sein Wochengeld bezahlen mußte, er mochte wollen oder nicht. Man bezahlte wöchentlich 40 gute Kreuzer. Hatte nun ein Badediener, wie es ganz gewöhnlich der Fall war, sechs, acht, auch zehn Kranke zu versorgen, so verdiente er vier bis sieben Gulden Münze (oder 2 Thaler 16 gute Groschen bis 4½ Thaler) wöchentlich, wozu noch Wohnung und ein Theil der Kost kam, die theils von Prießnitz für eine Kleinigkeit

gereicht wurde, theils auch von denjenigen Kranken abfiel, welche sich wegen Krankheit, oder aus anderen Ursachen, ihr Essen nach Hause holen ließen. Dieses gab nun Madame Prießnitz in so reichlicher Menge, daß ich, als starker Esser, niemals im Stande gewesen bin, die mir geschickte Portion aufzuzehren, sondern fast immer die Hälfte stehen ließ. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß in der ganzen Welt keine Heilanstalt besteht — auch selbst keine Wasserheilanstalt — in welcher die Kranken so gefüttert würden, als es damals mit uns geschah. Und es war kein Wunder, wenn wir, trotz alles Schwitzens und Badens und Abarbeiten des Körpers, fast alle dick und stark wurden. — Außerdem erhielten die Diener noch oft abgetragene Kleider zum Geschenk, die fast zu ihrer Bekleidung hinreichten. Dieser Verdienst von drei, vier Thalern wöchentlich, mit dem ein Handwerksmann, der den ganzen Tag arbeitet, gewöhnlich sehr zufrieden ist, und mit welchem er noch seine Familie ernährt, reichte jenen ledigen Burschen, die nichts gelernt hatten, als einen Menschen zum Schwitzen einpacken und ein Paar Stiefeln zu putzen, nicht hin. Sie meinten durch ihre Dienste einen größeren Lohn beanspruchen zu können und bedienten Denjenigen schlecht, der sich nicht bequemte, am Ende der Woche noch regelmäßig einige Kreuzer zu ihrem gesetzlichen Lohne zu legen. Dies geschah denn auch so regelmäßig, daß Jeder, der nicht ganz vernachlässigt sein wollte, oder der nicht unverschämt grob war, diese Zulage machen mußte. Ja es entstand eine Zeit lang sogar eine Art Ueberbietung, die man aber doch bald so lästig fand, daß man durch gegenseitige Verabredung das Maximum der Zulage auf zehn Kreuzer reducirte.

Ich habe nicht viel Menschen gekannt, welche im Ganzen genommen viel roher gewesen wären, als die gräfenberger Badediener, und das war nicht zu verwundern. Ein Mensch, der

in seiner Jugend etwas Ordentliches gelernt hat, geht seiner Profession nach und giebt sich nicht zum Stiefelputzer und zur Bedienung bei ekelhaften Krankheiten her. Es kamen also etwa solche Leute, wie sie zum Straßenbau sich einfinden, und die geschickter waren, Hacke und Schaufel zu führen, als einen armen hülflosen Kranken abzuwarten. Es waren rohe unwissende und größtentheils gefühllose Tagelöhner. Diese Rohheit zeigte sich auf alle Weise. Statt für Aufrechthaltung der nächtlichen Ruhe zu sorgen, die durch Schmerzen und Krankheit ohnehin genug gestört wurde, setzten sie sich des Nachts, da sie keine besondern Zimmer hatten und sich auf den Corridors aufhalten mußten, vor die Thüren der Kranken und verspielten einen Theil ihres Lohnes an fremde Dienstboten, wobei sie oft einen solchen Lärm machten, daß man aus dem Schlafe auffuhr. Dieser Lärm dauerte manchmal bis zwei, drei Uhr Morgens, und — um vier Uhr wurde man schon wieder geweckt, um eingepackt zu werden!

Ich hatte nun zwar das Glück gehabt, bei meinem Dienerwechsel einen von den wenigen besseren Dienern zu erhalten, roh und unwissend zwar, wie die übrigen, aber gutmüthig und, wenn er nicht gerade faul war, dienstfertig und freundlich. Er hieß Matern Prießnitz, wurde aber nur Matern gerufen. Er war sehr jung und nicht ungelehrig, weswegen ich ihm späterhin Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilte, worin er auch einige Fortschritte machte. — Allein ich kannte ihn noch durchaus nicht, und aus dem Wenigen, was ich von den Dienern gesehen und gehört hatte, schloß ich, daß ein fieberkranker Mensch nicht gerade auf besondere Theilnahme und gute Abwartung rechnen dürfe. Und darin hatte ich gerade nicht Unrecht; denn wenn mich Matern auch dieses Mal gegen eine außerordentliche Vergütung des Nachts ziemlich gut versorgte, so war

es mir späterhin bei schwereren und längeren Krisen, trotz des Gebots Prießnitzens und des Anerbietens von zwei Zwanzigkreuzern für Eine Nacht doch mehrmals unmöglich, einen Diener zu finden, der die Nacht bei mir zugebracht hätte. Auch die Drohung, Matern fortzuschicken, fruchtete nichts.

Es ist eine große Erleichterung bei unerträglichen körperlichen Schmerzen, Jemand um sich zu haben, der uns Theilnahme zeigt, der unsere Bedürfnisse zu befriedigen sich bemüht; mit einem Worte, der unsre Leiden mit tragen hilft. Solche Menschen aber bekommt man nicht für Geld. Am wenigsten finden sie sich in Krankenhäusern in der Person abgehärteter, an solche Leiden gewöhnter Krankenwärter, und am allerwenigsten — in Gräfenberg. Seit 1836, wo ich zum ersten Male dort war, bis 1840, wo ich es zum letzten Male besuchte, ist es in dieser Hinsicht nicht besser geworden. Ich habe es sogar schlechter gefunden; Prießnitzen selbst theilnahmloser und die Badediener wo möglich noch roher, als zuvor. Im Jahre 1839 zankten sich zwei solche Croque-malades in meiner Kammer und in meiner Gegenwart um mich, oder vielmehr um mein Geld, bis zum Prügeln, schimpften einander und geberdeten sich so unanständig, daß ich die Thür öffnete und Einen nach dem Andern hinaus warf. Hätte ich mich damals in demselben hülflosen Zustand befunden, wie 1836 in Teplitz, so möchte ich wohl in Gefahr gekommen sein, durchgeprügelt zu werden. Meine Kräfte hatten sich seitdem aber so gut wieder gefunden, daß ich den Strauß ohne Gefahr für meine Rippen unternehmen zu können glaubte.

Mein Fieber brach endlich mit aller Gewalt los. Bei Tische schon konnte ich die Augen kaum mehr offen erhalten, so schwer war mir die Stirn und so unerträglich das Licht. Es war indessen Sonntag, das Essen besser als gewöhnlich, auch

gab es Kuchen zum Nachtische, und folglich hatte ich keine Lust, vor dem Mittagsessen zu Bett zu gehen. Gleichsam, als wolle ich die Kunst Prießnitzens auf die Probe stellen, aß ich drauf los für zwei Mann, verzehrte meine zwei Teller Suppe, meine zwei Stück Rindfleisch, drei Stück Braten und eine angemessene Quantität Kuchenstücken, trank dazu meine zweikannige Flasche Wasser aus, und nun erst ging ich zu Prießnitz, um ihm zu sagen, daß ich todtkrank sei und vor Kopfschmerz nicht wisse wohin.

Einer meiner Hauptfehler ist stets der gewesen, daß ich in Nichts die Mittelstraße halten konnte, sondern stets zu den Extremen mich hinneigte. So lange noch ein Tröpfchen ins Glas ging, war es noch nicht voll; so lange ich noch essen konnte, war ich noch nicht satt; so lange ich bei der Nachtarbeit die Augen vor Schmerz noch aufbehalten konnte, waren sie noch nicht müde; so lange ich beim Studiren nicht schwindlich wurde und Uebelkeiten bekam, glaubte ich immer noch Etwas lernen zu können. So war es auch hier. Ich hatte meine Cur, nach meiner Meinung, vorsichtig begonnen, wie es mir Dr. Kurz weislich gerathen hatte. Ich hatte nicht länger geschwitzt und im Bade verweilt, als ich es aushalten konnte, nicht mehr gegessen, als ich hinunterbrachte und mein Wassertrinken den ersten Tag mit dreißig Gläsern (etwa 10 — 11 Kannen) begonnen. Prießnitz hatte mir, als ich ihm Letzteres mittheilte, ruhig geantwortet, das sei genug, ohne ein Wort zu sagen, daß es zu viel wäre, und ich hatte nun natürlich lieber ein Paar Gläser zugesetzt, als weggelassen. Das Alles zusammen mußte in meinem Körper schon ein Fieber zuwege bringen.

Prießnitz rieth mir, ein Fußbad zu nehmen. Dies war, wie ich jetzt voraussehen würde, ohne allen Erfolg; im Gegentheil störte es, kurz nach einer starken Mahlzeit, noch die

Verdauung. Da es nichts half, wurde mir ein Sitzbad gerathen, das eben so wenig eine Erleichterung hervorbrachte, obschon es mir höchst peinlich war, mit fieberndem Körper mich ihm auszusetzen. Endlich vermochte ich nicht mehr aufzubleiben und legte mich ins Bett, wo ich drei bis vier Stunden lag, ohne daß sich Jemand um mich bekümmerte. Der Kopf zersprang mir fast vor Hitze und Schmerz, ich hatte alles Blut im Gesicht, die Augen waren entzündet und mein Verstand umnebelt. Ich war unvermögend wieder aufzustehen, oder Jemand herbeizurufen. Pater Eustach und der Amtmann waren noch nicht da, sondern kamen erst ein Paar Tage später, und meine Nachbarn, die ich durch die dünne Breterwand sprechen hören konnte, waren noch nicht von einer Promenade zurück, die Sonntags Nachmittags gewöhnlich gemacht wurde.

Endlich kam mein guter Schmidt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Er erschrak über meinen Anblick, sobald er Licht angemacht hatte, und wollte mir alle mögliche Hülfe leisten, ohne jedoch zu wissen, wo er anzufangen hätte. Er eilte zu Prießnitz; der war aber auf Besuch bei seinen Verwandten in Böhmischdorf und kam erst gegen neun Uhr zurück. Da er nicht von selbst zu mir kam, so ging Schmidt noch einmal zu ihm und brachte ihn, unter einigen gar nicht übel angebrachten Bemerkungen über Theilnahmlosigkeit, schlechte Einrichtung u. s. w. mit. Prießnitz besah mein kirschrothes Gesicht, befühlte meine Stirn und sagte sehr ruhig: „Se han a' Fieber; das kön' mer so nich lassen." Es haben wenig pathetische und berechnete Reden jemals auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, als jene mit unbeschreiblicher Ruhe, Sanftmuth und Einfachheit in schlechtem Deutsch ausgesprochnen Worte. Es lag eine Gewalt in ihnen, die ich mir selbst nicht erklären konnte. Prießnitz benahm sich so vollkommen sicher,

daß ich in dem Augenblicke überzeugt war, er habe das Fieber in seiner Gewalt, und es hänge nur von ihm ab, was er damit machen wolle. Ich war entschlossen Alles zu thun und zu dulden, was er für gut finden würde anzuordnen; denn ich fühlte, er könne nur das Beste anordnen. Welcher Contrast gegen die bedenklichen ängstlichen Gesichter, das ungewisse Benehmen so vieler Aerzte, das augenscheinliche Sichgefangengeben in ihrer Unwissenheit oder den stolzen Dünkel auf ihre verworrene Gelehrsamkeit! Welche Besorgnisse werden nicht oft dem Kranken durch das Benehmen des Arztes eingeflößt und wie wenige gehen davon überhaupt in Erfüllung oder nur in Folge der Behandlung! Geht hin und lernt vom Prießnitz die Klugheit eines Arztes, wenn ihr auch nicht curiren von ihm lernen wollt!

Matern mußte aus meinem Koffer ein Betttuch nehmen, dieses eintauchen und auswinden und mich hineinschlagen. Sehr angenehm war die Empfindung dabei nun eben nicht; mein Zustand änderte sich jedoch fast augenblicklich. Der Kopf wurde freier und leichter, das Athmen weniger genirt und die Schmerzen in den Oberschenkeln ließen nach. Nach einer halben Stunde wurde ich herausgewickelt und das Tuch in frisches Wasser getaucht, worauf sich das Einschlagen wiederholte. Die Empfindung dabei war, wo möglich, noch unangenehmer als das erste Mal, aber auch mein Zustand besserte sich auffallend. Nun blieb ich eine Stunde in dem nassen Tuche, nach deren Verlauf ich über einem Sitzbadfasse abgewaschen und wieder frisch eingeschlagen wurde. Hierauf schlief ich, wie Prießnitz vorhergesagt hatte, ein wenig. Nach meinem Erwachen wurde das Abwaschen und Erneuern des Tuches wiederholt, was dies Mal einen reichlichen Schweiß zur Folge hatte, in dem ich bis gegen Morgen liegen blieb. Nachdem dieser Schweiß meiner Fieberhitze, Beängstigung und meinem Kopfschmerze größtentheils ein

Ende gemacht, nahm ich eine kräftige Abwaschung, bei der mich Matern einige Male übergoß, ließ mich nochmals frisch einschlagen, und badete am Morgen (gegen 6 Uhr) in der großen Wanne ab. Prießnitz war nach dem ersten Einschlagen einmal wieder gekommen und hatte mich durch einige tröstende Worte noch vollends beruhigt, weshalb ich denn auch alles mir gefallen ließ, was mein in dergleichen Proceduren eingeweihter Matern nach den Anweisungen seines Herrn mit mir vornahm. — Nach dem Bade machte ich mir etwas langsame Bewegung, aß zum Frühstück Milch und Schwarzbrot, zu Mittag Rindfleisch und Braten und — war hergestellt. Bei der ganzen Procedur hatte man mir reichlich frisches Wasser gereicht, um meinen brennenden Durst zu löschen. Meine Kräfte hatten gar nicht gelitten; den Tag über fühlte ich noch ein wenig Schwäche im Kopfe, die ich durch ein Paar Sitzbäder, das eine Vormittags, das andere gegen Abend vollends entfernte.

Viertes Capitel.

Inhalt. Urtheile über Prießnitz unter den Curgästen. — Freundschaftliches Verhältniß zwischen Prießnitz und mir. — Eifriges Studium der Wasserheilkunde. — Prießnitzens Art und Weise, mit den Kranken umzugehen. — Anecdote. — Fortsetzung meiner Studien. — Anwesende Aerzte. — Dr. S. aus W. — Der Organist.

Die verschiedenartigen Urtheile, die ich über Prießnitz und seine Cur in Gräfenberg selbst gehört hatte und die mitunter nichts weniger als günstig lauteten, hatten bis dahin meinen Geist in Ungewißheit erhalten über das, was ich von der Geschicklichkeit des räthselhaften Mannes erwarten durfte; und es ging wohl ziemlich jedem Neuangekommenen nicht besser; denn der finsterste Tadel stand hier neben dem ausgelassensten Lobe, und Haß und Verachtung neben der größten Liebe und Anhänglichkeit. Prießnitzens Freunde bildeten zwar schon deswegen eine bedeutende Mehrheit, weil die Unzufriedenen selbst nicht dablieben oder fortgeschickt wurden; demohnerachtet aber erhoben sich hin und wieder so starke Stimmen der Opposition, daß der Noviz nicht umhin konnte, in manchen Augenblicken an Charlatanerie zu glauben und das ganze Treiben auf dem Gräfenberge für eine Narrheit zu halten, die keinen anderen Zweck habe, als dem Prießnitz den Beutel zu füllen. — Ein berühmter Arzt von Berlin, welcher einige Zeit nach mir Gräfenberg besuchte, antwortete daher auch bei seiner Rückkunft in

die Residenz auf die Frage, was er von den gräfenberger Curen halte: „Es ist nur Ein Gescheiter in Gräfenberg.“

Wie man aus der Folge meiner Mittheilungen sehen wird, hatten beide Parteien Unrecht, Die welche in Prießnitz ein höheres, inspirirtes Wesen ohne menschliche Fehler, ohne allen Eigennutz sahen, unfähig sich zu irren, so wie Die, welche ihn für einen eigennützigen Charlatan hielten, dessen ganzes Wesen Lüge und dessen ganzes Treiben Spiegelfechterei sei. Die Wahrheit lag auch hier in der Mitte. Prießnitz hielt diese Mitte und neigte sich blos bald dem einen, bald dem anderen dieser beiden Extreme mehr oder minder zu. Hat er sich auf der einen Seite den nicht ganz ungegründeten Vorwurf des Eigennutzes und der Charlatanerie zugezogen, so können ihm auf der andern Seite guter Wille und Geschicklichkeit, ein ungewöhnlicher Scharfblick, ein sicherer Takt und großer Muth nicht abgesprochen werden. Vor allen seinen Eigenschaften glänzt aber seine ungemeine Klugheit, die an List gränzt und welche sich in seinen nicht großen blauen Augen, seinen schmalen und zusammen gekniffenen Lippen und seiner ganzen Physiognomie so deutlich ausspricht. Je nachdem nun diese Klugheit oder sein gewiß nicht fühlloses Herz ihm dictirte, mehr oder minder nach den Wünschen seiner Gäste zu handeln, je nachdem der Zustand derselben mehr oder minder sich für die Cur eignete oder ihre Entfernung wünschenswerth machte, mußte sein Benehmen auch einen mehr oder minder günstigen Eindruck auf Diejenigen machen, die ihr bestes Gut, ihre Gesundheit ihm anvertrauten.

Es ist wahr, daß von den chronischen Kranken, welche Gräfenberg besucht haben, eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl gänzlich hergestellt worden sind, und daß die Uebrigen immer mit der Vertröstung auf die Wirkung der Nachcur entlassen wurden, obschon sie monatelang, ja jahrelang unter

Prießnitzens Augen seine Anordnungen gewissenhaft erfüllt hatten. Allein desto mehr Lärmen machte jede eclatante Cur, die denn auch Jeder sich bemühte, unter allerhand Ausschmükkungen bekannt zu machen, da er durch den vermehrten Glauben an Prießnitzens Geschicklichkeit seine eigne Hoffnung erhob. Ein einziger glücklicher Fall machte daher so viel Aufsehen, daß darüber zehn unglückliche und zwanzig unnütze Curen übersehen wurden. Auch warf man den Zweiflern ein, daß die Hergestellten nicht dablieben und also kein Zeugniß von der Wirksamkeit der Curen geben könnten. Indessen haben weder Prießnitzens Klugheit, noch die Bemühungen seiner Freunde diese Zweifelsucht jemals ganz aus der Anstalt verbannen können, sondern die beiden angegebenen Elemente des Für und Dagegen haben sich zu jeder Zeit mehr oder minder deutlich bemerkbar gemacht und gewiß in Gräfenberg viel mehr, als in den meisten anderen Wasserheilanstalten, in denen der Doctorhut des Directors seiner Unfehlbarkeit einen größeren Schirm und Schutz gewähren mußte, als es das einfache Käppchen, das das Haupt des Bauern Prießnitz bedeckte, zu thun vermochte. — Der gewöhnliche Fehler der Leute ist und war auch hier, daß sie zu schnell urtheilten, und daß ihr Urtheil daher fast immer parteiisch ausfiel. Dem Einen war Prießnitz ein zweiter Messias, der in blinder Verehrung über die Engel erhoben wurde, dem Andern war er ein Betrüger, der sein Spiel mit der Gesundheit und dem Wohle seiner Mitmenschen trieb. Nur Wenige beurtheilten ihn ruhig und gerecht, was überhaupt Aerzten von Seiten ihrer Patienten nur selten widerfährt, da meistentheils der Arzt wegen einer glücklichen Cur zum Himmel gehoben wird, an deren Ausgang er ganz unschuldig war, und wegen einer unglücklichen geschmäht, in der er all sein Wissen und seinen guten Willen aufgeboten, um einen glücklichen Ausgang herbei zu führen.

Die abgöttische Verehrung Prießnitzens ging im Jahre 1836 nicht so weit, als sie sich nachher, im Jahre 1839, besonders unter den anwesenden Ungarn, die ihm ein Denkmal errichteten, steigerte. Ich habe gewiß zu den aufrichtigsten Verehrern Prießnitzens gehört und das Meine redlich zur Bevölkerung seiner Anstalt und zu Verbreitung seiner Methode beigetragen; allein jene Götzendienerei habe ich niemals gebilligt. Ich habe mich auch im Jahre 1839 nicht enthalten können, einer Gesellschaft jener Exaltirten, die meinen Tadel über unpassende Kost als ungerecht bezeichneten, da Prießnitz besser wissen müsse als jeder Andere, was dem Kranken gut sei, ärgerlich zu erwidert: „Prießnitz könnte Euch ein Bund Heu herwerfen und Euch sagen, es sei gesund, die Pferde und Ochsen fräßen es ja auch, Ihr würdet kein Hälmchen davon übrig lassen und obendrein die Weisheit des Naturarztes bewundern, der Euch mit der einfachsten von der Natur selbst bereiteten Nahrung erfreue. Es wäre wieder ein Schritt näher zur Mutter Natur!" — Man wird sehen, wie viele Feinde ich mir durch meine Widersetzlichkeit gegen jenen Götzendienst gemacht habe.

Im Jahre 1836 war das Verhältniß zwischen Prießnitz und den Kranken noch ein mehr herzliches, patriarchalisches; es war das eines Vaters zu seinen erwachsenen Kindern. Prießnitz selbst war gemüthlich und heiter; unter Freunden scherzte er und erzählte uns Geschichten; ja er ließ sich manchmal durch lustige Gesellen sogar hinreißen, Zweideutigkeiten zu sagen; wir umschaarten ihn voll Liebe und Vertrauen und bildeten eine Schutzwacht um ihn, an der die Pfeile seiner Widersacher abprallen mußten ohne ihn zu treffen; er kam uns stets zu spät und ging uns zu früh. — Im Jahre 1839 war das anders: der Vater war ein Fürst geworden, die Freunde Schmeichler

und Anbeter und die Widersacher eingefleischte Feinde,—Demagogen, gegen die es unter den Gästen und der Bedienung geheime Polizei gab.

Derselbe Prießnitz, welcher 1836 armen Teufeln, die ihre Zeche nicht bezahlen konnten, noch Reisegeld gab, um sie nur los zu werden, ließ Wochen und Monate hingehen, ehe er anständigen Leuten einen Besuch machte, weil die Reichen seine ganze Zeit in Anspruch nahmen. Auch ihm hatte der stete Dampf des Weihrauchs den klaren, ruhigen, besonnenen Kopf verdreht, und statt der Liebe und des Vertrauens war Stolz, Bitterkeit und Mißtrauen in seine Seele eingezogen. — So sind wir Menschen: haben wir einmal etwas Gutes, so putzen und schnörkeln wir so lange daran herum, bis wir es selber verdorben haben.

Doch ich kehre zu mir selbst und meiner Cur zurück.

Man begreift, daß unter solchen Umständen meine Cur Aufsehen machen mußte. Ich selbst und mein guter Schmidt, der mich den nächsten Morgen besuchte, thaten was wir konnten, um die wunderbare Herstellung von einem Fieber in so viel Stunden, als mein früherer Arzt Wochen gebraucht hatte, recht bekannt zu machen. Eine neunstündige Fiebercur war den Meisten etwas Neues, Unerhörtes. Ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, war ich in Gräfenberg bekannt und von Allen befragt, die meiner nur habhaft werden konnten. Die Art, wie ich die Geschichte erzählte, die Achtung und das volle Vertrauen, das mir Prießnitz durch sein einfaches sicheres Benehmen eingeflößt hatte und das sich in meinem ganzen Wesen aussprach, machte mir ihn zum Freunde und mit ihm Alle, die ihm ergeben waren. Ich war nun in meinem Elemente. Die Erscheinung war mir zu wichtig, als daß ich ihr nicht auf den Grund zu kommen suchen sollte: ich fing an zu studiren und meinerseits

Diejenigen, die mich befragt hatten, mit Fragen zu bestürmen. Jedes Wort Prießnitzens wurde mir ein Orakelspruch, jeder Krankheitsfall ein Gegenstand meiner emsigsten Untersuchung. Bald wurde ich als eifriger Verehrer Prießnitzens, als sein von ihm selbst ausgezeichneter Jünger bekannt, dem er sogar Neuankommende und Schwerkranke zur Einweisung und Aufsicht empfahl, und bald drängten sich die Kranken selbst um mich, um mir Dinge zu sagen, welche Prießnitz anzuhören, und mich über Dinge zu fragen, die Prießnitz ihnen zu sagen keine Zeit oder Lust hatte.

Prießnitzens Zeit war schon damals sehr in Anspruch genommen, obschon nicht in dem Maaße, wie es späterhin geschah. So guten Willen er auch zeigte, so war er doch unvermögend, allen Anforderungen zu genügen, welche unverständige und langweilige Menschen an ihn machten. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Alles that, was man von einem vielbeschäftigten Arzte billigerweise verlangen konnte: Er machte Jedem, ohne Unterschied, des Morgens seinen Besuch, wobei er zwar nichts Unnöthiges sprach, aber doch sich nach den Umständen des Kranken mit Theilnahme erkundigte, und ihm Trost und Rath gab. Manchmal hörte er auch eine Viertelstunde lang die Klagen und das Murren eines Hypochondristen ruhig an und antwortete ihm dann mit einigen treffenden und trocknen Worten. Länger verweilte er bei Schwerkranken und halbe Tage lang bei Solchen, deren kritischer Zustand Besorgnisse einflößte. Sehr oft wurde er des Nachts aus dem Bette geholt, und bei Tage konnte er nicht zehn Bissen in den Mund stecken, ohne daß er von Fragern oder Klagern belästigt wurde. Und das wurde mit jedem Jahre schlimmer. Seine Geduld mußte sich abnutzen an dem unaufhörlichen geisttödtenden Einerlei, das ihn Tag und Nacht umhertrieb,

ohne ihm einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Er fühlte sehr richtig, daß er einsilbig, ja unhöflich werden müßte, um nur unter der Menge, die befriedigt sein wollte, Jedem Etwas zukommen zu lassen. Denn hätte er Jedem eine lange Erklärung geben, in eines Jeden Ideen eingehen und alle den Sinn und Unsinn anhören wollen, den täglich Hunderte bereit waren ihm aufzutischen, so wäre er nimmermehr fertig geworden.

Mit langen Krankengeschichten konnte man ihn sehr langweilen, und doch hatte er fast von jedem Neuankommenden dergleichen anzuhören. Man brachte dem Landmann, der kaum deutsch lesen gelernt, lateinische Recepte, Empfehlungen von berühmten oder unberühmten Aerzten, weitläufige Erörterungen des Krankheitszustandes mit. Er war klug genug, sie einen Augenblick anzusehen, dem Kranken einige gewöhnlich den Nagel auf den Kopf treffende Fragen seiner eignen Fabrik zu thun, dann den Plunder liegen zu lassen, und bei dem nächsten Bade seine Untersuchungen fortzusetzen und sein Verfahren danach einzurichten. — Manchmal kam er aber nicht so leichten Kaufes los. Man erzählte mir, es sei einmal eine blinde Dame angekommen, welche ihm ihre Leidensgeschichte mit allerhand Belegen mitzutheilen nicht unterließ, und mit deren Zustande Prießnitz zu viel Mitleid hatte, um sie stehen zu lassen. Was that er aber? Er setzte sich ihr gegenüber und hörte an, wie die arme Frau erst Gicht gehabt und dann in Folge mehr als fünfjähriger Leiden, die sie ihm in den ausführlichsten Details mittheilte, endlich blind geworden war. Beim zweiten Jahre schlief er ein, und erst beim fünften, also beim Schlusse der Relation, wachte er wieder auf, um ihr nun das Verhalten zu dictiren, das sie zu beobachten hatte. — Ich fragte ihn einst, in Gegenwart einer heiteren Gesellschaft, ob die Geschichte wahr sei. Er verneinte es unter einem Lachen, welches so viel als „Ja“ sagen wollte

Seine gewöhnliche Frage, wenn er früh, nachdem er angeklopft, in die Stube des Kranken trat, war: „guten Morgen. Wie geht's Ihnen?" und nachdem er seine Verhaltungsregeln gegeben, unterbrach er dann gewöhnlich die Ergießungen des Patienten mit einem kurzen: „guten Morgen" und weg war er. — Dabei benahm er sich mit so vollkommenem Takte, mit so viel Anstand und solcher Ruhe, daß ich niemals auch nur Einen Menschen gesehen habe, der es gewagt hätte, ihm eine Unhöflichkeit oder Unanständigkeit ins Gesicht zu sagen. Selbst Diejenigen, welche hinter seinem Rücken die gewaltigsten Räsonneurs waren und im Begriff, die Anstalt im größten Verdrusse zu verlassen, wagten es nie, ihm unangemessen zu begegnen. Er war gegen Jeden höflich und anständig, und vergaß sich nie; wie hätte ein Anderer sich ihm gegenüber vergessen mögen? — Es ist wirklich eine interessante Erscheinung, wie ein bloßer Landmann, ohne Erziehung, ohne Unterricht, nicht nur den höchsten Ständen, sondern auch dem rohen ungebildeten Haufen gegenüber, instinktmäßig eine so imposante Haltung annehmen und ohne Unterbrechung bewahren konnte. Sein Grundsatz war, Nichts zu thun, Nichts zu sagen, wenn er nicht die feste Ueberzeugung hatte, daß es klug und nothwendig war. Er that und sagte lieber gar Nichts, als etwas Unpassendes. Mit einem Worte: Er besaß und besitzt noch das Geheimniß zu schweigen und zu warten, und ich hatte gewiß Recht, wenn ich früher irgendwo sagte: „Was Prießnitz sagt, ist klug, und was er nicht sagt, ist noch klüger"; denn ohne sein Schweigen wäre er nie geworden, was er ist.

Bei dieser nothgedrungenen Einsilbigkeit Prießnitzens und bei der Unmöglichkeit Jedem der 2 — 300 Curgäste geneigtes Ohr zu leihen, konnte mir es nicht schwer werden, bald einen kleinen Anhang um mich zu sammeln, sobald man mich für

den Begünstigten des schwerzugänglichen Meisters hielt und wußte, daß ich anfing, etwas von der Cur zu verstehen. Es ist kein Mensch mittheilender, als ein Kranker, wenn er einen Leidensgefährten oder einen Arzt — auch wenn es ein Schäfer oder altes Kräuterweib wäre — zum Stehen bringen kann. Ich erfuhr also in Zeit von drei bis vier Wochen die Krankengeschichten der meisten Anwesenden, entweder durch sie selbst oder durch Andere, so wie die Cur die Prießnitz sie brauchen ließ. Es ging mir Nichts verloren: was nur einigermaßen der Notiz würdig war, wurde auf der Stelle notirt, oder ich trat bei Seite oder lief nach Hause, um die Notiz im möglichsten Detail zu machen. Und ich muß gestehen, daß es nicht viel gab, was ich für unwichtig gehalten hätte. Ich besprach dann gelegentlich die einzelnen Fälle mit Prießnitz, suchte den Grund des Verfahrens und den muthmaßlichen Ausgang der Krankheit zu erfahren und notirte dann wieder jedes Wort buchstäblich. Auf den Spatziergängen, auf dem Wege nach der Douche, bei Tische, überall fand ich Ausbeute, und wenn Jemand nicht freiwillig sich an mich anschloß um meine Notizensammlung zu vermehren, was man sich gewissermaßen zur Pflicht zu machen schien, so suchte ich eine Gelegenheit zu benutzen, um ihm beizukommen. Ich machte es nicht besser als die Lotterie-Collecteurs, welche in irgend einer Gesellschaft das Gespräch so lange drehen und wenden, bis es ihnen gelingt, mit Zittern und Zagen oder mit der edelsten Unverschämtheit von der Welt, ohne zu großen Anstoß, ihre Lotterieloose anbieten zu können, oder wie Einer welcher Geld borgen will und nicht gern gleich mit der Thür ins Haus fällt. Diese Manoeuvres mißlangen selten, und ich brachte bald einen Stoß Notizen zusammen, die nicht ohne Werth waren.

Ein Paar Aerzte hatten dies bald bemerkt und plagten

mich nun um Mittheilung meines Schatzes, um denselben in ihrem Interesse zu benutzen. Ich hatte die mir ungewöhnliche Klugheit, nur nach und nach etwas herauszugeben und mir jedes meiner Documente durch einen Unterricht in der Physiologie oder Pathologie bezahlen zu lassen. Manchmal hielt ich meinen Bittsteller mehrere Tage hin, um in dieser Zeit recht viel aus ihm herauszubringen; denn ich wußte, daß, gab ich ihm auch meinen ganzen Schatz auf einmal, er mir doch kein Wort mehr sagen würde, als er nothgedrungen sagen mußte. Dies war besonders der Fall mit dem Dr. S. aus W., der mir nie vom Halse ging, so lange er eine interessante Krankengeschichte in meiner Tasche wußte und der mir immer anlag, Prießnitzen um dies oder jenes zu fragen, was er selbst nicht zu thun wagte, da er sicher war keine Antwort zu bekommen. Denn Prießnitz war klug genug, nicht Gelehrten predigen und sich auslachen lassen zu wollen und beobachtete gegen die anwesenden Aerzte, die ihn aushorchen wollten, das hartnäckigste Stillschweigen.

Hieran that er gewiß sehr wohl; denn selbst angenommen, daß seine Maaßregeln stets die richtigen waren, so hatte er doch nicht Kenntnisse genug, stets das: Warum? auf eine genügende Weise zu erklären und verwickelte sich dann wohl in Theorieen, die vor dem Urtheile eines durchgebildeten Arztes keinen Stand halten konnten. Gab er ja eine Antwort, so war sie kurz und einfach und so sicher, daß sie von keiner Seite antastbar war; und wollten es die Herren denn ja versuchen, ihn auf einer vermeintlich schwachen Seite anzugreifen, so bewies er ihnen durch die Erfahrung, durch irgend ein schlagendes Beispiel, deren er stets eine Menge in Vorrath hatte, von wie luftigem Stoffe ihre Theorie aufgebaut war. Die Aerzte hatten in der That einen schlechten Stand in Gräfenberg; abgerechnet die Kälte und Verachtung, mit denen ihnen Prießnitz begegnete, waren sie

fast unaufhörlich den Insulten der Gäste ausgesetzt und mußten ihren ganzen Stand, oft ihnen ins Gesicht, als Giftmischer, Charlatans und Ignoranten behandeln lassen. Diejenigen, welchen daran lag länger dazubleiben und etwas zu lernen, hatten daher nur zwei Wege, um zu ihrem Zwecke zu gelangen: entweder sie mußten geradezu auf die gesamte Medicin mit schimpfen, Alles verdammen, was aus der Apotheke kam, und sich als eingefleischte Wasserfreunde geben, oder sie mußten recht demüthig sich durchwinden und ihre Widersprüche für sich behalten oder nur ganz leise an den Mann bringen. Eine directe Opposition von ihrer Seite wurde nicht geduldet: sobald einer sich dazu herließ, erhielt er ohne Aufschub das Consilium abeundi. Prießnitz antwortete mir trotz dem, wenn ich ihm die Anhänglichkeit dieses oder jenes anwesenden Arztes an seine Methode lobte, fast immer: „Trauen Sie ihnen nicht: es ist eitel Falschheit; sie wollen Einen nur aushorchen und dann spotten sie darüber, wenn sie weg sind. Das Quecksilber ist ihnen lieber."

Ich habe den Doctor S. manchmal sich demüthig an Prießnitz heran schleichen, sich neben ihn hinsetzen und ihm die Schenkel streicheln sehen, nur damit er eine Frage von ihm anhören oder ihm gestatten möchte, den Zuhörer bei dem allgemeinen Gespräch zu machen. Und sehr oft mußte er dennoch seine Zuflucht noch zu mir nehmen, um etwas Ordentliches zu erfahren, wogegen er mir natürlich immer wieder etwas aus dem Schatze seiner Kenntnisse liefern mußte. — Ich konnte ihn übrigens nicht leiden: Er war einer von jenen Aerzten, die viel an den Höfen der Großen gelebt haben und die gegen einen Geringen nur freundlich sind, wenn sie seiner bedürfen. Traf er mich in Gesellschaft Vornehmer, so nahm er kaum eine Notiz von dem armen Sprachmeister, dem er eine Stunde vorher nachgelaufen war, um sich ein Blättchen Papier aus seiner Brieftasche zu er-

betteln. Und eine Stunde darauf war er unverschämt genug, mich zu plagen, ihm eine Krankengeschichte aufzuschreiben, die ich ihm erzählt hatte, weil er keine Zeit habe es selbst zu thun. Trotz dem, daß ich nun selbst den ganzen Tag mit meiner Cur beschäftigt war, und die Zeit zu meinen Notizen mir abstehlen mußte, ja sogar die Zeit zum Schreiben benutzte, die ich im Sitzbade oder Fußbade zubrachte; so that ich ihm dennoch mehrmals seinen Willen, bemerkte jedoch jedes Mal, daß er, sobald er das Papier in der Tasche hatte, weniger höflich war, als zuvor. — Ich habe diese Bemerkung späterhin noch oft zu machen Gelegenheit gehabt, wenn ich mit Personen der höheren Stände, und namentlich mit Hofleuten zu thun hatten. — Da ich einsah, daß er mehr Zeit hatte als ich, und daß er seine freie Zeit nur dazu verwendete der bildschönen Gräfin X. den Hof zu machen, oder sich mit den Wäscherinnen herum zu treiben, von denen er manchmal zwei zugleich in seine Kammer schloß, so wurde ich etwas weniger gefällig, brach aber nie ganz mit ihm, sondern benutzte, so viel wie möglich, seine belehrende Unterhaltung.

Es war außer mir noch ein älterer Curgast da, welcher eine unaufhörliche Jagd auf Krankengeschichten unterhielt und der durch seinen Umgang mit einem Wiener Arzte einige Ordnung in seine Ideen gebracht hatte, ohne sich dadurch geschickter gemacht zu haben, Das was er erfuhr zu verdauen. Er war Organist in einer entfernten Mittelstadt und ging lebhaft mit der Absicht um, in seiner Heimath eine Wasserheilanstalt zu gründen. Ich habe nie gehört, daß es wirklich geschehen sei, kann aber dem braven Unternehmer das Zeugniß geben, daß er es nicht an Eifer fehlen ließ, um sich zu Einrichtung und Leitung einer Wasserheilanstalt geschickt zu machen. Leider dürfte ihm dies nicht ganz gelungen sein, da er wegen seines turbulenten Temperaments nicht zum Arzte geschaffen war und bei seiner

Leichtgläubigkeit Alles in sich hineinstopfte, was ihm von leichtfertigen Gesellen aufgetischt wurde. Theils durch diese Leichtgläubigkeit, theils durch seine immerwährenden unbedeutenden oder unpraktischen Erfindungen, und seinen ins Groteske fallenden Eifer für die Wassercur, belustigte er die Gesellschaft nicht wenig, und während es ihm aufrichtig um die gute Sache zu thun war, wurde er der Bajazzo Derer für die er sich abmühte. Seine Sprünge und Capriolen in der Douche zu sehen, war ein wahres Gaudium. Ich glaube, wenn man eine Ziege gedoucht hätte, sie hätte sich nicht lächerlicher dabei benehmen können. Er trippelte um den Strahl herum und vermied so viel als möglich von ihm berührt zu werden. Dieses Trippeln artete bald in einen Tanz aus, der dem Kriegstanze der amerikanischen Wilden nicht unähnlich sein mochte. Er machte Sprünge unter dem Strahle weg, sprudelte und blies fortwährend dabei, setzte sich wohl auch auf dem schlüpfrigen Boden unsanft nieder, näherte dann zuerst die Fußsohlen dem Strahl unter fortwährendem Sprudeln, Brummen und Jauchzen und ehe man es sich versah, war er, ohne ordentlich durchgedoucht zu haben, mit einem Sprunge im Freien und sah sich um mit einem Blicke, als hätte er ein großes Werk vollbracht. Und all dieser Lärm wurde unter der sogenannten Kinderdouche ausgeführt, von der er sich nie zu einer stärkeren verirrte, die aber, so lange er da war, sich eines außerordentlichen Besuchs erfreute; denn Jedermann wollte … douchen sehen.

Als er fortging, gab er Prießnitz drei Louisdor und legte ihm dabei einen Zettel mit etlichen achtzig Fragen vor, deren gründliche Beantwortung Prießnitzen genöthigt haben würde, ein ganzes Buch zu schreiben. Prießnitz zeigte sie mir und einigen andern seiner Bekannten und lachte herzlich über diese Zumuthung. Er zog sich indessen ziemlich leicht aus der Sache,

indem er seine Antworten so kurz als möglich stellte, so daß sie allerdings ... nichts nützen konnten, er aber doch dessen Willen erfüllt hatte. Er schrieb z. B. hinter die Frage: „Wie behandelt man die Grippe?“ Mit nassen Tüchern; „Wie wird ein Nervenfieber behandelt?“ Mit Halbbädern und Sitzbädern; und so weiter. ... war pikirt, für seine drei Louisdor nicht mehr Waare erhalten zu haben.

Seine Abreise that mir leid, denn obschon ich nicht umhin konnte, wie die Andern, recht herzlich über ihn zu lachen, so fühlte ich mich doch gedrungen, wegen seines biederen Characters und seines Eifers für das gemeine Beste, ihn aufrichtig zu achten und wünsche er möge mir diese Episode auf seine Unkosten verzeihen. — Die Gesellschaft verlor übrigens in ihm einen Mann, der das Seine redlich zu ihrer Unterhaltung beitrug, nicht etwa blos durch seine Lächerlichkeiten, sondern auch durch seine musikalischen Erzeugnisse für die hübschen kleinen Concerte, welche Künstler und Dilettanten ein Paar Mal in der Woche aufzuführen pflegten. — Bei dieser wirkten, so viel ich mich erinnere, als Hauptpersonen, die junge talentvolle und höchst liebenswürdige Gräfin von Stolberg, der Musiklehrer Richter aus Breslau, Herr und Madam Dessoir vom Breslauer Theater und einige Andere, die mir entfallen sind. —

Unter die Eiferer für Prießnitzens Methode gehörte auch der Graf von Rechberg-Rothenlöwen, der Gemahl der erwähnten jungen und liebenswürdigen Frau und nebenbei Oberstkammerherr Sr. königlich bairischen Majestät, der späterhin auch kräftig für die Methode aufgetreten ist und namentlich die Angriffe des Professor von Horner in München gegen Prießnitz auf derbe Weise widerlegt hat. Der alte Herr wurde stets Feuer und Flamme, wenn er auf die „Malveillance“ der

Mediciner und auf den großen Nutzen der Wasserheilkunst zu sprechen kam; und er sprach sehr oft davon, hatte ihr aber auch die Erhaltung seiner Augen zu verdanken. Er hat in Baiern viel zum Schutze der dortigen Wasserheilkünstler gethan und sich dadurch dankbar gegen das Wasser bewiesen.

Fünftes Capitel.

Inhalt. Baron Falkenstein. — Vergnügungen. — Der Graue. — Lieutenant Schlimmbach. — Hauptmann von Unfug. — Der Wachtmeister. — Baron C—i. — Meine Gesundheit. — Wohnungsveränderung. — Rauffe's Bruder. — Capitain Ramm. — Der Engländer Abdy.

Unter den Personen, welche sich späterhin durch schriftstellerische Arbeiten für die Verbreitung der Wasserheilkunde bekannt gemacht haben, nenne ich den Baron von Falkenstein. Dieser durch jahrelange schwere Leiden geprüfte und durch medicinische Versuche gemarterte Offizier erlangte durch eine achtzehn Monate lange Cur in Gräfenberg seine Gesundheit wieder, und machte solchergestalt die Urtheile der berühmtesten Aerzte zu Schanden, die ihm den Gebrauch der Kaltwassercur widerrathen hatten. Selbst der große Hufeland, ein Freund des reinen Wassers, hatte, an der Möglichkeit einer Herstellung verzweifelnd, zur Amputation des kranken Schenkels gerathen, mit welchem sein Besitzer nach seiner Rückkehr nach Berlin, flott zu tanzen im Stande war. — Bei meiner Ankunft in Gräfenberg hatte Herr von Falkenstein die Krücken schon abgelegt und ging an zwei Stöcken. Irre ich nicht, so war er Ende Novembers 1836 schon im Stande sich an einem Stocke fortzubewegen. Sein Aussehen, obschon mager, war gesund und sein Geist heiter und zu Scherzen aufgelegt, mit denen er seine Nachbarinnen recht gut unterhielt.

Die Bescheidenheit, Zurückhaltung und Schonung, mit denen er sich in seiner Schrift ausgesprochen, geben seinen Buche eine durchaus achtenswerthe Haltung und machen es zu einer der Stützen der Geschichte der Wasserheilkunde. Hoffentlich geht es dem Verfasser fortwährend wohl. Ich bin übrigens in Gräfenberg wenig mit dem Baron in Berührung gekommen, da er seinen Umgang fast nur auf Adlige oder hochgestellte Personen beschränkte.

Der Bruder des Barons, welcher beim Eintritte der rauhen Jahreszeit nach Gräfenberg kam, trug durch Vorstellungen von Jongleurkünsten, die er einige Male Abends zum Besten gab, und in denen er wirklich etwas Tüchtiges leistete, zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Außer den schon erwähnten Concerten und dergleichen Vorstellungen, wurden bisweilen Abends Gedichte und andere interessante Geistesproducte von Mitgliedern der Gesellschaft vorgetragen, wobei, außer den Obengenannten, der Schauspieler Walter vom Prager Theater sich unseren Dank erwarb. — Bei Tage schlugen wir gern im Saale Federball, eine unterhaltende Bewegung, die eine größere Verbreitung verdiente, als ihr bisher in Deutschland zu Theil geworden ist. Man ist genöthigt, den Körper dabei nach allen Richtungen hin zu dehnen und zusammen zu ziehen und kommt, selbst bei strenger Kälte, schon nach kurzer Zeit in eine ziemliche Transpiration; weshalb wir diese Uebung gern nach Tische und kurz vor dem Schwitzen vornahmen. Billard und Kegel waren von Prießnitz entfernt worden, weil zu Wenige daran Theil nehmen konnten und weil er den Raum, den beide einnahmen, besser zu benutzen wußte. Im Kegelschube wohnten Kranke und das Billardzimmer diente ebenfalls vier Gästen zum Aufenthalte, von denen Jeder zwei Gulden Münze wöchentlich Miethe zahlte.

Einiges Aufsehen machte um jene Zeit ein pensionirter

Forstbedienter wegen seines grauen Frackes, seiner grauen Beinkleider und seiner grauen Haare, gemeinhin der Graue genannt. Er war ein großer dicker Mann, der sehr viel aß, sehr viel mit seinen goldnen Petschaften spielte und — sehr viel albernes Zeug schwatzte. Eine tüchtige Krisis, die er sich durch zu vieles Essen zugezogen, und die damit anfing, daß er mitten im Saale sich gewaltig übergeben mußte, was aber mehrere Tage lang mit Unterbrechungen anhielt, machte ihn zum Jünger Prießnitzens. Diesem lag er nach seiner Herstellung an, ihm die Wassercur zu lehren, und setzte sogar einen Contract auf, durch welchen sich Prießnitz zu Erfüllung dieses Wunsches verbindlich machen sollte. — Ich habe nie gehört, daß er in der Wasserheilkunst etwas geleistet hätte.

Einen Widersacher erhielt Prießnitz in der Person eines preußischen Artillerieoffiziers, des Lieutenant Schlimmbach. Dieser, ein Mann von ungewöhnlich hoher Statur und kaltem, durchdringendem Geiste, besuchte Gräfenberg einiger alten Uebel wegen, bei Gelegenheit einer Reise von Berlin nach Wien. Er wollte das Geheimniß gefunden haben, mittelst einer genauen Berechnung es dahin zu bringen, daß jeder Schuß treffen müsse, und hatte diese Entdeckung dem preußischen Kriegsministerio gegen eine bedeutende Summe und ein anständiges Avancement angeboten. Dasselbe hatte jedoch entweder aus Schonung gegen die Menschheit oder aus Zweifel an der practischen Richtigkeit seiner Kunst, nicht in sein Begehren gewilligt und ihn weiter reisen lassen. Er war nun im Begriff, sein Glück in Wien zu versuchen, wo er jedoch keinen besseren Erfolg seiner Bemühungen gehabt zu haben scheint; denn ein Paar Jahre später zeigten öffentliche Blätter an, daß ihm der Vicekönig von Aegypten eine Anstellung in seiner Artillerie gegeben. Wahrscheinlich schießen nun die Aegyptier sicherer, als vorher. —

Von einem Werke über Artillerie, welches er in mehreren Exemplaren bei sich führte, kaufte die Verschönerungs-Commission zwei Exemplare an und nahm noch einige in Commission. Eine gute Gelegenheit, sich in Gräfenberg zu einem guten Artilleristen auszubilden. —

Er faßte, kaum in Gräfenberg angekommen, den finanziellen Punkt ins Auge und fand, daß Prießnitz alljährlich eine enorme Summe Geld verdienen müsse. Mehr als ein Mal hat er uns seine Einnahmen im Detail berechnet, die, nach Abzug aller Ausgaben, noch einen reinen Ueberschuß von funfzig tausend Thalern ergaben. Nebenbei suchte er uns zu beweisen, daß wir Alle „dumme Teufel" wären, unser Geld einem unwissenden Bauer hinzutragen. Dies verhinderte ihn indessen nicht, kurz nach seiner Abreise wieder zurück zu kommen, um sich von einem langwierigen Durchfalle heilen zu lassen, der allen Bemühungen der Aerzte widerstand und von dem ihn Prießnitz in einigen Tagen befreite.

Meine Tischgesellschaft konnte ich mir nicht besser wünschen. Sie bestand, außer einer gelehrten Dame, die viel französisch und englisch mit mir sprach und las, aus mehreren österreichischen und preußischen Offizieren, einem würtembergischen Justizbeamten und einem ungarischen Wachtmeister, fast sämtlich joviale Leute, denen ich ein freundliches Andenken bewahrt habe, da ich mich in ihrer Gesellschaft sehr wohl befand. Aergerniß und Belustigung gewährte uns ein im Civil angestellter preußischer Hauptmann mit seiner Frau, einer gebornen Gräfin von Fr., wie er sagte, was aber von Mehreren, die ihn kannten, bestritten wurde. Er war seiner Neugier und Zudringlichkeit wegen der ganzen Badegesellschaft bekannt, und räsonnirte fortwährend über den Aufenthalt in Gräfenberg und die Cur. Durch eine Verdrehung seines Namens nannte man ihn ge-

wöhnlich Hauptmann von Unfug. Ich kann nicht umhin, einige Züge von ihm mitzutheilen.

Hauptmann Unfug saß mir bei Tafel schräg gegenüber, doch so fern, daß es uns einige Mühe kostete, uns zu verstehen, was mir sehr lieb war, denn gewöhnlich konnte man sich an seinen Gesprächen nicht sonderlich erbauen. Ich kannte ihn wenig, ob er sich gleich, nach seiner Gewohnheit mehrmals an mich gedrängt und mich ausgefragt hatte. Auch that ich nichts um ihm näher zu kommen, im Gegentheil vermied ich jede Gelegenheit dazu. Dieses Vermeiden seiner Gesellschaft wurde von den Meisten so weit getrieben, daß man selbst die geselligen Rücksichten aus den Augen setzte. Es war nichts Seltenes, Jemand einen großen Umweg nehmen zu sehen, wenn er dem Hauptmann zu begegnen fürchtete, und oft genug hetzte er — ich kenne keinen passernden Ausdruck dafür, denn es war eine förmliche Hatz — eine ganze Gesellschaft, die nach der Douche ging, vor sich her, indem er immer schneller lief, um sie einzuholen, und jene immer mehr eilte, um zu entkommen. Bot er beim Frühstück sich Einem zur Gesellschaft nach der Douche an, so hatte dieser gewiß etwas vergessen, und machte sich einen Behelf, erst nach seinem Zimmer zu gehen und ließ den Hauptmann entweder im Saale oder am Wege stehen. Ich sehe ihn im Geiste noch an dem Punkte, welcher die beiden Wege von Prießnitzens Häusern und dem Dorfe vereinigt, auf seine Beute lauern und sich, hatte er sie einmal erfaßt, unmittelbar an ihre Schritte hängen.

Hatte ich mir nun durch mein Vermeiden seines Umganges sein Mißfallen zugezogen oder hatte er sonst Gründe, mich nicht recht leiden zu können, ich bemerkte, daß er sich an mir zu reiben suchte, welchen Versuchen ich leicht dadurch auswich, daß ich ihn noch sorgfältiger vermied.

Eines Tages jedoch zog er die Gelegenheit bei den Haaren herbei, und verletzte mich an einer Stelle, an welcher ich, als der einzige Sachse in der Gesellschaft — denn der schwerkranke Herr von Broizem aus Dresden konnte mir nicht beistehen, da er zu entfernt von uns saß — mich sehr empfindlich zeigte. Er sprach verächtlich über den geringen Umfang meines Vaterlandes und bediente sich auf meine ernste Entgegnung einiger starken Ausdrücke über den verstorbenen König Friedrich August und Napoleon. Hierauf setzte ich ihn jedoch so derb zusammen, daß er verstummte. Die um uns sitzenden österreichischen Offiziere nahmen Partei für Napoleon, und der Hauptmann ließ mich längere Zeit in Ruhe.

Späterhin kam er einmal, durch ein Uhrband, das ich mir bei dem kleinen Fick in Freiwaldau hatte beschlagen lassen, angelockt, auf mich zugelaufen um sich zu überzeugen, was das glänzende Ding an meiner Weste wohl sein möge. Als er einen kleinen Napoleon als Uhrschlüssel daran erblickte, meinte er kopfschüttelnd: „Sie müssen ein großer Freund Napoleon's sein."

Kurze Zeit nach dem eben erwähnten Vorfalle ging ich eines Morgens durch das Dorf hinab. Die Bauern hatten schon damals zu bauen angefangen und hin und wieder fand man an dem Hauptgebäude einen kleinen Anbau, der von Curgästen bewohnt wurde. Gewöhnlich führten ein Paar Stufen zur Thür dieser Baracken. In dem Augenblicke, als ich an einer derselben vorüber gehe, öffnet sich die Thür und unter heftigem Wortwechsel wird ein Mann herausgeworfen, dem schnell ein Paar Pantoffeln und ein zusammen gewickeltes Betttuch nachfolgten, beide in der Richtung nach seinem Kopfe. Dabei rief die kreischende Stimme eines halbangekleidet, unter der Thür stehenden, vor Zorn hochroth erglühenden Weibes: „Verdammter Kerl, ich will dich douchen lernen." Es war die Stimme der gebor=

nen Gräfin Fr. und der Mann war der Hauptmann Unfug, welcher seine Sachen demüthig zusammen raffte und sich nach der Douche trollte. Entweder hatte er mich nicht bemerkt, oder wollte er mich nicht sehen, er defilirte schweigend und mit abgewandtem Gesicht in einer kleinen Entfernung vor mir vorüber. Die Frau Gräfin sprach späterhin sehr verschämt ihr Bedauern gegen mich aus, daß ich sie bei einem „häuslichen Zwiste" und im „Négligé" überrascht habe. Sie fügte hinzu, daß ihr Mann so erschrecklich faul in Erfüllung seiner Pflichten sei, daß sie ihn oft mit Gewalt zu einem Sitzbade oder der Douche nöthigen müsse, ja daß er sogar die ihm von Prießnitz streng verordneten Augenbäder oft versäume.

Ein österreichischer Offizier, Herr von K—y, welcher in demselben Hause wohnte, sagte mir, daß der Hauptmann, wenn sie es gar zu arg machte, auch seine Revange nähme und seine Frau gelegentlich für alle ihm zugefügte Unbilden züchtigte. Sie vergälte ihm solche Eingriffe in ihre Pantoffelrechte jedoch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. Einmal habe sie ihn für sein rebellisches Beginnen, als er eingepackt in der Schwitzdecke lag, mit Ohrfeigen regalirt, die er in seiner hülflosen Lage geduldig hinnehmen müssen u. s. w. — Er soll damals etwas schneller als gewöhnlich in Schweiß gerathen sei. Ein neues Mittel für Hartschwitzende!

Herr von K—y erzählte mir auch, daß Frau von Unfug einmal Abends, als ihr Prießnitz noch ein Sitzbad verordnet, sich ohne viele Umstände in den vor der Thür ihrer Wohnung stehenden Wassertrog gesetzt habe und, die Reclamationen des Kühjungen, der sein Vieh aus demselben Troge saufen ließ, verachtend, nicht eher weggegangen sei, als bis K. seinen Bedienten hinschickte, um ihr zuzusehen.

Wegen seiner Neugier setzte sich Herr von Unfug mancher

Mystification aus. Fiel er, wie er es gewöhnlich that, Neuangekommene ohne Umstände mit Fragen über ihren Namen, Stand, ihre Krankheit u. dergl. an, und wir hatten die Zeit gehabt, sie zu unterrichten, so wurden ihm manchmal die unsinnigsten Lügen aufgebunden. Ein Student, der mit Extrapost und mit einem neuen Sammtrocke ankam, machte ihm, ohne von Jemand gestimmt zu sein, auf sein unaufhörliches Fragen weiß, er sei ein natürlicher Sohn des Königs von Griechenland, bitte ihn jedoch nicht weiter davon zu sprechen. Das Eiligste, was nun der Hauptmann zu thun hatte, war, den Ersten, der ihm in den Weg kam, bei Seite zu nehmen und ihn auf geheimnißvolle Weise zu fragen: „Wissen Sie, wer Der ist?" Nein. „Es ist ein natürlicher Sohn des Königs von Griechenland." Ach, dummes Zeug. „Ja, ja, er hat mir es selbst gesagt. Aber Sie müssen es nicht weiter sagen. Ich habe versprochen zu schweigen." Gleich darauf drehete er sich nach einem Zweiten herum, packte diesen bei dem Arme und fragte, auf den Studenten zeigend: „Wissen Sie, wer Der ist?" Nein. „Es ist ein natürlicher Sohn des Königs von Griechenland, ich soll es aber nicht sagen." Und so trieb er es mit dem Dritten und Vierten fort; bis er endlich des Abends bei einem Tänzchen, in welchem der junge schöne Schwarzrock viel Aufsehen machte, an den Bruder desselben kam, den der Student abzuholen gekommen war und dieser ihm sagte: „Herr Hauptmann, Sie sind nicht recht gescheut; das ist ja mein Bruder."

Wenn zwei Menschen durch das Fenster sahen, so lief er in der Meinung, daß es etwas Neues gäbe, schnell auch hin. Da aber mehrmals einige Personen in der Absicht ihn zu äffen, sich zusammenstellten und mit wichtigen Mienen hinausschauten, und wenn er hinkam, ihn allein stehen ließen und fortgingen, so wurde er endlich vorsichtiger und schlich erst eine Zeitlang um die

Gruppe herum, ehe er es wagte einen Blick durch das Fenster zu thun. — Herr von K. führte ihn eines Tages bei Tische auf eine etwas derbe Art an. Er trat hinter meinen Stuhl und fragte, seine Hand auf meine Schulter legend und den Kopf nach dem Fenster ausstreckend: „Was ist denn das da für eine Herrschaft mit vier Pferden?" Ich richtete mich Nichts ahnend etwas in die Höhe und ging, um nicht selbst als Düpe dazusitzen, in den Scherz ein. „„Es ist wahrscheinlich der russische General, der erwartet wird."" „Aber die Damen?" „„Die rechts neben ihm ist seine Frau und die beiden jüngeren seine Töchter."" Wir sprachen so noch eine Weile über den russischen General fort, ohne daß sich Jemand um unser Geschwätz bekümmert oder nach dem Fenster gesehen hätte. Der Hauptmann aber saß wie auf Kohlen, und konnte es, als K. von der Menge der Bedienten sprach, nicht mehr auf seinem Stuhle aushalten. Ganz sachte, und, wie er meinte, von Niemand bemerkt, zog er seine Serviette aus dem Knopfloch, wischte sich den Schnurrbart ab, stand auf und näherte sich dem Fenster, scheinbar, ohne sich um dasselbe zu bekümmern. Nur so ganz wie von ohngefähr drehete er, als er beim Fenster stand, sich nach diesem um, und erblickte — Nichts. K. lief in diesem Augenblicke davon und auch ich wagte nicht, dem drohenden Blicke des mystificirten Kriegsmannes zu begegnen, sondern folgte meinem Versucher auf dem Fuße. Die Nachbarn erzählten mir nachher, es habe auf dem Gesichte des Capitains ein Ausdruck gelegen, den Niemand zu beschreiben vermöchte, der aber durch unsere Abwesenheit und die zum Lachen gereizten Gesichter der Gesellschaft noch vermehrt worden sei.

Ein Paar Tage später rief er, offenbar in der Absicht mir eine Beleidigung zu sagen, mir zu: „Herr Munde, man sagt, die Wassercur macht dumm. Sie sind ein so großer Verehrer

und Kenner derselben; was meinen Sie dazu?" „„An mir habe ich noch nichts bemerkt,"" antwortete ich ruhig; „„ich läugne jedoch nicht ab, daß sie bei Manchem eine solche Wirkung hervorbringen kann.""

Doch genug vom Hauptmann Unfug.

Meine übrigen Tischgefährten waren, wie ich schon gesagt habe, heitere Leute, und die zwei Stunden, die wir gewöhnlich bei Tische zubrachten, waren nicht die unangenehmsten unserer Tageszeit. Der Wachtmeister, ein gebildeter ungarischer Edelmann, welcher früher Jura studirt und sich durch den Glanz der Waffen hatte verleiten lassen, Husar zu werden, flößte mir durch seine Leidensgeschichte besonderes Interesse ein. Als Folge einer Mercurialcur hatte er plötzlich einen bösen Fuß bekommen, der bei der sorgfältigsten medicinischen Behandlung bald den Charakter von Knochenfraß annahm. Man schleppte ihn von einem Orte zum andern und schlug ihm, der durch neunmonatlichen Aufenthalt im Hospital zum Skelett geworden war, vor, „da er ein vernünftiger Mann sei, mit dem man reden könne", sich den Fuß wegschneiden zu lassen. Seine Antwort auf diesen Vorschlag war: So lange es noch ein altes Weib oder einen Schäfer gäbe, die Pflaster gegen böse Beine verkauften, werde er nicht darein willigen; er wolle aber einen Versuch in Gräfenberg machen. —

Der Regimentsarzt wollte ihn nicht fortlassen, und nur durch Verwendung des Oberstlieutenant von Z., der die Cur mit Erfolg gebraucht, bei dem Regimentscommandanten, wurde ihm die Erlaubniß nach Gräfenberg zu gehen zu Theil. Er kam dahin mit zwei Krücken und abgezehrt wie ein Geripp. Nach drei Wochen hatte er nicht nur bedeutend zugenommen und sah munter und wohl aus, sondern er hatte auch seine Krücken weggeworfen. Ein Stock reichte hin, um ihn zu unterstützen. —

Eines Tages kam ein Compagniearzt seines Regiments in bürgerlicher Kleidung in Gräfenberg an, fragte nach dem Wachtmeister und verlangte nach Tische mit ihm zu sprechen. Er theilte ihm mit, daß er von dem Regimentsarzte den Auftrag erhalten habe, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und bat ihn, den Wunsch seines Vorgesetzten zu befriedigen. „Kommen Sie", sagte der Wachtmeister und führte ihn einige Male den Saal auf und ab, wobei er so fest auftrat als sein kranker Fuß es nur immer zuließ; dann machte er plötzlich Halt und links um. „Sagen Sie ihm das" sagte er mit starker Betonung und kam dann wieder auf uns zu, dem Mediciner es überlassend, was er mit seinem lakonischen Bescheide machen wollte. — Der arme Wachtmeister hat nachher noch viel ausgestanden und Gräfenberg erst im nächsten Jahre verlassen. Prießnitz sagte mir, er sei hergestellt worden.

Ein anderer meiner Tischnachbarn war der Baron C....i. Er litt seit mehreren Jahren an einem Flechtenübel, das allen Versuchen der Aerzte, allen Bädern und Mineralwässern hartnäckig widerstanden hatte. Mit dem festen Vorsatze, Gräfenberg nur geheilt zu verlassen kam er dahin. Er zeigte mir einst in seinem Koffer für 1500 Thaler Staatspapiere und sagte dabei: „So lange diese nicht aufgezehrt sind oder ich meine Flechten los bin, gehe ich nicht hier weg." — Nach mehreren tüchtigen Krisen hat er seinen Zweck erreicht und ist seitdem, so viel ich weiß, vollkommen von seinem Uebel befreit, ohne daß er mehr als vielleicht 200 Thaler in Gräfenberg zurück gelassen hat. Wir waren viel zusammen, und das freundschaftliche Verhältniß, das sich nach und nach zwischen uns bildete, hat viel zur Erleichterung der Leiden beigetragen, die ich nach dem Eintritte ernstlicher Krisen zu ertragen hatte.

Mit meiner Gesundheit ging es damals immer besser. Die

Verzweiflung an gänzlicher Wiederherstellung derselben, welche mich vor meiner Reise nach Gräfenberg einen ganzen Sommer hindurch nicht verlassen, war mit der Kraftlosigkeit und den Schmerzen gewichen. Schon nach einem achttägigen Aufenthalte in Gräfenberg konnte ich das seidene Tuch, das ich fortwährend um das Gesicht trug, ablegen. Nach vier Wochen war meine Kraft so weit hergestellt, daß ich wie früher bedeutende Lasten aufhob und zwei Männer nicht im Stande waren, meinen ausgestreckten Arm zu biegen, aus welchem die Gicht, die sich in Folge eines Schlages von einem Pferde hineingesetzt hatte, gänzlich abgezogen war. Mein Körper hatte so an Umfang gewonnen, daß ich keinen Rock mehr zuknöpfen konnte, sondern beim Eintritte der Kälte Bändchen in die Knöpflöcher knöpfen mußte. Nur in der rechten Hüfte saß die Gicht noch fest und hinderte mich, an den Promenaden der Gesellschaft nach der schönen Nesselkoppe, der Goldkoppe, der Hokschaar, dem Altvater u. s. w. Theil zu nehmen. Manchmal, beim Eintritte des schlechten Wetters, hatte ich auch heftige Schmerzen und konnte kaum gehen. Diese zogen sich beim Schwitzen zuweilen in das Kreuz und verursachten mir solche Qual, daß ich Decke und Betten von mir warf, wenn der Diener nicht den Augenblick auf mein Geschrei erschien.

Um die Gicht aus der Hüfte zu bringen, beschloß ich eine Parforcecur anzuwenden. Ich legte mich unter den Strahl der größten Douche, biß die Zähne auf meinem Taschentuche zusammen und ließ nun den Strahl, ungeachtet aller Schmerzen, so lange auf die kranke Stelle trommeln, bis dieselbe ganz fühllos geworden war. Nach dem ersten Versuche schon fühlte ich auffallende Besserung; die Gicht kehrte jedoch wieder, weswegen ich meine Versuche so lange fortsetzte, bis die Hüfte ganz frei davon war und ich ungenirt gehen konnte, wohin ich wollte.

Bald darauf zeigte sie sich jedoch in dem linken Arme, den sie für einige Wochen unbrauchbar machte, und an dem sie mir ein Fingerglied fast zerstörte.

Ehe diese heftige Krise eintrat, auf die ich wieder zurück kommen werde, hatte sich in meiner Wohnung etwas geändert. Ich hatte eine Empfehlung an einen Juristen aus Mecklenburg (Rausse's Bruder) gehabt und diese, da Herr Fr. gerade krank war, erst einige Zeit nach meiner Ankunft abgegeben. Er hatte die Idee, in der nächsten Zeit eine Reise durch Frankreich und England zu machen, und als er hörte, daß ich der Sprachen dieser beiden Länder mächtig, und wie schlecht ich einquartirt wäre, so erbot er sich, mir einen Platz in seinem Zimmer einzuräumen, das gerade groß geug war, um zwei Betten, einen Tisch, eine Kommode und drei Stühle aufzunehmen. Ich nahm natürlich dieses freundliche Anerbieten mit Dank an, und wir bewohnten fortan unser Stübchen, das einzige das in Gräfenberg einen farbigen Anstrich hatte, in größter Eintracht zusammen. Es war früher von einem norwegischen Capitain Ramm bewohnt gewesen, der es wegen seiner kranken Augen mit einer grünen Farbe hatte überstreichen lassen. Leider hat er Gräfenberg ungeheilt verlassen und ist, ein Opfer seiner Anstrengungen in seinen astronomischen Forschungen, bald nachher blind gestorben. Er war ein Mann von so starker und schöner Muskulatur, daß unsere Köchin, eine junge stämmige und recht hübsche Wittwe, als er in seine Decke gehüllt eines Morgens aus dem Bade kommend die Treppe hinaufstieg und dabei die unteren Theile seiner herkulischen Schenkel entblößte, sich nicht enthalten konnte auszurufen; „da lacht Einem 's Herz im Leibe!"

Mein armer Fr. war sehr krank. Schon von früher Jugend von Skrofeln und Gicht gepeinigt, die seine Knochen an

mehreren Orten entstellt hatten, war seine Verdauung durch immerwährendes Mediciniren geschwächt und sein Organismus zu Grunde gerichtet worden. Er war schon mehrere Monate in Gräfenberg und fühlte zwar ein allgemeines Besserwerden seines Zustandes, allein die Gicht plagte ihn demohngeachtet abwechselnd so heftig, daß ich selbst viele Nächte vor Kummer und Mitleid mit meinem unglücklichen Leidensgefährten schlaflos zubrachte. Mit diesem schwächlichen empfindlichen Körper verfuhr Prießnitz, wie mir schon damals einleuchtete, zu rücksichtslos. Bei ganz heftigen Anfällen ließ er den armen Mann, der vor Schmerz und Erschöpfung kaum stehen konnte, mitten in der Nacht in den Keller führen und dort über eine Viertelstunde lang dem Strahle einer eisigen Douche aussetzen, und das mehrere Male hinter einander. Bei Tage wurde er, während ich noch im Schwitzen lag, trotz aller seiner Klagen und Bitten, Dreiviertelstunde in einem kalten Halbbade erhalten und gerieben, und dieses Verfahren mehrere Tage hintereinander fortgesetzt. Sein Stöhnen und seine Klagen wurden am Ende so herzzerreißend, daß ich trotz meiner Theilnahme mit seinen Leiden mehrmals mich nicht entschließen konnte, nach Hause zurückzukehren, und Prießnitzen, wo ich seiner nur habhaft werden konnte, anlag, etwas zu seiner Linderung zu unternehmen. Als Prießnitz immer bei seinem kalten Verfahren blieb, entschloß ich mich selbst zu einem Versuche. Ich hatte genug Erfahrung, um zu fühlen, daß Schweiß eine Besserung hervorbringen würde und beredete meinen armen Freund sich einpacken zu lassen, was er nach einigem Widerstande that. Ich ging zu Tische und aus Furcht vor der Wiederholung des Schauspiels das mir das Herz zerriß, blieb ich etwas länger, als gewöhnlich. Wie groß war aber meine Freude, als ich ins Zimmer trat, ihn ausgepackt und lächelnd auf seinem Bett liegen zu finden und zu sehen, wie

er mir die Hand entgegenstreckte und Worte des Dankes zum Himmel emporschickte. — Ich fühlte mich sehr glücklich zu Linderung seiner Leiden beigetragen zu haben und nun schon etwas Muth in mir, vorkommenden Falls selbstständig Etwas mit dem Wasser zu unternehmen. — Als ich Prießnitzen mittheilte, was ich gethan, lobte er mich und freute sich über den glücklichen Ausgang meines Versuchs.

Was ich damals schon in Absicht auf meinen Freund begriff, dehnte dieser selbst auf das ganze Prießnitzische Verfahren im Allgemeinen aus. Er war der Meinung, daß bei der Gräfenberger Cur viel zu viel gethan, viel zu heroisch verfahren, in die Natur gestürmt werde. Diese Meinung bewog ihn auch, Gräfenberg mehrere Wochen vor mir zu verlassen und die Cur in Freiberg, wohin ich bald nachzukommen versprach, fortzusetzen. Er reiste mit einem Engländer, Herrn Abdy dahin und blieb mit diesem noch mehrere Monate daselbst. Beide begnügten sich mit abwechselnder Transpiration, täglicher Abwaschung oder Begießung des ganzen Körpers und den von den Umständen gebotenen Umschlägen. Dabei tranken sie mäßig Wasser und lebten, wenigstens Fr., einfach und mäßig, und verließen Freiberg in weit besserem Gesundheitszustande, als sie es betreten. Ich wünschte, auch ich hätte den Ansichten meines Freundes gefolgt; ich würde für mich gewonnen haben, obwohl ich dann manche Erfahrung nicht gemacht haben würde, durch deren Bekanntmachung ich, wie ich mit Gewißheit glaube, meinen Nebenmenschen nützlich geworden bin.

Herr Abdy war einer von jenen unglücklichen Hypochondristen, die immer mit sich und Anderen in Streit und Hader begriffen sind, so gut sie es auch mit der ganzen Welt meinen. Er war ein gelehrter Mann und hatte sich durch ein Werk in drei Bänden über die Emancipation der Schwarzen in Ame-

rika*) den Dank dieser armen von uns Christen mißhandelten Geschöpfe erworben und seinen Namen auf eine ehrenvolle Weise bekannt gemacht. Als jüngerer Sohn einer wohlhabenden Familie hatte er gerade ein hinreichendes Vermögen, um auf dem Continente unabhängig leben zu können. Ohne geizig zu sein, vermied er jede unnöthige Ausgabe und war besonders erzürnt, wen er bemerkte, daß man den Grundsatz, daß jeder Engländer geprellt werden müsse, auf ihn anwenden wollte. Man erzählte sich in Gräfenberg eine Anecdote, die sein Kutscher mit dahin gebracht. Er hatte in einem Dorfe zwischen Ollmütz und Gräfenberg übernachtet und sich geweigert, des Morgens die ihm zu groß erscheinende Rechnung zu bezahlen. Da er, direct von Paris kommend, wo er von Prießnitz und seinen Wundercuren gehört hatte, kein Wort deutsch verstand und sich weder dem Wirth noch dem Kutscher verständlich zu machen vermochte, so begnügte er sich, die Zahlung zu verweigern und setzte sich in den Wagen, dem Kutscher durch Zeichen andeutend, fortzufahren. Der Wirth ließ sich das natürlich nicht gefallen, sondern spannte das Pferd aus dem Wagen und zog es wieder in den Stall, bis der Herr Engländer sich zur Zahlung bequemen würde. Dieser blieb volle zwei Stunden in seinem Wagen sitzen, und erst als er sahe, daß diese stoische Demonstration keine Aenderung in der Rechnung zu wege brachte und er auf solche Weise nie nach Gräfenberg gelangen würde, entschloß er sich, unter einigen nicht verstandenen Ausfällen, die Zahlung zu leisten.

Als ich ihn besuchte, freute er sich sehr, Jemand zu haben, mit dem er sprechen könne; denn obschon er französisch sprach,

---

*) A Tour through the United States of North-America etc. by Abdy, Esqr. London.

und mehrere Curgäste die Dolmetscher zwischen ihm und Prieß-nitz gemacht hatten, so schien es doch, als ob Keiner in seine hypochondrischen Grillen mit hinreichender Nachgiebigkeit hatte eingehen wollen, und schon den ersten Tag wurde ich der Träger seiner Wünsche, die freilich nicht ganz nach dem Sinne Prießnitzens waren. Er wollte täglich nur ein Mal essen, und zwar Braten und gebackne Pflaumen, und recht viel. Prießnitz aber wollte, er sollte essen wie die Anderen, drei Mal des Tages, und nicht zu viel auf ein Mal, was ihm nach und nach besser bekommen würde, als die große Menge Speisen, in einer Mahlzeit seinen kranken Verdauungsorganen aufgebürdet. Er behauptete dagegen, er müsse besser wissen, was ihm bekomme, und Prießnitz erwiderte, solche Hypochondristen wüßten nicht, was sie wollten und wenn Abdy glaubte, er verstände es besser, so hätte er nicht nöthig gehabt zu ihm zu kommen. Hierin hatte nun Prießnitz Recht. Das Wort Hypochonder entschied die Frage auf eine unerwartet schnelle Weise. Abdy wurde dadurch so beleidigt, daß er nicht begriff, wie ich die Unverschämtheit haben könne, ihm eine solche Unhöflichkeit ins Gesicht zu sagen, es sei die größte Beleidigung, die ihm jemals widerfahren u. s. w. Noch denselben Tag ging er nach Freiwaldau und miethete sich bei Weiß ein, der weniger schroff, anfangs seinen Wünschen nachgab und sich bemühete, ihn nach und nach auf andere Gesinnungen zu bringen, was ihm auch theilweise gelang.

Leider hatte er Niemand in Freiwaldau, der ihn verstand. Ein katholischer Priester, mit dem er bekannt wurde, sprach zwar ein wenig französisch; seine Aussprache, wie die der meisten Deutschen, war jedoch so schlecht, daß Abdy ihn nicht verstehen konnte, und als die beiden Gelehrten endlich in der lateinischen Sprache ein Auskunftsmittel gefunden hatten,

war wieder die englische Aussprache Abdy's ein Hinderniß, das nur dadurch beseitigt wurde, daß der Engländer sein Latein anfangs aufschrieb und sich nach und nach bemühete, es auf deutsche Art auszusprechen.

Weiß hatte sich übrigens in kurzer Zeit seine Liebe in hohem Grade erworben, und nie besuchte ich Abdy, ohne daß er mir aufgetragen hätte, ihn seiner Dankbarkeit und seiner Ergebung zu versichern, oder Madam Weiß irgend eine Verbindlichkeit zu sagen.

Er wurde übrigens unter Weiß's Händen ein leidenschaftlicher Verehrer der Wasserheilkunde und machte selbst allerhand Versuche, die oft kühn genug waren. So warf er sich, nachdem er sich ganz heiß gelaufen, schnell entkleidet in das eiskalte Wasser der Biela oder der Staritz und behauptete, weil es seinen eisenfesten Lungen nichts schadete, daß die Furcht vor Nachtheilen bei diesem Verfahren überhaupt eine ungegründete sei. — Als ich ihn mehrere Jahre später in Ilmenau wieder traf, bemerkte ich, daß sein Befinden im Allgemeinen besser geworden, er selbst aber von seinen excentrischen Ideen durchaus nicht zurück gekommen war. Er machte damals mehrmals wöchentlich einen Spaziergang durch den tiefen Schnee über die Manebacher Höhe und badete sich dann ganz erhitzt, wie er war, in einem kleinen Teiche bei Elgersburg, der nie ganz zufror. Mit einem bösen Beine, das er um jene Zeit bekam, machte er Curen, bei denen mir Angst wurde. Er legte tagelang Eis und Schnee darauf und zwar, gegen meine Erwartung, mit Erfolg. Seit ohngefähr drei Jahren habe ich nichts mehr von ihm vernommen.

Mit seiner und Fr's. Abreise von Gräfenberg, ging für mich eine böse Zeit heftiger Krisen an, die mich den Mangel treuer und sorgsamer Pflege schmerzlich vermissen ließ.

Sechstes Capitel.

Inhalt. Systematische Studien der Prießnitzischen Methode. — Idee, eine Beschreibung derselben und des Gräfenbergs herauszugeben. — Verfahren um von Prießnitz Belehrung zu erhalten. — Versetzung neben Prießnitz bei Tische. — Plan des Grafen Troyer, mich zum Gehülfen Prießnitzens zu machen. — Bartzsch. — Prießnitz II. — Prießnitzens Urtheil über mich. — Streitigkeiten wegen der Versetzung zu Prießnitz. — Grundsätze einiger Adeligen. — Der Corporal. — Betrachtungen über das Prügelsystem unter dem deutschen Militair.

Schon lange vor der Abreise Fr's. und Abdy's hatte ich in meine hydriatischen Studien eine Art System gebracht. Die Lectüre der wenigen damals vorhandenen Wasserschriften, unter denen ich noch „Zoczek's Triumph" und „Fabricius,*) das Ganze der Heilkunst mit kaltem Wasser" zur Hand bekam, sowie meine früheren geringen medicinischen Studien und der Umgang mit den in Gräfenberg anwesenden Aerzten und in den Naturwissenschaften bewanderten Männern, vorzüglich aber die tägliche Anschauung, hatten meine Begriffe über das Wesen der Krankheiten und über die Wirkung der verschiedenen bei der Wassercur vorkommenden Manipulationen aufgeklärt. Eigenes Nachdenken und die Belehrung Prießnitzens und älterer Curgäste ließen mich fast immer den Schlüssel zu den vielen im ersten Augenblicke wunderbaren Erscheinungen finden, die dem Auge des aufmerk-

*) Der wahre Verfasser ist Dr. **Müller** in Leipzig.

samen Beobachters sich täglich darstellten, und bald war ich im Stande, aus mir selbst heraus die Mittel zu finden, die im vorkommenden Falle die entsprechendsten sein mußten. Prießnitz war, wie schon oben gesagt worden, gegen mich sehr gefällig. Selten that ich eine Frage an ihn, ohne eine, wenn auch nicht ganz befriedigende Antwort zu erhalten, während mancher Andere drei oder vier Mal fragen konnte, ohne ein Wort zu hören, das ihn klüger gemacht hätte als zuvor. Diese Schweigsamkeit war übrigens das einzige Mittel, sich die überlästigen Frager vom Leibe zu halten, die ihn mit Dingen bestürmten, welche mit ihrer eignen Krankheit in gar keinem Zusammenhange standen. Denn unter zweihundert und funfzig Kranken waren nicht funfzig, die nicht Lust gehabt hätten, selbst wieder Wasserdoctoren zu werden, und denen alles daran lag, von Prießnitz zu erfahren, welches Mittelchen gegen diese oder jene Krankheit, die einmal vorkommen könnte, anzuwenden sei. Fast Jeder fühlte in sich die Kraft und den guten Willen, zur Verbreitung der Wasserheilkunde beizutragen und gar Viele hatten die Hoffnung, in ihre Heimath zurückgekehrt, Anstalten einzurichten und zu dirigiren. Und unter diesen Letzteren befand auch ich mich, obschon meine Mittellosigkeit die Ausführung meines sehnlichen Wunsches nicht sehr wahrscheinlich machte. Je entfernter aber diese Aussicht sich hinausstellte, desto eifriger war ich darauf bedacht, mir die Materialien zu sammeln, die mir nöthig schienen, um dem Publikum eine bessere und treuere Anweisung zum Gebrauch der Prießnitzischen Curmethode in die Hände zu geben, als in den bisher darüber erschienenen Büchern zu finden war. Ich verkannte keineswegs die Schwierigkeiten, die sich dem Laien entgegen stellen mußten bei der Bearbeitung eines Feldes, das ihm so wenig bekannt war, und welches seit Jahrtausenden von gelehrten Männern durchforscht und ausgebeutet worden. Der

geringe Erfolg jedoch, den die Bemühungen meiner Aerzte an meinem eignen Körper gehabt, die steten Raisonnements gegen die Mediciner von Seiten der von ihnen mißhandelten Kranken, die Verachtung, welche Prießnitz der ganzen Heilkunst mit Arzneimitteln so offen zeigte, und die glücklichen Resultate der Wassercuren, die ich täglich vor meinen Augen sah oder doch zu sehen glaubte, flößten auch mir Verachtung gegen die Medicin ein und ließen mir die Bemühungen verdienstvoller Aerzte um die Wissenschaft als Irrthümer, oder doch so winzig klein erscheinen, daß ich überzeugt war, ein Dutzend eclatanter Krankengeschichten vom Gräfenberge werde die ganzen gelehrten Theorieen über den Haufen werfen und, wenn nicht die Aerzte selbst, doch den größeren Theil des Publikums zu Partisans der neuen Heilmethode machen. Ich fühlte, daß keine große Gelehrsamkeit dazu gehöre, um Dinge, deren Wahrheit nicht abzuleugnen war, dem Publikum vor Augen zu legen und durch Thatsachen die Unhaltbarkeit der medicinischen Theorieen zu beweisen, Thatsachen, die laut genug sprachen, als daß sie etwas anderes als eine klare und schmucklose Darstellung erforderten.

Mein Buch sollte jedoch nicht blos den Nutzen der Wassercuren beweisen: das war zum großen Theile schon durch meine Vorgänger geschehen; es sollte eine Anweisung geben, wie man das Wasser gebrauchen müsse, wenn man nicht Gelegenheit hätte sich in Gräfenberg oder bei andern Sachverständigen Rath zu holen. Ich wollte jedem für die Cur gewonnenen Kranken ein Handbuch übergeben, das ihn vor Fehlgriffen warnen und wenigstens im Allgemeinen die Grundsätze angeben sollte, nach denen er seine Cur einzurichten habe. Ich selbst hatte eine solche Anweisung sehr vermißt, manchen Fehlgriff gethan und mir mehrmals geschadet, wo ich mir bei einer gehörigen Belehrung hätte nützen können, und ich war überzeugt, daß es Vielen so gegan=

gen, die in Oertels Schriften zwar den Glauben aber nicht den Weg zum Heil gefunden haben konnten, da sein steter Refrain „Wassertrinken im Ueberfluß, und Baden bis zum Verblauen" unmöglich für alle Fälle ein richtiger Grundsatz sein und gewiß am unrechten Orte viel schaden konnte und mußte. In keiner der vor mir erschienenen Schriften fand ich eine specielle, auf Selbstanschauung und Selbsterfahrung begründete Beschreibung der Prießnitzischen Methode. Die von Laien geschriebenen Bücher waren unklar oder beschränkten sich auf Erzählung von Thatsachen oder Beschreibung der Anstalt, keineswegs aber gingen sie in die Cur selbst auf eine klare, befriedigende Weise ein; und die von Aerzten herausgegebenen gaben größtentheils unvollkommene Winke, die bloß dem Mann von Fach verständlich waren. Sie schienen mehr für Aerzte als für das Publikum geschrieben. Das Lesen aller vorhandenen Schriften über die Wasserheilkunde hatte mich nicht so darüber aufgeklärt, als es ein vierwöchentlicher Aufenthalt am Orte selbst gethan, und ich fühlte, daß meine Vorgänger gar Vieles nicht berührt hatten, was zum richtigen Verständniß der ganzen Sache unentbehrlich war, und was ich, ohne große Gelehrsamkeit dazu nöthig zu haben, nachholen könnte. Ich fühlte, ich würde im Stande sein, einem sehr merkbaren Mangel abzuhelfen und eine Bahn zu brechen, welche dann von Andern schon nach und nach breiter getreten werden würde. Mein Entschluß stand fest, und es handelte sich nun hauptsächlich darum, aus Prießnitzens Munde Belehrung über alle die Fälle zu erhalten, die im Augenblicke nicht vorhanden waren, um solchergestalt eine sonst lückenhafte Darstellung der Behandlung der verschiedenen Krankheiten so viel als möglich zu ergänzen.

Diesen Zweck zu erreichen, verfuhr ich auf folgende Weise: Ich theilte meine Absicht, ein Buch über Gräfenberg zu

schreiben, nur einigen erprobten Freunden und Leuten von Einfluß mit und bat sie, mir so viel als möglich Gelegenheit zu Beobachtungen zu verschaffen, dabei aber gegen Jedermann und vor Allem gegen Prießnitz das größte Stillschweigen über meinen Plan zu beobachten. Von Prießnitz Character und seiner Furcht, sich dem öffentlichen Urtheil bloß gestellt zu sehen, durfte ich erwarten, daß er von dem Augenblicke an, wo er meine Absicht merkte, verschlossen gegen mich werden und sich sehr in Acht nehmen würde, in Gegenwart Anderer Aeußerungen gegen mich zu thun, die ich als seine eigenen bekannt machen und die ihn auf eine oder die andere Weise compromittiren könnten. Die Kranken, fürchtete ich, würden eben so ungern die Möglichkeit gesehen haben, von sich öffentlich sprechen zu hören, und mir schon aus diesem Grunde ihren Beistand versagen; dann aber war ich sicher, daß bei Bekanntwerdung meines Vorhabens Prießnitz nicht der Letzte sein würde, der es erfuhr, und daß solchergestalt auf eine und die andere Weise die Ausführung meines Planes mir sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werden müßte.

Ich hatte ganz richtig gerechnet. Das Interesse, was ich an Prießnitz und seiner Methode so unverkennbar zeigte; mein Eifer in der Cur; die Gefälligkeit, mit der ich den Erzählungen der anderen Kranken mein Ohr lieh und ihnen durch Rath und That nützlich zu werden suchte, bahnten mir den Weg zu Arzt und Patienten und verschafften mir reiche Ausbeute. Allein sobald Prießnitz Kenntniß von meinem Vorhaben erhielt, zog er sich so plötzlich und auffällig von mir zurück, daß ich froh war, fast gegen seinen Willen, so viel von ihm erfahren zu haben, daß mir von Dem, was ich zu wissen mir vorgenommen, fast Nichts übrig blieb.

Meine Freunde und die Beförderer meines Unternehmens

schafften mir so viele interessante Krankheitsfälle mit ihrer Behandlung und ihrem Ausgange, als sie nur konnten. Ich selbst suchte, wie schon erwähnt, Alles auf, was zu meiner Belehrung dienen konnte, und hatte schon einen bedeutenden Schatz von Notizen zusammen, die in bunter Unordnung durch einander geschrieben in meiner Mappe lagen, ohne daß ich recht wußte, wie ich sie ordnen sollte. Endlich fiel mir ein, regelmäßige pathologische und therapeutische Studien zu machen. Ich trug die verschiedenen Krankheitsarten zusammen, ordnete sie nach vorgefundenen Mustern oder nach dem Rathe anwesender Aerzte ein wenig und suchte mich über ihre Kennzeichen, ihren Gang und ihre Behandlung zu unterrichten. Diesen Zweck erreichte ich durch Rücksprache mit Aerzten oder Kranken, welche die Krankheiten gehabt hatten, oder auch durch Nachlesen in denjenigen Schriften, die ich selbst besaß oder die mir geliehen wurden. Damit ich jedoch meinem Gedächtnisse nicht zu viel aufbürdete, nahm ich jedes Mal nur eine oder zwei analoge Krankheiten vor, über die ich mich auf jede mir zu Gebote stehende Weise zu unterrichten suchte. Hatte ich alle mir hierzu dienliche Mittel erschöpft und ein ziemlich deutliches Krankheitsbild vor mir, so fragte ich Prießnitz entweder selbst, wie die vorliegende Krankheit behandelt werden müsse, besprach mich mit ihm über die dabei etwa vorkommenden Zufälle, die Vorsichtsmaßregeln, die Veränderung der Symptome u. s. w. und notirte dann, sobald ich allein war, jedes seiner Worte unverzüglich in meine Schreibtafel; oder ich beauftragte, um nicht Verdacht zu erregen oder seine Geduld zu ermüden, einen meiner Bekannten, die Befragung in meiner Gegenwart vorzunehmen, oder mir einen Wink zu geben, wenn es Zeit war hinzuzukommen. Ich mischte mich alsdann in das Gespräch und erfuhr was ich wissen wollte. — Fiel mir nachträglich beim Aufschreiben der Beleh=

rungen Prießnitzens Etwas ein, was mich bedenklich machte, oder erzählte mir Jemand einen Fall, der sich mit dem bereits Notirten nicht ganz vertrug, so wußte ich das Gespräch späterhin wieder darauf zu bringen und trug dann das Fehlende nach.

Auf diese Weise ließ ich Prießnitzen unvermerkt einen Cursus von mehr als siebenzig Krankheitsarten mit mir durchmachen, ehe er gewahr wurde, daß ich planmäßig verfuhr. Ich trug Sorge, die am meisten vorkommenden Krankheiten auszuwählen und hielt mich nicht bei Nebensachen auf, um keine Zeit zu verlieren. Manchmal machte ich einen Aufsatz über die Behandlung einer Krankheit und ließ ihm denselben unter Verschweigung meines Namens vorlesen, um so zu erfahren, ob ich ihn ganz verstanden und die Behandlung in seinem Sinne beschrieben sei, und ich hatte immer die Freude zu finden, daß er meine Ansichten bestätigte. Auch circulirten mehrere dergleichen Recepte (wie wir sie scherzweise nannten), namentlich gegen Cholera, welche ich copirte, und über deren Richtigkeit ich von Prießnitz selbst Erkundigungen einzog. Auf diese Weise kam ich auch zu einem ganzen Cyclus von Pferdecuren, die ich den ersten Auflagen meines Buches anhing, aber bei den späteren Auflagen wegließ, weil der allgemeine Stoff sich gehäuft hatte und man hin und wieder Glossen darüber machte.

Nachdem ich meine systematischen Studien nicht lange begonnen, kam mir eine kleine Veränderung sehr zu Hülfe, die im Personale der Badegesellschaft vorging. Herr von Broizem, mein einziger Landsmann, verließ Gräfenberg — leider in einem wenig gebesserten Zustande, wie es fast bei Allen, die an demselben Uebel litten, der Fall war. Er hatte Rückenmarkschwindsucht, an der er ein Paar Jahre später gestorben ist. — Bei einer ausgebildeten Tabes dorsalis ist eine starke Wassercur am eben so unrechten Platze, als jede andere heroische Cur, welche

die vorhandene geringe Lebenskraft vollends aufzehrt. Der Gebrauch des Wassers muß dann ein bloß diätetischer sein, bei welchem der Kranke sich allerdings besser befinden wird, als bei Gewürzen und Medicin, welche das reizbare und erschütterte Nervensystem in steter Aufregung halten und vollends zu Grunde richten. Daher habe ich auch bei recht gelindem Gebrauche der Cur Besserung eintreten sehen, während eine Vollcur immer die Aufreibung der noch vorhandenen Lebenskraft und einen baldigen Tod zur Folge hatte und haben mußte. — Um jene Zeit waren meine Ansichten anders: ich gab mich gern der Hoffnung hin, daß auch dieses unheilbare Uebel öfters noch durch die Wassercur geheilt werden könnte und ermunterte die armen Leidenden dieser Classe, die sich 1836 in Gräfenberg befanden, selbst zur Ausdauer. — Wegen ihres starken Auftretens nannte man sie damals leichtfertigerweise „die Trampler". Unter der Badegesellschaft waren übrigens wenige, welche an eine Herstellung derselben glaubten. —

Herr von Broizem verließ also Gräfenberg. Er hatte seinen Platz dicht neben Prießnitz und ich bat ihn, mir denselben zu vermachen, indem ich ihm die Ursache meiner Bitte mittheilte. Gern willigte er ein; allein bemerkte mir zugleich, daß ihm dieser Platz selbst erst vom Grafen Troyer abgetreten worden sei, und daß ich nicht übel thun würde, den Grafen darum anzusprechen. Ich that es und der Graf erfüllte, wie er sagte, der guten Sache wegen, meinen Wunsch. Prießnitz hatte mich obschon ich ihn mit steten Fragen belästigte, lieb genug gewonnen, um meiner Versetzung an seine Seite kein Hinderniß in den Weg zu legen, und so zog ich denn triumphirend nach meinem neuen Platze, nicht ohne meinen alten Tischgenossen ein herzliches Lebewohl und einen freundlichen Dank für all ihre Liebe gezollt zu haben. Sie wußten, weswegen ich von ihnen

wegging und billigten meine Absicht. Späterhin, als wir in den kleinen Saal zogen, kam ich zum Theil wieder mit ihnen zusammen, da v. K—y und der Wachtmeister den ganzen Winter da blieben.

Nun, neben Prießnitz sitzend, hatte ich die beste Gelegenheit, ihm, ganz buchstäblich, jedes Wort von dem Munde wegzuschnappen und meine Ausbeute war reichlich, da die Mittagszeit immer die war, wo alle Kranke, die er früh nicht hatte besuchen können, oder die für den Nachmittag noch etwas zu fragen oder irgend eine Beschwerde hatten, sich um Rath an ihn wandten. Ohne mich scheinbar um das Gespräch zu bekümmern, saß ich still und stumm da, mit gespitzten Ohren, sobald Prießnitz den Mund öffnete. Meine natürliche Lebhaftigkeit und Gesprächigkeit war den Augenblick verschwunden, wenn sich Jemand Prießnitzen näherte und ihn befragte. Und es war selten, daß Einer allein kam. Gewöhnlich war er bei Tische von fünf bis zehn Personen umringt und eine doppelte Anzahl stand in einiger Entfernung und wartete, bis Platz für sie würde, was so lange fortdauerte, bis Prießnitz plötzlich aufstand und sich durch das Gedränge ohne ein Wort zu sagen entfernte. Das Signal zu diesem Aufbruche war, daß er uns „gesegnete Mahlzeit" wünschte, worauf nur selten Einer es wagte, ihn länger aufzuhalten. Es geschah dann nicht gar zu selten, daß dieselben Bittsteller, wenn sie recht bescheiden waren, mehrere Tage hintereinander unbefriedigt wieder kamen und ihre Cur sozusagen im Finstern brauchen mußten. Denn auch hier, wie überall, war die Bescheidenheit keine Eigenschaft, welche den Menschen vorwärts bringt, so liebenswürdig und lobenswerth sie auch an und für sich ist. —

Von der Zeit an, wo ich meinen Platz neben Prießnitz genommen hatte, brauchte ich nicht mehr die Gelegenheit, Etwas

aufzufischen, mühevoll zu erjagen. Meine Ausbeute war im Gegentheil so groß, daß ich nicht wußte, woher ich die Zeit nehmen sollte, um alles Wichtige zu notiren. Meine Zeit war durch meine eigne Cur so sehr in Ausprpuch genommen, daß mir nur wenig davon zu anderen Zwecken übrig blieb. Ich lag bis neun Uhr gewöhnlich im Schweiße, badete und frühstückte nach vorhergegangener Promenade, douchte und kam stets spät zum Mittagsessen. Nach Tische eine Schwitzparthie — so nannten wir die Spatziergänge den Gräfenberg hinab und herauf, die wir des Nachmittags machten, ehe wir uns aufs Neue zum Schwitzen einpacken ließen, um leichter zu transpiriren —; wieder Schwitzen, Baden, Spatzierengehen, Abendessen und vor dem Zubettgehen noch ein Sitzbad von einer Stunde. Man begreift, daß ich nur wenig Zeit übrig behielt. — Etwas besser wurde es, als die Tage abnahmen und ich nur einmal täglich schwitzte. Ich lag dann zwar bis gegen Mittag, allein, trotz dem, daß ich des Nachmittags douchte oder ein Sitzbad nahm, blieb mir doch etwas mehr Zeit, als bei dem zweimaligen Schwitzen.

Ich wußte mir indessen zu helfen. Gelesen wurde im Bett, zu welchem Ende ich mir meine Mütze auf das Bett legen und das Buch daran lehnen ließ. Im Munde hatte ich ein Stückchen Holz oder eine Feder, mit der ich umwendete, wenn ich ein Blatt gelesen hatte, oder ich ließ mir durch den Badediener die gewünschte Seite aufschlagen. — Kurze Notizen wurden gemacht wo ich ging und stand und längere des Abends im Sitzbade, was noch den Vortheil hatte, daß ich munter blieb. Mittags fand, wie erzählt worden, großer Rath bei Prießnitz statt, und des Morgens, wenn dieser mich besuchte, was nun freilich seltner geschah, hatte ich ihm auch immer etwas zu sagen oder etwas von ihm zu erfragen. Auf diese Weise gingen meine Stu-

dien lebhaft vorwärts, und bald hatte ich den vorbereiteten Cyclus von Krankheiten durchgemacht.

Es war aber auch hohe Zeit dazu und recht gut, daß ich fleißig gewesen; denn Prießnitz hatte Wind von meinem Unternehmen bekommen und wurde auffallend zurückhaltend. Ja er suchte sogar bei Tische mich von sich zu entfernen, indem er bald seine Frau und Kinder, bald seinen Schreiber, bald einen Anverwandten zwischen sich und mich setzte und auf alle Weise sein Mißfallen über meine, dessenohngeachtet fortgesetzten Forschungen zu erkennen gab. Ich zeigte ihm jedoch zu viel treue Anhänglichkeit, suchte ihm und seiner Familie allerhand kleine Dienste zu leisten und meinte es auch von Herzen so gut mit ihm, daß er ohnmöglich ein vollständiges Abbrechen unserer bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse hätte eintreten lassen können. Seiner ältesten Tochter Sophie gab ich Unterricht im Französischen und Schreiben, ihm selbst ging ich zur Hand wo ich nur konnte, richtete die Neuankommenden ein, war sein steter Vertheidiger, wenn Widersacher gegen ihn aufstanden, nahm seine Interessen wahr wo nur immer möglich, kurz ich that Alles, was man von einem wahren geprüften Freunde nur erwarten darf.

Seine Abneigung, mich tiefer in seine Geheimnisse dringen zu lassen, mochte wohl daher rühren, daß er meinte, ich werde in meiner Darstellung doch Manches nicht klug und vorsichtig genug behandeln und ihn solchergestalt Angriffen blosstellen, die ihm und der neuen Lehre schaden könnten. Auch ist es möglich, daß er, der keinem Menschen recht traute, der sein ganzes Betragen so einrichtete, als ob er unter lauter Todtfeinden lebte, daß er, der scheue, mißtrauische Prießnitz, fürchtete ich meine es weniger gut mit ihm, als ich ihn durch mein ganzes Benehmen glauben machte. Noch eine Möglichkeit gab es,

die ich aber, damals von Prießnitzens edlem Charakter überzeugt, noch nicht annahm, die, daß er vielleicht fürchtete, es könne ihm Jemand, der ihm sein Verfahren abgelauscht, einmal Abbruch thun. Ich war zu wenig eingebildet auf mein geringes Wissen und hatte eine zu hohe Meinung von meines Meisters Kunst und Erfahrung, als daß ich auch nur ein einziges Mal einer solchen Einflüsterung hätte Gehör geben mögen, obschon sie mir von mehreren Seiten gemacht wurde. Im Gegentheil wuchs meine Achtung und Liebe für ihn mit der Zeit, und selbst sein eigenes abstoßendes Wesen vermochte nicht die Wirkung hervorzubringen, die er vielleicht davon erwartete. Ich ließ mich nicht irre machen und war nach wie vor sein treuer, wenn auch nicht stets erbetener Begleiter. — Man wird im Verlaufe dieser Memoiren sehen, ob ich mich im Character Prießnitzens irrte, oder ob ich Recht hatte, mich ihm so mit voller Seele hinzugeben.

Seine Umgebungen waren von meiner Ergebenheit überzeugt. Man bestürmte ihn, mich zu seinem Gehülfen und Secretair zu machen. Der Graf Troyer, in der Ueberzeugung kein Mensch besser als ich werde ihm bei der Behandlung der Kranken, deren Zahl sich, wie man voraussah, jeden Tag mehrte, zur Hand gehen, Niemand ihr Vertrauen mehr genießen, Niemand eifriger ihr und Prießnitzens Interesse im Auge haben, Niemand die Badediener besser cultiviren und den vielen gerechterweise gerügten Mängeln abhelfen, der Graf Troyer erbot sich, den Vermittler zwischen mir und Prießnitz zu machen und war sicher, daß Prießnitz mit Freuden einschlagen werde. Er freute sich, als ich mich erbot, unter ganz billigen Bedingungen dazubleiben und verließ mich mit den Worten: „Er muß Sie nehmen, ich ruhe nicht eher, bis wir Sie behalten."

Der Graf kannte jedoch seinen Mann noch nicht genug;

denn trotz seines eignen Einflusses auf Prießnitzen, dem er große Dienste geleistet, trotz des Zuredens Aller, die bei ihm Etwas galten, trotz meiner eignen Vorstellungen und Bitten, beharrte Prießnitz auf seiner Weigerung, ohne sich weiter zu erklären. Die Erklärungen, welche meine Gönner sich selbst machten, waren verschiedener Art. Ich erinnere mich derselben nicht genau mehr und überlasse es meinen Lesern, sich an Prießnitzens Stelle zu setzen; es wird ihnen dann nicht sehr schwer werden, eine Erklärung zu finden. Ein Arzt, mit dem ich drei Jahre später in Gräfenberg über diesen Gegenstand sprach, sagte: „Prießnitz wäre ein rechter Narr gewesen, wenn er Sie zu sich genommen hätte. Sie hätten erstlich Lust gehabt, seine ganze unordentliche Wirthschaft umzustürzen und würden in kurzer Zeit die Kranken alle an Sich gezogen haben, wie sie Ihnen jetzt schon auf jedem Tritte nachlaufen. Er hätte dann nicht nur den Nachtheil gehabt, von einem Gebildeten vollständig übersehen zu werden, sondern auch Nummer Zwei gespielt, während er jetzt Nummer Einzigundallein ist und thut was ihm beliebt. Sein Schreiber für zweihundert Gulden, der Alles that was er wollte, mußte ihm lieber sein. Er hat jedenfalls in seinem eignen Interesse ganz richtig gehandelt, ob auch im Interesse der Kranken, das fragt sich; denn ich glaube allerdings, daß durch Sie in Gräfenberg Manches besser geworden wäre." — Auch ich glaube jetzt, daß Prießnitz damals, so gut ich es auch wirklich mit ihm und der Sache meinte, wie immer klug handelte, so unklug es mir auch damals erschien, meine billigen Forderungen zurück zu weisen.

Ich verlangte nicht mehr als vierhundert Gulden Gehalt und freien Tisch für mich und hoffte, das übrige zu meiner Familie Existenz Nöthige theils durch eine kleine Abgabe von jedem Kranken, theils durch freiwillige Honorare leicht zu gewinnen.

Damals glaubte ich, Prießnitz verstehe seinen Vortheil nicht, und sehe zu sehr auf die zweihundert Gulden, die er mir mehr geben solle, als seinem bisherigen Schreiber, der ihm, beiläufig gesagt, wenig mehr nützte, als seine Correspondenz erträglich zu führen und seine Bücher, wer weiß wie? in Ordnung zu halten. Die Badediener gehorchten ihm nicht und bei den Gästen stand er eben nicht in hoher Gunst; weshalb ihn denn Prießnitz auch gern gehen ließ, als er sich eine Copistenstelle im Freiwaldauer Amte ausgemacht hatte. — Es ist mir zwar nach der Zeit bewiesen worden, daß die zweihundert Gulden Mehrausgabe bei Prießnitz in der Wagschale gegen mich gezogen haben; allein ich glaube, daß die von meinem ärztlichen Freunde oben gegebenen Gründe die wahren gewesen sind und daß Prießnitz übrigens durch den kranken Zustand meines Körpers, den er voraussichtlich nicht ganz herzustellen hoffen durfte, dem Ansehen seiner Methode zu schaden fürchtete. Kurz, es wurde Nichts daraus, und das vielleicht für unser beiderseitiges Beste; denn auch mein ganzes Wesen taugte nicht zu dem blinden Gehorsam, welchen Prießnitz fordern mußte, wenn er bleiben wollte, was er war und noch ist.

Sein Vetter Ignaz Bartsch, ein Weber aus Freiwaldau, der eine für einen bloßen Handwerker seltne Schreibfertigkeit besaß, dabei ein recht gutmüthiger und gefälliger Mann war, ersetzte den ersten Schreiber. Ich werde auf ihn zurückkommen, und erzählen, wie und warum dieser von Gräfenberg entfernt wurde.

Meine Studien hatten einen so guten Fortgang genommen, daß die Kranken, sobald sie von meinem Vorsatze, ein Buch über die Methode zu schreiben und von meiner Hoffnung, später einmal in meiner Heimath selbst eine Anstalt zu gründen, gehört hatten, sich noch mehr um mich drängten, als früher. Prieß-

nitz selbst wies die Neuankommenden an mich, um sich bei mir zu befragen, wenn er nicht immer Zeit hatte, sie zu befriedigen und endlich gab man mir scherzweise den Beinamen „Prießnitz des Zweiten.“ In dieser Eigenschaft setzte ich mich oft in seiner Abwesenheit auf seinen Stuhl und beantwortete die mit Respect an mich gerichteten Fragen in Prießnitzens Dialekte und auf seine eigenthümliche lakonische Weise, was mehr als ein Mal einen höchst komischen Effect machte, wenn er zufällig selbst kam und mich eine Zeit lang beobachtete, ohne daß ich es bemerkte. Wir lachten dann herzlich darüber und er lobte mich gewöhnlich wegen der Genauigkeit, mit der ich in seine Ansichten eingegangen und ihn nachgeahmt hatte.

Schon damals äußerte er gegen Mehrere, daß von allen Denen die Gräfenberg besucht hätten, der Doctor Harder aus Petersburg und ich die Einzigen gewesen wären, die Etwas gelernt hätten. — Man verzeihe mir die Unbescheidenheit, die ich begehe, indem ich dieses Urtheil erwähne. Ich gebe jetzt wenig mehr darauf und würde es nicht mittheilen, stände es nicht in directem Widerspruche mit mehreren späteren Aeußerungen, welche er nach 1839 über mich gethan. Diejenigen, welche zwischen 1836 und 1839 Gräfenberg besuchten, werden bezeugen können, daß Prießnitz in dieser Zeit nie anders als auf die angegebene Weise von mir gesprochen, und daß er mein Buch als das einzige brauchbare von allen denen bezeichnet hat, welche bis dahin erschienen. Nur Rausse's Schriften räumte er einen Platz daneben ein. — Wir hatten freilich in seinem Lobe gewetteifert, und dieses Lob mußte um so überredender sein, als es aus dem Grunde unserer Herzen kam.

Meine eben erzählte Versetzung zu Prießnitz hatte einen für mich unangenehmen Vorfall zur Folge. Ein österreichischer Graf, General u. s. w., welcher mit seinem Adjutanten und

mehreren Bedienten nach Gräfenberg kam, um sich von seiner Hypochondrie heilen zu lassen, hatte, ich weiß nicht warum, vom Tafeldiener seinen Platz in Prießnitzens Nähe angewiesen erhalten. Dies war gegen die Hausordnung, welche ausdrücklich bestimmte, daß jeder Neuankommende, ohne Unterschied des Standes, den untersten Platz einzunehmen habe und nur nach der Anciennetät aufrücken dürfe. Ich glaube nicht, daß man sich über jene Abweichung von der Regel aufgehalten haben würde, hätte sich nicht um jene Zeit unter den hohen Adeligen eine Neigung gezeigt, nach Willkühr aufzurücken und sich in die Nähe Prießnitzens zu drängen. Dieser saß nun zwar an der dritten Tafel nach der Thür zu, also am untersten Platze. Man nahm aber an, daß wo Prießnitz sitze, allemal oben sei und avancirte in dieser Richtung an seiner Tafel nach der Thür zu, so wie man an den andern Tafeln in der entgegengesetzten Richtung aufrückte, und ich hatte solchergestalt wirklich die Ehre, unter lauter Grafen und Gräfinnen, Generalen und Generalinnen u. s. w. zu sitzen. Mir gegenüber saß ein Veteran, der unglückliche und darum mürrische, aber biedere und brave Lieutenant Petzsch, ein treuer Anhänger Prießnitzens, und da er über zwei Jahr da war, der älteste Curgast Gräfenbergs, der sich auch nicht von seinem rechtmäßig erlangten Platze vertreiben ließ und mir, als ich vor meiner Versetzung an des Herrn von Broizem Stelle bei ihm anzufragen wagte, mein Gesuch rund abschlug.

Dieses Streben nach den besten Plätzen, welches, beiläufig gesagt, den hochgebornen Herrschaften mit angeboren zu sein scheint und von ihnen unter allen Umständen und mit möglichstem Mangel an Rücksicht geübt wird, hatte das Mißfallen der übrigen nicht hochgebornen Tischgenossen erregt, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, es öffentlich zu zeigen und so

jenen einen Damm entgegen zu stellen. Der General nun wurde, obschon er nicht ohne Anmaßung auftrat, das unschuldige Opfer dieser Verkettung der Umstände; denn sicher hatte er selbst nicht verlangt, gegen die Hausordnung einen höheren Platz als den ihm zukommenden einzunehmen, sondern war entweder durch Speculation unseres berüchtigten Johann, auf gutes Trinkgeld, oder durch allzeit fertige Liebedienerei einiger weniger hochgestellten Leute neben Prießnitz gesetzt worden. Kurz, man nahm erst Johann vor, und als dieser keine Lust zeigte, sein der Gesellschaft angethanes Unrecht gut zu machen, entstand den nächsten Tag bei Tische ein lautes Murren, wobei der Name des Grafen genannt und verlangt wurde, daß derselbe sich an den ihm gebührenden Platz setze.

So sehr ich nun auch mit dem Grundsatze allgemeiner Gleichheit in der gräfenberger Republik einverstanden war, so unangenehm war mir doch die Sache an und für sich; denn auch ich hatte eben erst einen Platz usurpirt, der mir nicht gehörte, und mußte befürchten, daß nun die hohen Herrschaften, die sich meine Versetzung ruhig hatten gefallen lassen, aufsätzig würden, und dann schien mir die Art, wie man den Grafen, kaum angekommen, behandelte, doch unpassend. Indessen ich konnte nichts thun, als ruhig abwarten und verhielt mich, wie meine Nachbarn und Prießnitz selbst, ganz leidend bei der Sache. Der Graf ging zu den Offizieren, welche ich eben verlassen hatte, und bat sie um die Erlaubniß, sich zu ihnen setzen zu dürfen, „da man ihn da drüben nicht haben möge“ und wurde natürlich äußerst zuvorkommend und mit der größten Ehrfurcht empfangen. Unser werther Johann aber, aufgebracht, daß ihm sein gutes Trinkgeld entgangen war, welches er schon in der Tasche zu haben glaubte, wollte seine Wuth an mir auslassen und erklärte, wenn der Graf nicht habe neben Herren Prieß=

nitz sitzen dürfen, so dürfe ich auch nicht neben ihm sitzen, und er werde bei der nächsten Mahlzeit mein Gedeck wieder an meinen ehemaligen Platz legen.

Auf seine Absicht aufmerksam gemacht und keineswegs gesonnen, den kaum errungenen Vortheil mir durch einen feilen Knecht entreißen zu lassen, stellte ich mich bei Zeiten ein und trug Sorge, meine Serviette auf meinen Platz neben Prießnitz zu legen, welcher gleich nachdem es geschehen sich einstellte. Kaum hatte ich mich gesetzt, als auch Johann gelaufen kam und die Hand nach meinem Gedeck ausstreckend mich barsch bedeutete, daß ich wieder an meinen alten Platz gehen müsse. Ich legte die Hand auf meine Serviette und fragte, wer ihm Befehl zu dieser Maßregel gegeben. Er antwortete, ich gehöre nicht daher und da „der Herr General fort gemußt, so müsse ich auch wieder an meinen Platz.“ Dabei machte er wieder Miene nach meinem Gedeck zu greifen. Nun aber verließ mich die Geduld und ohne mich daran zu kehren, was Prießnitz oder meine Nachbarn dazu sagen würden, erklärte ich dem unverschämten Kerl, daß er keine Befehle zu geben, sondern zu gehorchen habe, daß ich gegangen sein würde, wenn es Herr Prießnitz gewünscht oder die Gesellschaft darauf bestanden, daß ich aber auf das Geheiß eines Bedienten auch nicht einen Schritt von der Stelle gehen und ihn ganz sicher mit Fußtritten bewillkommnen würde, wenn er sich unterstünde, auch nur mit einem Finger mein Gedeck zu berühren, oder es künftig anders wohin zu legen, als wo es in dem Augenblicke liege. Diese Drohung, mit dem gehörigen Nachdruck in Geberden und Stellung begleitet, hatte die gewünschte Wirkung. Der Kerl ging brummend fort, und ich setzte mich — denn ich war in der Hitze aufgestanden — ruhig wieder an meinen Platz und aß, ohne mit Prießnitz oder meinen hochgebornen Nachbaren ein Wort über den Vorfall zu

sprechen, meine Suppe, als ob nichts geschehen wäre. Petzsch sagte mir nachher, daß Prießnitz und unsere übrigen Umgebungen ihre Verwunderung über die von mir gezeigte Energie ausgesprochen, die sie mir bei meiner gewöhnlich gezeigten Sanftmuth und Bescheidenheit — ich war es damals wirklich — gar nicht zugetraut hatten.

Die Hitze, mit der ich mich auf meinem erkämpften Platz behauptet, hatte zur Folge, daß man mich von nun an ruhig darauf sitzen ließ und Herr Johann mich fortan mit größerer Achtung als vorher behandelte. — Oignez vilain, il vous poindra; poignez vilain, il vous oindra. —

Hiermit war jedoch dieser häßliche Rangstreit keineswegs geendet; denn obschon die hohen Herrschaften höchst vorsichtig öffentlich keine Parthei genommen hatten und ihr Urtheil zu Gunsten des Generals zurückhielten, so glomm denn doch der Funke unter der Asche fort und bald zeigten sich Symptome, welche bewiesen, daß man es den Anstiftern der ganzen Sache nicht gern so ganz ohne unangenehme Folgen hingehen lassen wollte. Die beiden Herren, welche am lautesten die Beobachtung der Hausordnung verlangt hatten, waren ein junger wohlhabender Mann aus Wien und ein Seminarlehrer aus Königsberg. Da ich mit ihnen bekannt war, so machte ich ihnen gelegentlich Vorwürfe, daß sie die Sache nicht aus Rücksichten gegen mich und mein gemeinnütziges Project vor der Hand auf sich beruhen lassen und eine spätere Gelegenheit abgewartet hätten, die Rechte der Gesellschaft zu wahren. Wir hatten deshalb einen leichten Wortwechsel, der jedoch auf beiden Seiten ohne alle Animosität geführt wurde. Er war indessen bemerkt worden.

Den Nachmittag gesellte sich einer der Offiziere, welche bei dem General saßen, also ein früherer Tischnachbar, zu mir und fing an über die Unannehmlichkeit mit mir zu sprechen, die von

den beiden „Gelbschnäbeln" auch mir zugezogen worden sei. Ich äußerte, daß mir die Sache allerdings unangenehm wäre und ich das rücksichtslose Verfahren der Herren nicht billigen könne. Er vertiefte sich weiter in die Sache, sprach heftig und in starken Ausdrücken gegen die Urheber des Streites, setzte als sich von selbst verstehend voraus, daß ich gegen sie Parthei ergreifen werde, da sie auch mich beleidigt hätten, und schloß endlich seine Rede mit einer Andeutung, daß der Graf die Sache am besten durch seinen Jäger abmachen werde.

Dies war mir zu stark und ich sprach meine Entrüstung über solch einen unwürdigen Gedanken unverholen aus.

„Was wollen Sie denn, erwiderte mir der Offizier, daß der Graf mit den Kerlen mache. Mit einem solchen Lump sich schlagen kann er nicht, und sonst hat er kein anderes Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen. Ich habe einmal einen Rathsherrnsohn in K., der mich beleidigt hatte, durch sechs Jäger meiner Compagnie durchprügeln lassen, daß er nach Hause getragen werden mußte. Was blieb mir weiter übrig; von so einem bürgerlichen Lump konnte ich keine andere Satisfaction erhalten."

„„Sie vergessen, Herr ...," entgegnete ich gereizt „daß Sie mit einem solchen bürgerlichen Lump sprechen, mit denen Sie und der Herr General sich nicht schlagen können, und daß es ganz gegen mein Interesse wäre, einen so unwürdigen Plan gut zu heißen, wie Sie oder jemand Anders ihn im Schilde zu führen scheinen, auch wenn ich mich als Mitglied der Gesellschaft nicht ganz bestimmt gegen derartige Angriffe auf unsere Ehre erklären müßte, die wegen Vertheidigung eines guten Rechtes niemals in Gefahr kommen darf. Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Ihnen offen erkläre, daß wenn ich fähig gewesen, wäre, einmal Jemand durch Untergebene prügeln zu lassen, ich

mich wenigstens hüten würde, eine solche Handlung selbst zu erzählen, und seien Sie versichert, daß obschon die beiden Herren mir eine Unannehmlichkeit zugezogen, ich alle in meinen Händen befindliche Mittel aufbieten werde, um sie vor thätigen Mißhandlungen sicher zu stellen. Und könnte ich es nicht verhüten, so bin ich, das schwöre ich Ihnen, der Erste der auf handgreifliche Weise seine Entrüstung an den Tag legt, und sollte ich mich dadurch unglücklich machen. Das ist meine einzige und letzte Erklärung in dieser häßlichen Geschichte. Thun Sie, was Sie können, um sie nicht noch häßlicher werden zu lassen."

Getäuscht in seinen Erwartungen bemühte er sich, mir die Gefahr zu zeigen, der ich mich bei Ausführung meiner Drohung aussetzen würde, und deutete sogar auf lebenslänglichen Spielberg und dergl. Ich ließ mich jedoch nicht irre machen und wiederholte nur meine Versicherung, in der Hoffnung dadurch jedes derartige Project im Keime zu ersticken.

Um jedoch kein Mittel zur Verhütung ernsthafter Vorfälle zu vernachlässigen, suchte ich die beiden Herrn N. und K. ohne Zeitverlust auf und unterrichtete sie von der ihnen drohenden Gefahr. Ich traf sie bei der Douche, und sie erstaunten nicht wenig über meine Mittheilung. Ihr herzlicher Dank und die Versicherung ihrer Achtung, noch mehr aber mein eignes Bewußtsein recht gehandelt zu haben, belohnten mich für die kräftigen Worte, welche ich der vornehmen Gemeinheit entgegen gesetzt hatte, die sich erfrechte auch in Gräfenberg, wo die Natur allein herrschen sollte, ihr Panier aufpflanzen zu wollen. Ich bot mich N. und K. zum steten Begleiter an, und es entspann sich aus diesem Zusammensein ein freundschaftliches Verhältniß, das, wenigstens mit N—t, dem Wiener, noch fortbesteht. — Er hat mir seitdem mehr als einen Beweis seines Vertrauens und seiner Liebe gegeben.

Da wir stets mit guten Stöcken bewaffnet waren und sich die meisten Preußen, denen wir etwas von unseren Befürchtungen mittheilten, sofort energisch für uns erklärten, so unterblieb jeder Angriff. Der General blieb nicht lange in Gräfenberg, sondern verließ es unzufrieden ein Paar Wochen nach seiner Ankunft. Ich lasse ihm gern die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihm der Gedanke an eine Mißhandlung jenen beiden Herrn fremd geblieben und bloß ein sehr unzeitiger Einfall des fraglichen Offiziers gewesen sein mag, der ihn sofort wieder aufgab, als er sahe, wie ungünstig er aufgenommen wurde. — Mit dem Offizier selbst habe ich späterhin noch auf recht gutem Fuße gelebt und im Uebrigen einen recht braven Mann in ihm kennen gelernt, so weit dies nämlich unter unseren Verhältnissen möglich war. Ein Beweis mehr, wie Dünkel und falsche Grundsätze einer gewissen Parthei auch einen geraden Kopf verdrehen können. — Es muß um jene Zeit, wo der Adel über dem Gesetze stand, recht bös gewesen sein!

Durch eine leicht zu erklärende Ideenverbindung fällt mir hier ein Zug ein, der einen Beitrag zur Characteristik der österreichischen Disciplin geben kann. Ich kam eines Nachmittags mit einigen Bekannten bei der großen Douche an, wo wir einen Infanterie-Corporal fanden, der eben im Begriff war, seine Uniform anzuziehen. Da wir ihn vorher nie gesehen hatten, so fragten wir ihn, was er da gemacht habe.

„I hob holt geduscht," antwortete er.

„„Fehlt Ihnen denn Etwas?""

„I hob a Rheomatismus im rechten Arm; und do hob i halt sehèn wolln, ob er davon weggänge thät."

„„Wo haben Sie denn den Rheumatismus her?"" fragte ich weiter.

„Schaun's, i bin zwa und zwonzig Johr Corporol, und

die viele tausend Straach,*) die i gegeben hob — do könne 'S laicht denkn . . . ."

Als der Corporal fort war, stellten wir traurige Betrachtungen darüber an, wie immer ein Mensch das unglückliche Werkzeug wird, um den andern zum Thiere herabzuwürdigen. Wenn man sich eben so viel Mühe gäbe, durch Ausbildung des Geistes und Einprägen einer einfachen Moral die Menschen emporzuheben, wie man sich deren giebt, um durch Bigotterie und rohe Mißhandlungen in ihnen thierische Leidenschaften zu wecken und sie zu Vergehungen zu reizen, wahrlich, man würde sie ohne Stock im Zaume zu halten vermögen und weniger abscheuliche Verbrechen, weniger Selbstmorde erleben, als in der Armee, wie man mir sagte, alljährlich vorkommen. Welch ein Unterschied zwischen einem französischen und einem österreichischen Corporal! — Kein Mensch in Frankreich ist durch das Gesetz körperlichen Mißhandlungen Preis gegeben, als der durch seine eigene Verworfenheit zum Thiere erniedrigte Galeerensträfling. Nur für entehrende Verbrechen giebt es entehrende Strafen. — Wir haben gesehen, welche Mannszucht, welche Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten, welchen Muth, welche Todesverachtung, welche Ausdauer, der französische Soldat gezeigt hat. Mit Selbstgefühl und Stolz thut er seine Pflicht, geht er vorwärts für Vaterland und Kriegsruhm, in seinem Sacke den Marschallsstab tragend, nicht den Haselstock seines Peinigers. — Ja, es ist, es ist eine Schande für das deutsche Volk, — denn ich spreche nicht von Oesterreich allein — es ist eine Schande für das gesamte Deutschland, daß es durch geprügelte Soldaten vertheidigt werden muß. Meint ihr wirklich, unsere Söhne seien nicht Männer genug, um sie der Ruthe zu entzie-

*) Streiche, Schläge.

hen? Warum denn gebt Ihr ihnen die Waffe in die Hand, mit der sie Eure Throne stützen, Eure Verfassungen beschützen und den Feinden des deutschen Reiches Achtung einflößen sollen? Meint Ihr, unsere Soldaten würden ihre Pflicht weniger treu erfüllen, wenn sie nicht geprügelt würden? O, Ihr irrt Euch. Hat nicht das ganze geprügelte Europa zusammen laufen müssen, um das ungeprügelte Frankreich, allein und durch innere Spaltungen zerrissen, zu Paaren zu treiben, nachdem Jahre lang all Eure Throne vom Donner der französischen Kanonen gebebt? — Ich sehe kein anderes Hinderniß der Abschaffung des Stocks in Deutschland, als die — Junker. Papa und Mamma, Onkel und Tante fürchten, daß ihnen die Canaille nicht so leicht gehorchen möchte! — O mein armes, geliebtes Vaterland, wann wird endlich auch für dich die Zeit kommen, wo dein Sohn, ohne von den Vormündern dazu gezwungen zu werden, mit stolzgeschwellter Brust dem ihn jetzt verhöhnenden Ausländer entgegen treten und ihm freiwillig entgegen rufen wird: Ich bin ein Deutscher! so wie der Franzos sein: Je suis Français, oder der Engländer sein: England for ever! dir jetzt ins Gesicht schreit! — Drückt sie doch nicht zusammen, die Brust des deutschen Jünglings durch das Bewußtsein einer unwürdigen Behandlung, drückt ihm nicht für die Lebenszeit das Gepräg einer unverdienten Knechtschaft auf, sondern laßt sie schwellen und wachsen im Bewußtsein des eignen Werthes, der eignen Kraft; laßt die Glieder stark und kräftig werden, wenn Ihr wollt, daß der Körper erstarken soll — und Ihr mögt, ist er erstarkt, ruhig schlafen bei dem Kettengerassel im finsteren Norden und dem Aufblitzen des allzuzündhaften Stoffes im Süden.

Siebentes Capitel.

Inhalt. Graf Troyer. — Die Schlafrockverschwörung. — Baron Ch — t. — Betrachtungen über den Stand der Heilkunde und über Prießnitz. — Der Nagel. — Die grüne Douche. — Mangel an Aufsicht bei den Douchen. — Der Kleiderdiebstahl. — Prießnitzeus Eigennutz. — Mißbrauch unserer Wege. — Fräulein von K — d. — Rücksichtslosigkeit im Allgemeinen. — Urtheile der dortigen Bauern über die Cur, und ihr Benehmen gegen die Gäste. — Angriff auf den Herrn von A — m. — Nachtheil, welchen die Gräfenberger Anstalt der Bevölkerung zufügt. — Weiß in Freiwaldau. — Abbitte an Herrn Julius Krebs.

Der Graf Troyer war Mitglied und de facto Präsident der Verschönerungs-Commission, eines Ausschusses, der, ursprünglich von der Gesellschaft gewählt, sich nur durch sich selbst ergänzte, und dem die Sorge für Verschönerung der Spatziergänge, für Unterhaltung der Gesellschaft, die Verwaltung der Bibliothek u. s. w. oblag. Der Graf hat sich während seines langen Aufenthaltes, trotz seines sehr leidenden Zustandes, der, wie ich gehört, auch nicht lange nachher seinem Dasein ein Ende gemacht, in vieler Hinsicht Verdienste um die gräfenberger Badegesellschaft und um Prießnitzen erworben. Er war ein Mann von vieler Erfahrung und besonnenem Urtheile, dessen Gesprächen ich gern und aufmerksam zuhörte, da fast immer etwas dabei zu lernen war. Es interessirte mich zu erfahren, daß er bei dem verewigten König von Sachsen, Friedrich August III.,

während dessen Gefangenschaft, als Kammerherr den Dienst gehabt hatte. Er erzählte mir manche kleine Züge von dem alten Herrn, die für einen Sachsen anziehend genug waren, die ich aber leider samt und sonders vergessen habe. — Sachsen lieferte damals einen Zuwachs nach Gräfenberg in der Person eines Rechtscandidaten aus der Gegend von Dresden, den ich früher gekannt hatte. Da gerade unter den abgegangenen Curgästen ein Paar Mitglieder der Verschönerungs-Commission sich befanden, so wurden ein Paar neue vom Grafen Troyer gewählt und die Wahl traf meinen alten Freund, Baron C—i und meinen Landsmann L—g, die Beide die Aussicht hatten, lange da zu bleiben. L—g als Rekrut und von gefälligem Wesen machte den Adjutanten des Grafen und erwarb sich die Gunst desselben in kurzer Zeit so sehr, daß dieser ihm einen Platz neben sich zu verschaffen wußte, so daß er nun unter lauter Sachsen saß, denn auch Petzsch war ein geborner Sachse und erst durch die Abtretung der Hälfte unseres Landes an die Preußen zu Einem der Ihrigen gemacht worden.

Der Graf war, wie gesagt, sehr leidend und oft durch seine Schmerzen genöthigt, den Tisch zu verlassen. Er hatte einen eigenthümlichen Rückenschmerz, der ihn, wenn er ging oder aufrecht stand, nöthigte, seinen Stock, nach Art der Tanzbären, unter den Armen durch über den Rücken zu stecken und so zu behalten. Die Nächte mußte er, um nur etwas Ruhe zu haben, in nassen Tüchern hinbringen. Da Prießnitz ihm das Fahren als eine wohlthätige Bewegung anempfohlen hatte, so ging er gewöhnlich, bei Gelegenheit der Düngerfuhren, auf das Feld, wo der Dünger abgeladen wurde, und fuhr mit dem leeren Wagen, auf einen Strohwische sitzend, wieder herein.

Man begreift, daß er bei fortwährenden körperlichen Schmerzen keine Lust hatte, Toilette zu machen, und daß es ihm na-

mentlich beim Frühstück und Abendbrot höchst lästig war, sich erst wieder anzukleiden. Nun war es zwar schon lange Sitte, daß man nur zu Mittag ordentlich costümirt zu erscheinen brauchte und zu den beiden übrigen Mahlzeiten ein reinlicher Schlafrock als nicht unanständig geduldet wurde. In unserer Nachbarschaft aber, unter der Haute volée, war diese in einem Krankenhause sehr gute Gewohnheit abgeschafft worden, und man mußte nolens volens jedes Mal, wenn man sein Bischen Milch und Brot zu sich nehmen wollte, sich gehörig schniegeln. Dies war nun dem Grafen und unserem guten brummigen Petzsch schon längst ein Aerger gewesen, und Beide hatten nur darauf gewartet, daß die zu ihrer eignen Qual unrechtmäßigerweise vermehrten Reihen der Aristokratie etwas gelichtet und einige Plebejer eingeschmuggelt sein würden, um die lästigen Schranken jener Etikette nieder zu reißen.

Der Graf fragte uns also eines Tages beim Frühstück, wo wir ungenirt waren: „Meine Herren, wollen Sie mir wohl einen Gefallen thun?" Wir antworteten einstimmig mit „Ja." „Nun so ziehen Sie heute Abend Alle Ihre Schlafröcke an und suchen Ihre Freunde und Bekannten auch dazu zu bewegen, damit man die Paar Stunden, die man Abends beisammen sitzt, es sich ein wenig bequem machen kann und nicht anderer Leute Grillen wegen doppelte Schmerzen zu ertragen hat. Ich allein wage es nicht, thun es aber die Meisten, so ist mit Einem Schlage die lästige Etikette abgeschafft. Aber lassen Sie mich nicht sitzen." Wir reichten ihm die Hand zum Bunde, und die Verschworenen verbreiteten sich nun durch die ganze Gesellschaft, um die Gemüther aufzuregen zum Sturze der Tyrannin Etikette.

Unter den hohen Herrschaften, welche den Platz in Prießnitzens Nähe usurpirt hatten, befand sich auch eine erst nach mir angekommene ungarische Gräfin M—y mit ihrer Tochter.

Die Mutter war alt und stolz und die Tochter jung, schön und liebenswürdig, wie es der Fall zu sein pflegt. Diese beiden Damen, oder vielmehr die alte allein, waren hauptsächlich der Stein des Anstoßes für den Grafen Troyer gewesen. Als wir am Abende in den Saal traten, saßen die Damen schon an ihren Plätzen. Ich hatte nicht den Muth, allein dem Sturme mich auszusetzen und wartete an der Thür auf L—g, ehe ich mich setzte. Als er kam, gingen wir zu unseren Plätzen und machten unser Compliment, begegneten aber nur Blicken des Zorns und der Verachtung. Bald kam Petzsch im Pelze und zuletzt der Graf in seinem Schlafrocke. Er ließ, ehe er sich niedersetzte, einen Blick über den Saal gleiten, und als er da fast nichts als Schlafröcke erblickte, überstrahlte sein sonst gewöhnlich ernstes Gesicht ein zufriedenes Lächeln, und uns verstohlen rechts und links die Hand drückend, sagte er leise: „Bravo!"

Die Haut-volée vermerkte das Vorgegangene jedoch ungnädig und namentlich die Gräfin. Sie verließ, als sie ihre Milch gegessen, mit ihrer Tochter den Saal, wie man sagte, mit der Bemerkung daß eine ungarische Gräfin in so unanständiger Gesellschaft nicht essen könne. Sie ist seitdem zum Frühstück und Abendessen nie wieder erschienen, sondern hat beides allein in ihrem Zimmer eingenommen. Wir Andern aber blieben in unseren Schlafröcken beisammen, unterhielten uns recht gut und — vermißten wenigstens die Mutter nicht. — Die Schlafröcke blieben.

Eines Tages wurde ich durch die Erscheinung eines Franzosen überrascht, welchen Priesnitz, da er nicht deutsch sprach, an mich gewiesen hatte. Es war der Baron Ch—t, welcher späterhin so viel zur Verbreitung der Wasserheilkunde in Frankreich, Rußland, Schweden und anderen Ländern, die er auf seinen Reisen besuchte, beigetragen hat. Es war ihm lieb, Jemand zu finden, der ihm in seiner Muttersprache über die Cur

und deren Gang Auskunft geben und ihn bei seiner eignen Behandlung leiten konnte. Er litt an einem eigenthümlichen Magenübel, der Erzeugung einer scharfen Säure, die sich durch Erbrechen einer kalkartigen Materie entleerte, und gegen welche er nicht nur die berühmtesten Aerzte verschiedener Hauptstädte, sondern auch die besuchtesten Heilquellen, unter anderen Carlsbad, gebraucht hatte. Auf einer Reise durch das Riesengebirge hörte er von Gräfenberg und Prießnitzens bewundernswürdigen Curen und kam dahin um einen Versuch zu machen, ob er nicht sein altes Uebel endlich durch eine Wassercur gründlich entfernen könnte.

Der Baron ist einer von jenen Menschen, welche nicht blos für sich leben, sondern fast überall, wohin sie kommen, eine Spur ihres wohlthätigen Sinnes zurücklassen. Er selbst hatte früher in Polen eine Art Heilanstalt besessen, wo er Hunderte von Menschen durch Magnetismus unentgeldlich behandelte und Viele heilte. Ueberall, wo er etwas zu unterrichten und zu verbessern findet, thut er, was nur in seinen Kräften steht. Mit wahrhaft christlichem Eifer nimmt er sich der Unglücklichen an, wo er sie trifft. Jedes Project, welches zu einer allgemeinen Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse, des Zustandes der Armen und Arbeitslosen, der Gefängnisse führen kann, findet an ihm seinen Mann. Nichts ist ihm gleichgültig, was das Wohl und Wehe des Ganzen wie des Einzelnen betrifft. — Es ist leicht zu begreifen, daß ein solcher Mann schon in den ersten Tagen für die Wunder der Wasserheilkunst sich begeistert fühlen mußte und daß diese Begeisterung unter einem Führer, welcher für die Verbreitung der neuen Heilmethode glühete, täglich gesteigert wurde.

Ich weihete ihn in die Geheimnisse des Gräfenbergs ein, beaufsichtigte seine eigne Cur, ermuthigte ihn, wenn es ihm an

Geistesgegenwart fehlte, sich den anscheinend heroischen Behandlungsarten auszusetzen, war der Dolmetscher seiner Gesinnungen Prießnitzen und Anderen gegenüber, mit denen er sich nicht verständigen konnte, gab ihm deutschen Unterricht; kurz, wir waren in einigen Tagen schon unzertrennlich und wurden es immer mehr, so wie er im Stande war, meine Gedanken über Verbesserungen bei der Cur und der Einrichtung einer Anstalt zu verstehen. Denn obschon ich fest an Prießnitzens Grundsätzen hing und seine Worte Orakelsprüche für mich waren, so hatte ich denn doch, wie jeder junge Arzt, schon damals die Ueberzeugung, daß der Schüler mit den Kenntnissen des Meisters ausgestattet weiter gehen müsse, als dieser, und daß dieser Vieles übersehen haben könne, was seinen Nachfolgern zu berichtigen aufgetragen sei. Je mehr Eifer ein Mensch für eine Sache hat und je weniger Erfahrung darin, desto mehr meint er, ihrer ganz Herr zu sein und Ausgezeichnetes in ihr zu leisten, wenn er gleich alle Augenblicke auf Hindernisse stößt, die er nur mit Hülfe eines vielleicht von ihm verachteten erfahrenen Praktikers überwinden kann. So machen es Aerzte, junge Beamte, besonders aber politische Kannegießer, die desto mehr über einen Gegenstand sprechen und aburtheilen, je weniger sie davon verstehen. — Nun dieser Trieb zu Verbesserungen hat sein Gutes, so bald er nicht alles Bestehende sofort über den Haufen reißen will, sondern fein säuberlich hier und da nachhilft oder eine Lücke ausfüllt; denn ließen wir Alles beim Alten, so gingen wir nicht vorwärts, sondern rückwärts; und zeigt die Erfahrung wirklich, daß die Alten sich irrten, — was freilich gar oft geschieht — so laßt uns immer zubessern und hin und wieder ein altes morsches Gebäude, das uns über dem Kopfe zusammen zu brechen droht, durch ein neues ersetzen. Ich will den deutschen Landsleuten nicht zurufen: Nur hübsch piano

oder lento; es geht ohnehin nicht zu schnell. — Wenn Prießnitz sich für berechtigt hielt das ganze thurmhohe Gebäude der Medicin, zu dem seit Jahrtausenden Millionen von Aerzten Steine, Balken, Mörtel und Lehm — mitunter auch noch was Ordinäreres — getragen hatten, mit Einem Schlage einzureißen; warum sollte man annehmen dürfen, daß sein in der Eile zusammen gezimmertes, von zusammen gerollten unbehaunen Felsblöcken, zu deren Herbeischaffung eine Riesenhand, wie die seine, gehörte, aufgethürmtes Haus, auf so festen Grundpfeilern es auch ruhen mochte, einer Verbesserung, einer bequemeren Einrichtung nicht fähig sei? —

So dachte ich mir die Sache, und obschon ich späterhin durch die Erfahrung belehrt, einsah, daß ich manche Oeffnung, die ich schon damals bemerkte, unverstopft, manches Thürlein und Fensterlein an seinem Platze lassen mußte, so ist mir doch klar geblieben, daß mit der Prießnitzischen Theorie und Praxis der Höhepunkt der Wasserheilkunde um so weniger erreicht ist, als es Prießnitzen an allgemeiner Bildung — ich will hauptsächlich auf seine Unkenntniß der Naturwissenschaften hindeuten — fehlt und sein Handeln und Sprechen nicht ohne den Einfluß eines, in seiner Stellung der Menschheit gegenüber, nicht wohl verzeihlichen Eigennutzes geblieben ist.

Prießnitz hat nie etwas gelesen. Ich habe trotz meines langen Umganges mit ihm und einer mehrjährigen Correspondenz nie seinen Namen von der eignen Hand geschrieben gesehen. Alle seine Schulfreunde stimmen darin überein, daß er in der Schule durchaus nichts lernen wollte und wegen seiner Schweigsamkeit für dumm gehalten wurde. Wissen kann er also nur das, was ihm durch Andere gesprächsweise mitgetheilt worden, oder was ihm durch die eigne Erfahrung gelehrt worden ist. — Freilich, etwas hatte er, was Andern, Viellernern, nur so gar

häufig fehlt: Er konnte denken, und dachte. Und so lernte er aus Dingen Etwas, an denen tausend Andere vorübergingen ohne dabei irgend Etwas, oder etwas Anderes zu denken, als daß es eben — Dinge waren. — Nun besteht aber gerade im Denken und Schweigen das Wesen des Weisen, oder — wenn der Ausdruck in neuerer Zeit auf einen Ungelehrten nicht passen sollte — des klugen Mannes. Durch Ersteres sammelt er Erfahrungen und Kenntnisse; durch Letzteres verbirgt er seine Unwissenheit, seine Irrthümer. Beide Eigenschaften sind nöthig für Den, der in der Welt sein Glück machen will. Prießnitz hat es gemacht, und zwar weniger durch eignes energisches Vorwärtsstreben, als durch ganz ruhiges Benutzen der Umstände. Wir würden viel Elend hinieden nicht sehen, wenn nicht die Meisten, die Glück zu machen beabsichtigen, den entgegengesetzten Weg einschlügen.

Doch ich irre zu sehr von meinem Gegenstande ab. Zu diesen Betrachtungen werde ich bei Prießnitzens Geschichte von selbst wieder zurückkommen.

Also Baron Ch—t und ich, wir sannen, kaum eingeweiht in die neue Lehre, schon auf Verbesserungen. Es versteht sich, daß wir zunächst bei Gegenständen stehen blieben, welche uns nahe lagen. Alle Curgäste in Gräfenberg hatten z. B. die Unbequemlichkeit bemerkt, welche eine mehrstündige Lage in den wollenen Decken mit sich brachte, wenn man nicht im Stande war sich, ohne die Betten und Decken zu verrücken und den Schweiß zu stören, von einer Seite zur andern zu wenden. Wir machten allerhand Versuche, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Der Baron ging mit mir nach Freiwaldau und kaufte Bänder, welche unter der Decke und den Betten in Fußlangen Entfernungen von einander durchgezogen wurden und die der Badediener, nach beendigtem Einpacken, über der ganzen Packerei

zusammenzog und zuband, so wie man etwa ein Wickelkind mit Bändern zusammen schnürt. — Ich ging weiter. Ich ließ an ein grob leinenes Betttuch, das ich mir anschaffte und das ich bei meiner Abreise zum Verpacken meiner Effecten benutzte, in gleichen Entfernungen Bänder nähen und das Tuch unter Betten und Decke legen. Sobald der Diener mit Einpacken fertig war, zog er das Tuch scharf an und band die Bänder zusammen, wodurch die ganze Packerei so fest zusammenhielt, daß ich mich nach Belieben drehen und wenden konnte, ohne daß die Betten und Decke nur im Mindesten in Unordung geriethen und der Schweiß gestört wurde. Die Bänder des Barons verschoben sich beim Einpacken und machten dem Diener viel Arbeit; auch hielten sie die Betten nicht so fest am Körper zusammen, wie mein Tuch.

Dies war nun eine Verbesserung und Jedermann, der einige Male geschwitzt hat und die Unannehmlichkeiten des Aufdeckens, oder eines ganz regungslosen Daliegens kennt, wird die Einführung derselben in jeder Kaltwasserheilanstalt wünschen. Allein weder Prießnitz, noch irgend ein Anderer, der nach ihm eine Anstalt errichtete, hat die kleine Ausgabe, welche eine wesentliche Erleichterung der Cur erzielte, machen wollen, auch nicht bei denen, welche die Betten von der Anstalt liehen und schweres Geld dafür bezahlten. An einer Bekanntmachung von meiner Seite hat es nicht gefehlt. Ich glaube aber, ich bin der Einzige geblieben, in dessen Anstalt ein jeder Kranker, auch wenn er sein eignes Bett mitbrachte, dieses Wickeltuch, das übrigens noch keinen Thaler kostete, vorfand.

Zur Bequemlichkeit seiner Gäste hat übrigens Prießnitz, trotz seiner ungeheuern Einnahme auch nie das Mindeste gethan. Er überließ es ihnen sogar mit der Zeit, sich die Douchen auf ihre eignen Kosten zu bauen. Was irgend Schönes und Bequemes auf dem Gräfenberge gefunden wird, selbst ein großer

Theil dessen, was Prießnitz zu seinem persönlichen Gebrauche hat, ist aus dem Beutel der Kranken besonders bezahlt worden. Sein Eigennutz ging so weit, daß er selbst an den Badevorrichtungen Mängeln, die der Gesundheit und dem Leben der Curgäste Gefahr droheten, nicht eher abhalf, bis wirklich ein Unfall geschehen war, oder die allgemeine Entrüstung darüber sich zu laut aussprach.

Ich habe irgendwo die folgende, uns Deutsche characterisirende Anecdote erzählen hören oder gelesen:

Ein Amerikaner, welcher mit dem Dampfboote von Wien nach dem schwarzen Meere fuhr und schon allerhand Glossen über die deutsche Gleichgültigkeit für den Gemeinnutzen gemacht hatte,*) ohne dessen Beförderung doch auch jeder Einzelne leiden muß, war im Begriff, sich einzuschiffen. Er bemerkte einen Nagel, welcher auf der Schiffsbrücke um ein Paar Zoll aus dem Balken hervorragte, und der nach seiner Meinung auch von der Schiffsmannschaft nicht unbemerkt geblieben sein konnte. Um zu sehen, ob einer der Deutschen, welche sich an den Nagel stießen, sich die Mühe geben würde, ihn zu entfernen, blieb er an der Seite der Brücke stehen und sah, wie fast Einer nach dem Andern der Vorübergehenden an dem Nagel hängen blieb, erst den Nagel, dann seinen Stiefel oder Schuh ansah, dann ein Paar ärgerliche Worte in seinen Bart murmelte und weiter ging, ohne sich um das Schicksal seiner Nachfolger und des Nagels zu bekümmern. Endlich riß sich eine vornehme Dame, von einem Herrn geführt, ein Loch in ihr seidenes Kleid. Der Herr nahm sofort einem der Bootsleute eine Hacke aus der Hand

*) In Amerika stößt sich bekanntlich Niemand mit dem Fuße an einen Stein, ohne ihn zu entfernen, damit er Andern eine ähnliche Unannehmlichkeit erspare.

und schlug den Nagel selbst in den Balken, daß er nicht mehr heraussah. Der Amerikaner, der nicht deutsch sprach, erfreut über dieses Schauspiel, ging auf den Herrn zu, zog seinen Hut und fragte: You are no German, Sir? „No, Sir, I am an Englishman“,*) war die Antwort.

Wenn der in vorstehender Anecdote den Deutschen ins Allgemeine gemachte Vorwurf sich besonders auch auf die Bewohner Gräfenbergs und der Umgegend anwenden ließ, so traf er Prießnitzen gewiß nicht zuletzt. Denn fast in ähnlicher Weise benahm er sich bei Beseitigung aller Uebelstände, auf die er besonders aufmerksam gemacht werden mußte, ja er widersetzte sich sogar heilsamen Verbesserungen, wenn sein Beutel nur im mindesten dabei in Anspruch genommen wurde.

Beim Eintritte der kalten Jahreszeit hatte sich auf der im Freien nach der Thür des steinernen Hauses führenden Treppe (Perron) durch den angetretenen Schnee und das viele herausgegossene Wasser eine Eisrinde gebildet, welche jedem Passanten mit Arm- und Beinbrechen drohete, und obschon Prießnitz für wundärztliche Bemühungen kein besonderes Honorar zu beziehen hatte und mancherlei Krüppel und Lahme die Treppe hinauf und herabzuklettern genöthigt waren, so ließ er doch das Eis nicht wegschaffen, sondern stellte es uns frei, uns damit eine Bewegung zu machen, so wie er auch das Holzsägen und Spalten in seinem Holzstalle als eine sehr gesunde „Commotion“ empfahl. Ich machte mich, als Lahmer, daran und bemerkte bei dieser Gelegenheit einen eisernen Haken, welcher aus der Seitenmauer sechs Zoll hervorragte, und der jeden Ausgleitenden zu spießen drohete. Er hatte früher ein Geländer festhalten

*) Sie sind kein Deutscher, mein Herr? „Nein, mein Herr, ich bin ein Engländer.“

helfen, das aber schon lange verschwunden war und vergeblich auf Ersatz wartete, so nothwendig dieser auch bei der Glätte erschien. Da Prießnitz schon mehrmals auf diesen Haken aufmerksam gemacht worden, und die Gefahr zu nahe lag, so versuchte ich, denselben aus der Wand zu ziehen, was mir auch ohne Schwierigkeit gelang. In diesem Augenblicke kam Prießnitz und fragte mich, was ich denn mit dem Haken machen wollte. Etwas ärgerlich erwiderte ich, ich habe ihn herausgezogen, damit nicht Einer, der auf der glatten Treppe falle, sich den Bauch daran aufschlitze. „Ach, lassen Sie ihn doch stecken. Er könnte verloren gehn," sagte er phlegmatisch. Ich aber trug den Haken, unter einigen tadelnden Bemerkungen, über die Straße nach seinem damaligen Wohnhause und legte ihn auf das Fenster, ohne mich an seine Einwürfe zu kehren. Da es nicht anders war, ließ er sich es auch gefallen.

Ein anderes Mal, ehe es kalt wurde, bemerkte ich ihm, daß die sogenannte grüne Douche sehr streue und daß diesem Uebelstande leicht abgeholfen werden könne, wenn die Bretverschläge darum her etwas erhöhet würden, damit sie der Wind nicht träfe. Wir hatten damals nur vier Douchen und bei dem Zudrange mußte man oft die Douche oder das Essen versäumen, oder bei der grünen Douche douchen, welche wegen des angegebenen Fehlers von Jedermann vermieden wurde. Prießnitzens Antwort auf meine Klage und Vorstellung war: „der Wind geht ja nicht immer;" und die Douche blieb, wie sie war.

Der Zustand, in welchem sich übrigens die Douchen fast sämtlich befanden, war schauderhaft. Einen ordentlichen Fußboden hatte fast keine; hier und da sahen Nägel heraus; die Breter waren so glatt, daß man jeden Augenblick nieder zu schlagen in Gefahr war, was auch Vielen begegnete und nicht ohne bedeutende Verletzungen ablief; eine Strohdecke für ein

Paar Kreuzer hätte diesem Uebelstande leicht abgeholfen, sie wurde aber nicht angeschafft, außer wenn ein Curgast sich um die Gesellschaft verdient machte und eine kaufte — die Gesellschaft zahlte übrigens wöchentlich mehr für die Badevorrichtungen, als diese insgesamt werth waren —; die Douchen hatten kein gegen Regen und Wind hinreichend geschütztes Auskleidegemach; die Verschläge waren so schlecht, selbst bei den Damendouchen, daß man hindurch oder darüber hinein sehen konnte; bei einer der Damendouchen waren sogar bloße Wände von dürrem Reißholz, das die Badediener im Walde zusammen gelesen hatten; die Aufsicht bei den Douchen war so mangelhaft, daß ein Paar Jahre später der Frau Gräfin H—r, welche ihre kleine Tochter douchen ließ, die Kleider der Letzteren aus dem Ankleidegemach gestohlen wurden und diese sich genöthigt sah, die arme Kleine bloß mit ihrer Schürze bedeckt und barfuß nach dem fast eine halbe Stunde entfernten Gräfenberg hinab zu führen. — Das Alles aber waren Eigenheiten des originellen Mannes und erweckte unsere Bewunderung, da wir es als weise Mittel anstaunten, die dazu dienen sollten, uns der Natur zurück in die Mutterarme zu führen.

Als ich späterhin Prießnitzen in prächtig meublirten Zimmern sich die Hände aus einem silbernen Waschbecken waschen sah, und hörte, daß seine Töchter in Troppau in Pension waren, fielen mir diese Wege in die stets offnen Arme der Natur wieder ein und ich dachte dabei, die Douchen würden in besserem Stande gewesen sein, wenn Prießnitz nicht die Ausgabe gescheut hätte. Als sie späterhin, auf den weisen Rath des Herrn Böhm, des späteren Secretairs Prießnitzens, auf Kosten der Badegesellschaft gebaut werden mußten, sahen sie ganz anders aus; sie verrichteten aber demohngeachtet ihre Naturdienste, wie früher, ohne daß Prießnitz sich ihrer zweckmäßigeren Einrichtung und

größeren Bequemlichkeit entgegen gesetzt hätte. — Dies that er, auch bei den Wohnungen &c. nur dann, wenn sein Vortheil dabei ins Spiel kam.

Wehe Dem aber, der das sah, oder gar darüber sprach. Wir hätten ihn gesteinigt und ich zu allererst!

Indeß wer mag es einem Menschen verdenken, daß er solche Kleinigkeiten an einem Manne übersieht, von dem er die Wiederherstellung seines größten Gutes, der Gesundheit, erwartet, oder dem er dafür schon verpflichtet ist? Ich glaube es macht unseren Herzen keine Schande, daß wir solche Dinge kaum bemerkten, oder daß sie mindestens der Liebe und Achtung, die wir gegen den Wohlthäter des Menschengeschlechts hegten, keinen Eintrag thaten. Er war und blieb unser geliebter Prießnitz und hätte er es für nöthig gefunden, uns durchhauen zu lassen! —

So wie mit den Douchen, war es auch in vieler anderer Hinsicht. Prießnitz ließ auf den mit unserem Gelde erkauften und mühvoll hergestellten Spatziergängen seine Kühe austreiben, welche nicht nur die Wege verunreinigten, sondern auch zu Zeiten die Spatziergänger in Gefahr setzten. Ein adeliges Fräulein aus Rudolstadt, welche ihres liebenswürdigen Characters und ihrer schweren und manchfachen körperlichen Leiden wegen die Theilnahme der ganzen Badegesellschaft erregte, wurde einst von einer wilden Bestie verfolgt. Sie litt an Epilepsie und war außerdem von Skrofeln und Gicht so sehr im Gebrauch ihrer Glieder beschränkt worden, daß sie nur mit Hülfe der Krücken und bei schönem Wetter einen Spatziergang wagen konnte. Auf einmal kamen eine Menge Damen und mehrere Männer schreiend daher gelaufen und hinter ihnen eine Kuh mit zum Stoße gebücktem Kopfe. Man kann sich das Entsetzen des armen kranken Mädchens denken, die kein Mittel zu entkommen sah. Nur dem Muthe eines jungen Offiziers, der sich der Bestie entgegen

warf, gerade in dem Augenblicke, als sie Fräulein v. K — d erreichte, hatte sie es zu danken, daß ein größeres Unglück von ihr abgewandt wurde. Ein heftiger epileptischer Anfall und eine längere Krankheit waren die Folge dieses Schrecks.

Ich habe die arme Leidende späterhin in Rudolstadt besucht, wo ich sie eben so krank als früher fand. Im Winter 1840 bis 1841 befreite sie endlich der Tod von ihren langen Leiden.

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher im Allgemeinen die Curgäste behandelt wurden, selbst von Seiten der Bewohner des Dorfes, konnte oft nur durch große Geldopfer gemildert werden. Die Bauern, welche von der Wassercur nichts hielten und bei jeder Veranlassung die Aerzte des Städtchens zu Rathe zogen, betrachteten uns entweder als Narren, die sich bei der Nase herumführen ließen, oder sie meinten, daß wir unsere Leiden früheren Ausschweifungen zuzuschreiben hätten, durch deren Bestrafung uns ganz recht geschähe, und die man nur dulden müsse, weil sie Geld zu verdienen brächten. Diejenigen, welche keinen Gewinn irgend einer Art von uns zogen, verwünschten uns, weil wir die Lebensmittel in der Umgegend theuer machten. An ein wahres Wohlwollen, eine menschenfreundliche Theilnahme war unter diesen Grenzbewohnern nicht wohl zu denken. Ja es war vorgekommen, daß ein Herr von A — m, welcher von Freiwaldau aus den Feldweg nach dem Gräfenberg ging, der früher gewöhnlich nur von den eingebornen Ackersleuten betreten wurde, sich mit einer Pistole in der Hand vor den Insulten der rohen Menschen schützen mußte. Und erst, nachdem Einer von ihnen, ein Nachbar Prießnitzens, zur Strafe ein Paar Tage an den Karren geschlossen worden war, benahmen sie sich etwas weniger unfreundlich.

Den eigentlichen wahren Nachtheil, den Prießnitz durch seine Anstalt ihnen zufügte, sahen sie nicht. Ich meine die Ge-

wöhnung an Bedürfnisse, die sie früher nicht gekannt und die durch das Beispiel und den für einige Zeit erhöheten Wohlstand bei ihnen einzogen. Wenn mit Prießnitz, wie ganz sicher geschehen muß; — denn gewiß ersetzt ihn Keiner für die Gegend — wenn mit Prießnitz einmal die Wasserheilanstalt auf dem Gräfenberge fallen wird, dann werden die schönen großen Häuser, die man aus Speculation für die herbeiströmenden Fremden gebaut hat, leer stehen; der Verdienst wird wieder auf sein früheres Niveau zurückgehen, und Hunderte von Menschen, die jetzt von der Anstalt gelebt oder sich an künstliche Bedürfnisse gewöhnt haben, werden unbeschäftigt sein oder sich bei Entbehrungen unglücklich fühlen, die ihnen früher keine Ueberwindung kosteten. Auf die äußere Bildung kann die Anstalt wohlthätig wirken, und das hat sie wohl schon gethan; aber die Moralität ist gewiß nicht durch sie befördert worden. Denn gewiß giebt es jetzt in Freiwaldau und der Umgegend eine weit größere Anzahl von Mädchen, die auf eben nicht ehrenwerthe Weise Geld zu erwerben suchen. Von 1836 bis 1840 hatte sich, sicheren Nachrichten zufolge, die Zahl derselben, die unter allerhand Vorwänden Gräfenberg besuchten, oder von den Curgästen Besuche empfingen, bedeutend vermehrt, obschon im Uebrigen der Anstand in der Anstalt durch Prießnitzens ernste Mißbilligung aller Scandale und durch die Gegenwart so vieler anständiger Personen der ersten Stände, ziemlich, ja vielleicht mehr als in anderen Badeanstalten, in denen sich Viele nur des Vergnügens wegen aufhalten, beobachtet wurde.

Diesen wahren Nachtheil erkannten die Leute nicht, oder wenigstens diejenigen nicht, die er am meisten trifft oder treffen wird. Es ist damit wie mit so vielen Dingen, welche der Genußsucht schmeicheln: man greift zu, läßt es sich schmecken und denkt nicht eher an die Folgen, bis sie da sind.

Es fällt mir übrigens nicht im Mindesten ein, Prieß=nitzen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen, der ihn um so weniger treffen kann, als diese nothwendigen Folgen eines groß=artigen Etablissements weder in seiner Absicht lagen, noch von ihm verhindert werden konnten. Ich hielt es aber für Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, da eine warnende Stimme für Die, welchen sie gilt, nie schaden und hin und wieder doch ein wenig Nachdenken erregen und Vorsicht hervorbringen kann, die bei den Bewohnern der Gegend ganz einfach darin besteht, daß sie das Ihrige zusammen nehmen und, indem sie den künst=lichen Bedürfnissen entsagen, sich für die Zeit, wo es kein Manna mehr regnen wird, etwas sparen. Was in moralischer Hinsicht verdorben wird, das wird sich dann schon nach und nach wieder ausgleichen, sowie die Gelegenheit zum Sündigen fehlt und die jetzige sündhafte Jugend alt wird. Die alten Damen werden dann ja selbst für die Tugend ihrer Nachkom=menschaft Sorge tragen und sie um so emsiger überwachen, je mehr sie selbst in ihrer Blüthenzeit gesündigt haben. —

Die vielen Unvollkommenheiten in der Gräfenberger An=stalt veranlaßten mich, mit dem Baron Ch — t der Weißschen Anstalt in Freiwaldau ein Paar Mal einen Besuch zu machen, für welche deren verständiger und betriebsamer Gründer Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand. Es gab da Regen=bäder, Flußsitzbäder, bequem eingerichtete Douchen, Dinge, die in Gräfenberg nicht zu finden waren. Die Regenbäder hielt Prießnitz für Spielerei, und die Flußsitzbäder für unnütz, weil sich auf dem Gräfenberge keine anbringen ließen. Das Wasser in Freiwaldau war übrigens nach seiner Meinung, die wir na=türlich unterschrieben, zu warm und kalkhaltig, wenigstens so lange er selbst keine Curgäste in der Stadt hatte. Sobald aber seine Gäste oben auf dem Berge nicht mehr Platz hatten und sich

fürstliche Personen einfanden, die eine bequeme Wohnung in der Stadt den Gräfenberger Scheunen und Speisekammern vorzogen, war das Freiwaldauer Wasser kalt genug und hatte auch keinen Kalk mehr.

Weiß empfing uns Gräfenberger, so wenig wir es auch verdienten — denn wir bekrittelten in der uns von Prießnitz beigebrachten Meinung, daß mit seiner Sache nichts sei, jede seiner Aeußerungen — stets höflich und dienstfertig und erlaubte uns gern, von seinen Douchen, Regen- und Flußbädern Gebrauch zu machen. Er ließ sich mit uns in Erörterungen ein, die ihm, wie schon gesagt, keinen Dank brachten, und that alles Mögliche, um die gegen ihn auf dem Gräfenberge vorwaltende nachtheilige Meinung zu schwächen. Es gelang ihm hin und wieder, auch selbst bei mir, da ich, so oft ich ihn besuchte, nie eine Schuld an ihm fand. Ich war jedoch viel zu eifriger Anhänger Prießnitzens, als daß ich von ihm, bei Herausgabe meiner Schrift über Gräfenberg etwas Besseres, als gar nichts hätte sagen mögen. Indessen vertheidigte ich ihn doch mehr als ein Mal gegen Prießnitzen, wenn dieser eine gar zu üble Meinung über ihn äußerte, oder seinen Handlungen eine schlimmere Absicht unterlegen wollte, als sie offenbar hatten.

In den späteren Auflagen meines Buches habe ich mein Unrecht gegen den braven Mann wieder gut zu machen gesucht. Uebrigens habe ich nie dazu beigetragen, die Verleumdungen weiter zu verbreiten, die über ihn auf dem Gräfenberge circulirten, und die über Jeden circuliren, der den Muth hat, sich über die vielen dortigen Mängel auszusprechen und nicht blindlings Alles zu loben, was er sieht und nicht sieht.

Da ich gerade selbst über die Mängel der Gräfenberger Anstalt spreche, kann ich nicht umhin, ein anderes Unrecht gut zu

machen, das ich bei Herausgabe der ersten Auflage meiner „Beschreibung von Gräfenberg" in meinem Eifer für Prießnitzens Interesse beging. Herr Julius Krebs hatte in einem Blatte — ich glaube es war die Abendzeitung — im Jahre 1836 einen Artikel bekannt gemacht, welcher mehrere Mängel der Gräfenberger Anstalt auf eine ruhige Weise schilderte und in gemessner Sprache die dortigen Verhältnisse auf eine, nach meinen späteren Erfahrungen, ganz richtige Weise beurtheilte. Dieser Artikel hatte mich, wie ich schon am Eingange dieser Mittheilungen erwähnte, fast von meinem Plane nach Gräfenberg zu gehen abgebracht und ohne Dr. Kurz Aufforderung dazu wäre ich wahrscheinlich nicht gegangen. In Gräfenberg war nun Alles gegen Herrn Krebs aufgebracht und als ich die Absicht laut werden ließ, in meinem Buche die Sache zur Sprache zu bringen, wurden mir durch einige Prießnitz ganz ergebne Leute Geschichten von ihm erzählt, die meinen Unwillen gegen seinen Aufsatz zur Entrüstung steigerten und mir persönliche Abneigung gegen ihn einflößten. Ich fertigte ihn also, nach meiner Meinung verdienterweise, ab und ließ diese Abfertigung erst in der vierten Auflage meiner Schrift weg, nachdem ich mich selbst überzeugt hatte, daß er nichts mehr und nichts weniger als die Wahrheit und diese noch dazu auf eine nicht schonungslose Weise gesagt hatte. — Ein Aufsatz in einem anderen Blatte — ich glaube, dem Morgenblatte — in dem Herr Krebs mich zur Weglassung der fraglichen Stelle aufforderte, kam mir erst zufällig später in die Hände. Ich wünsche, daß er mit dieser Erklärung zufrieden sein und mir glauben möge, daß ich nur durch Täuschung und in meinem allzugroßen Eifer für die Sache des großen Hydropathen zu einem unzeitigen Angriffe auf ihn veranlaßt worden bin und die Ueberzeugung habe, daß die Gerüchte, die man mir in Gräfenberg über ihn zu Ohren

brachte, in derselben unlautern Quelle ihren Ursprung hatte, wie die, welche man, trotz meines jahrelangen Eifers und meiner Anhänglichkeit für die Person und das Unternehmen Prießnitzens, dort zu verbreiten sich nicht geschämt hat, wie ich bald zu berichten den Verdruß haben werde.

Achtes Capitel.

Inhalt. Prießnitzens Heiterkeit. — Anecdoten: Die Nachcur. Das Sitzbad. Die große Wanne. Die Schwitzdecke. — Où il y a de la gêne, point de plaisir. — Der hohle Baum. — Der Weg nach den Douchen. Das Sanctuarium der Damendouchen. — Die Schönheit der Wälder. — Sentimentale Spaziergänge. — Begeisterung für die Wasserheilkunde. — Die Pfarrheller. — Nebelgestalten an den Bergen. — Die Kälte im großen Saale. Auszug in den kleinen heizbaren. — Der erste Schnee. — Bahnschaufeln. — Hurrah dem Prießnitz. — Die Taubenstraße. — Die Sängerin. — Der Rittmeister von —x. — Geselliges Leben in dem kleinen Saale. — L—g. — Baron Ch—t's Knie. — Meine Hauptkrise. Schreckliche Leiden. — Theilnahme der Gesellschaft. — Auszug. — Der Uhrmacher. Beispiel starken Schwitzens. — Unnützes Martern des Körpers durch die Cur. — Schlechte Diät. — Die durch Strapazen ermüdete Haut bringt keinen Schweiß mehr hervor. — Kopfgicht. Flechten. Unzufriedenheit. Traurige Reflectionen. Getäuschte Erwartung. — Berathschlagungen wegen eines zu fassenden Entschlusses. — Großmüthiges Anerbieten meiner Freunde. — Prießnitzens Rath. — Noth meiner Familie. — Abschied. — Prießnitz verweigert die Annahme eines Honorars.

Trotz seiner Schweigsamkeit und seines ernsten Wesens war doch Prießnitz durchaus kein Murrkopf; im Gegentheil war er für die Freuden der Geselligkeit empfänglich und hörte gern und aufmerksam der Erzählung anziehender Begebenheiten oder der Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände, in so weit sie sein Fassungsvermögen nicht überstiegen, zu. War er unter

Freunden, so sah er es gern, wenn die Unterhaltung durch einen Scherz gewürzt wurde, und trug oft selbst dazu bei. Namentlich scherzte er gern mit den Damen, die ihn sehr liebten und ihm auf alle Art Beweise ihrer Zuneigung gaben.

Eines Tages fragte ihn Fräulein von Z., die ihre Cur beendigt hatte und als eifrige Hydriatin gern noch etwas zu Hause gethan hätte, was er ihr etwa noch anrathe. „Je nun," sagte er schmunzelnd, eine derbe Nachcur könnte Ihnen gerade nicht schaden." — „„Worin soll die bestehen?"" fragte das Fräulein weiter. — „Sie müssen heirathen," erwiderte er in einem komischen Tone, der uns fast zum lauten Lachen zwang. — Dieser Scherz hat ihm eine tüchtige Strafpredigt von Seiten des Fräuleins und ihrer Freundinnen zugezogen, die er aber sehr gern mitnahm. Ich habe nicht bemerkt, daß ihn seitdem die Damen weniger gern hatten.

Außer den Anecdoten, von denen ich Zeuge war, erzählte man sich noch manche Späße, die uns viel zu lachen gaben, und die ich gern mittheilte, müßte ich nicht befürchten, anzustoßen, wenn ja hin und wieder eine Dame meine Mittheilungen des Lesens würdigt. Eine davon kann ich mich jedoch nicht enthalten, zum Besten zu geben:

Eine junge Dame, welche erst in Gräfenberg angekommen war und aus Verschämtheit ihre Badedienerin bei ihrem ersten Sitzbade nicht gehörig zu Rathe gezogen hatte, war der Meinung, die Füße müßten auch mit in das Sitzbadwännchen gesteckt werden. Sie zog sich also, so weit sie es für nöthig hielt, aus, stieg mit den Füßen in das Faß und zwängte nun die übrigen Theile, für welche das Bad eigentlich bestimmt war, in den engen Raum. Das Faß war entweder sehr weit, oder die Dimensionen ihres Körpers sehr unbedeutend, kurz es gelang ihr, sich in dieser kauernden Stellung zusammen zu zwängen und

einige Minuten lang darin zu verweilen. Bald aber zwang sie der Schmerz in den Gelenken, sich wieder herauszuarbeiten, was ihr jedoch nicht gelingen wollte, da sie ganz steif geworden war und bei jedem Versuche das Faß mit sich selbst umzuwerfen in Gefahr kam. Ihre Lage wurde aber immer peinlicher und die sich mehrenden Schmerzen zwangen ihr ein lautes Stöhnen ab, das zu den Ohren des vorübergehenden Prießnitz gelangte. Prießnitz öffnete die Thür mit dem Schlüssel eines Nachbarstübchens und befreite die arme Gefolterte aus ihrer Pein, die nach erhaltener Belehrung selbst über den tragikomischen Vorfall lachte.

Die lächerlichen Situationen, in welche die Cur und das enge Beisammenwohnen beider Geschlechter die Gäste manchmal brachte, sind nicht zu beschreiben. Da Damen und Herren in denselben Wannen badeten, so bedurfte es der ganzen Aufmerksamkeit der Dienerschaft, um unerwartetes Zusammentreffen, das wenigstens dem schönen Geschlechte stets unangenehm war, zu vermeiden, und doch geschah es hin und wieder. In dem neuen großen Hause hat zwar Prießnitz eine besondere Wanne für die Damen anbringen lassen, aber merkwürdigerweise müssen sie durch das Badezimmer der Männer gehen, um zu dem ihrigen zu gelangen, und tragen sie nicht Sorge, die Köpfchen beim Eintreten rechts zu wenden, so können sie nicht verfehlen, hin und wieder ein Mitglied des starken Geschlechts in Kleidern zu sehen, die kein Schneider macht, sie müßten denn etwa das Glück haben, auf einen Schneiderssohn zu treffen.

An den Anblick eines Mannes, der statt aller Kleidung nur in eine wollene Schwitzdecke gehüllt war, aus der mindestens die Waden — wenn welche vorhanden waren — bis zum Knie hervorschauten, mußten sich unsere Damen schon gewöhnen; denn es traf sich oft, daß man aus dem Bade kommend oder dahin gehend einer ganzen Gesellschaft von ihnen begegnete. Ich

hatte eines Tages einen Unfall, an den ich nur mit Schaudern denke:

Mein Diener hatte mich angerufen, d. h. er hatte durch das Haus einige Male sein „Baden, baden!" geschrieen. Eine Polin, die gegenüber in Prießnitzens Wohnhause wohnte, war aber, weil ihr die Wanne dort nicht groß genug war, in dem Augenblicke, als mich Matern auspackte, über die Straße herüber gekommen und hatte von unserem Badehause Besitz genommen. Da ich also bei demselben ankam, fand ich die Thür verriegelt und eine weibliche Stimme zeigte mir an, daß besetzt sei. Ich fluchte ungalanterweise einige Donnerwetter durch die Bretterwand, — denn es war eine unangenehme Aufgabe, halb nackt und mit schwitzendem Körper im Freien zu warten — und entschloß mich, über die Straße hinüber nach der Wanne zu gehen, die der Polin eigentlich angewiesen war. In dem Augenblicke, als ich auf die Straße trat, sah ich eine ganze Gesellschaft von Herren und Damen in ganz geringer Entfernung von mir die Straße daher kommen. Ich beeile mich also, im Geschwindschritt aus ihren Augen zu kommen, trete aber in der Eile auf einen Zipfel meiner Decke und — die nun folgende Scene gebe ich meinen geehrten Lesern zu rathen.

Solche Auftritte gehörten nicht unter die Seltenheiten, gewiß aber werde ich Mitleiden einflößen, wenn ich sage, daß mir noch Schlimmeres begegnet ist. — —

Es ist leicht zu begreifen, daß unter solchen Umständen und bei dem hohen Interesse, das jeder Gast an der Cur nahm, die Unterhaltung sich oft um Dinge drehete, welche sonst in gebildeten Cirkeln nicht besprochen zu werden pflegen. Man durfte mit einer Dame vom Schwitzen, Sitzbad, Krisen, Schwären und — mit etwas gesenkter Stimme — sogar von Klystiren sprechen. Wir waren gewissermaßen im Stande der Natur und

mit wenigen Ausnahmen hielt man überall den Satz fest: Où il y a de la gêne, point de plaisir. Neuankommende wurden anfangs etwas frappirt von dieser Freiheit, richteten sich aber bald ein und begriffen, daß wir in Gräfenberg eigentlich nur für den Körper lebten. Bei dem unmäßigen Essen und Wassertrinken war es auch schwer, stets den Anstand im Auge zu behalten, da die Noth Eisen bricht und also auch einen Gräfenberger zwingen mußte, seinen anerzogenen guten Sitten hin und wieder ein Schnippchen zu schlagen. Bei der Unmöglichkeit, jedes Mal, wenn ein Bedürfniß dringend Befriedigung erheischte, nach Hause zu gehen, wurde man nicht selten auf Spaziergängen, besonders in den waldigen Gegenden, von dem Anblicke in eigenthümlicher Stellung befindlicher Leute beider Geschlechter überrascht oder auf andere Weise ziemlich stark daran erinnert, daß wir hier im Stande der Natur lebten. Man hatte aus der Badecasse zwar an verschiedenen Stellen der Spatziergänge Anstalten zu Befriedigung solcher dringenden Bedürfnisse errichtet; allein bei dem großen Andrange reichten sie bei Weitem nicht hin und die Zuspätkommenden mußten sich dann selbst zu helfen suchen.

Eine solche Anstalt, welcher man sehr ästhetisch die Form eines hohlen Baumes gegeben, die aber eher aussah wie der Thurm einer Schloßruine, wurde einst von muthwilliger Hand in Brand gesteckt. — Erbärmlicherweise verbreitete man gleich darauf das Gerücht, dieser Frevel sei von der Weiß'schen Anstalt ausgegangen und aus Rache verübt worden!

Der hohle Baum war übrigens durch eine Scene eigner Art, die darin vorgegangen sein sollte, in üblen Geruch gekommen und hatte sein Schicksal verdient.

Diese Hintansetzung lästiger Etikette behagte übrigens, wie schon die im vorigen Capitel erzählte Schlafrockverschwörung be-

weist, mit wenigen Ausnahmen, der sämtlichen Badegesellschaft. Nur einige wenige Personen der Haut-volée machten von der mitgebrachten Bedienung den gewöhnlichen Gebrauch.

Unter zweihundert und funfzig Tischgästen, die sämtlich den gebildeten Ständen angehörten, waren keine zehn, die sich durch ihre Bedienung eigne Bestecke auflegen ließen und zur Douchezeit sah man Männer aller gebildeten Classen, selbst solche die ihre Diener mitgebracht, mit ihrem zum Abtrocknen bestimmten Betttuch und einem Paar Pantoffeln unter dem Arme, den steilen Pfad nach dem Waldsaume erklimmen, der zu dem Reiche der plätschernden Najaden führt. Man trug Bedenken, die Harmonie des Ganzen dadurch zu stören, daß man etwas Anderes als den Menschen sehen ließ und gab sich ohne Zwang den dort gebotenen natürlichen Genüssen hin, so wie man die durch die Cur auferlegten Strapatzen mit der heitersten Laune von der Welt ertrug.

Der Weg nach den Douchen war immer sehr besetzt und da die Regel galt, daß der Zuerstgekommene, ohne Ansehen der Person, auch zuerst mahlte, so suchte Jeder dem Anderen den Vorrang abzugewinnen. Dagegen verdoppelte der langsam den Berg Hinaufsteigende und sich dann und wann durch einen Blick rückwärts in das herrliche romantische Thal Labende seine Schritte, sobald er die Absicht seiner Nachfolger gewahrte, und so entstand ein Wettlauf, der gewöhnlich damit endigte, daß der Schwächere oder Lahme zurückblieb; denn wenn auch der Stärkere ihn auf dem eigentlichen Wege nicht rücksichtslos hinter sich lassen mochte, so benutzte er dann doch gewöhnlich die vielen Fußsteige im Walde, um sich von dem Hauptwege zu entfernen und seinem Nebenbuhler den Rang abzugewinnen, oder er brach geradezu durch das Gebüsch, um seinen Zweck auf dem kürzesten Wege zu erreichen.

Es war übrigens ein schlechter Spaß zu spät zu kommen, da sich besonders bei der obersten Douche, der man, glaube ich, damals den Namen „Herkules" beigelegt hatte, immer eine so zahlreiche Gesellschaft fand, daß man stundenlang warten mußte, ehe man daran kam. Bestellung der Plätze durch Bedienung oder Bekannte galt übrigens nichts. Jeder mußte selbst kommen, und es wurde so streng auf Beobachtung der Anciennetät gesehen, daß z. B. ein Lieutenant einem Obersten seine Nummer nicht hätte abtreten mögen oder dieser, wenn es Ersterer aus übergroßer Höflichkeit gethan, sie nicht wohl mit Ehren hätte annehmen können.

Die Damendouchen lagen oberhalb der unseren und der Weg zu ihnen führte im Walde, kurz ehe man zu den Männerdouchen gelangte, ab. Kein männlicher Fuß durfte es wagen, diese höheren Regionen zu betreten, und obwohl es vielleicht an „Polissons" unter der Gesellschaft nicht fehlte, habe ich doch nie gehört, daß die keusche Heiligkeit dieser Parthie des Waldes von dem lüsternen Blicke eines derselben profanirt worden wäre. Es war in dieser Hinsicht ein zu guter Geist unter uns Männern, als daß nicht die Furcht vor den Folgen jeden Unverschämten hätte in seinen gehörigen Schranken halten sollen.

Ich selbst wagte es erst, nachdem die meisten Damen Gräfenberg verlassen hatten und die noch übrigen größtentheils im Dorfe douchten, und auch dann nur zu einer Zeit, wo ich sicher war, kein weibliches Wesen anzutreffen, die heiligen Räume in Augenschein zu nehmen, deren Verschwiegenheit so viele Geheimnisse anvertrauet worden. Leis und schüchtern, trotz der Ueberzeugung von der dermaligen Einsamkeit des Ortes, stieg ich mit einem Freunde den schmalen und beschwerlichen Pfad hinauf, der von unsern Douchen längs des Bächleins hinaufführt. Das Rauschen der Blätter machte uns zittern; jeden

Augenblick fürchteten wir, dem strafenden Blicke einer erzürnten Schönen zu begegnen, die bereit wäre, die Rache des ganzen weiblichen Theils der Badegesellschaft über uns herein zu beschwören, für unser keckes Beginnen. Indessen ich mußte vor meiner Abreise die Damendouchen sehen, so wie ich Alles gesehen hatte oder noch sehen wollte, wovon ich in meiner Beschreibung von Gräfenberg zu sprechen dachte. Also drangen wir muthig vorwärts durch die dichten Baumgruppen und gelangten auf die kleinen lichten Räume, in welchen die kleinen Douchehäuschen standen, in deren Nähe sich nichts als der eintönig auf den Breterboden trommelnde Strahl des Wassers und das Säuseln des Windes in den Wipfeln der hohen Fichten hören ließ.— Ueber ihren Zustand habe ich schon berichtet.

Die Gruppirung der dicken Nadelbäume, zwischen welchen der kleine plätschernde Douchebach silberhell sich hindurchschlängelte, die ungewöhnlich großen Moose und die ganze Natur rings umher, die sich hin und wieder durch einen lichten Platz unseren Blicken darstellte, war von so antiker Schönheit, daß es mir oft vorkam, als wäre ich um einige Jahrhunderte zurückversetzt worden. Gern vertiefte ich mich allein oder in Begleitung eines Freundes in das Dickicht der Wälder und legte mich an einer einladenden Stelle unter einen Baum nieder, entweder um von einer besseren Zukunft zu träumen oder in der Erinnerung an die wenigen glücklichen Augenblicke zu schwelgen, die das Schicksal mir zu durchleben vergönnt hatte. Manchmal ergriff mich in solchen Augenblicken eine heiße Sehnsucht nach meinen Kindern, und hätte ich Flügel gehabt, so wäre ich schnell auf und davon geflogen, um sie einmal an mein Herz zu drücken.

Kam ich von einem solchen Spaziergange zurück und berührte einen jener vielen Höhenpunkte, auf welchen man nur die Augen zu öffnen braucht, um von den Schönheiten der uns um-

gebenden Natur entzückt zu werden, so fühlte ich mich doppelt empfänglich für dieselben und gewann den Bergesriesen, den grünen freundlichen Thälern, den beiden sich durch Dörfer und Fluren herabschlängelnden Flüßchen, den breiten Moosen unter meinen Füßen, den wohlriechenden Kräutern immer neuen Geschmack ab. —

Naturschönheiten müssen auf den Geist und das Gemüth des Menschen einen großen und wohlthätigen Einfluß haben. Ich wenigstens bin nie von einem durch die Natur mir dargebotenen erhabenen Anblicke zurückgekehrt, ohne mein Inneres beruhigt, emporgehoben zu fühlen aus dem wirren Kampfe irdischer Leidenschaften zu der Reinheit und Klarheit des Aethers, in welchem ein so großer, mächtiger und gütiger Geist waltet, der alle diese Schönheiten hervorruft, ohne zu fragen, ob der, welcher sie genießt, ihrer würdig sei oder nicht.

In solchen Augenblicken fühlte ich mich dann wohl schwärmerisch begeistert für meinen Plan, einer der Apostel Prießnitzens zu werden und der Menschheit Trost und Hülfe zu bringen, auch in solchen Fällen, wo längst eine düstere Verzweiflung jeden Hoffnungsstrahl verscheucht hatte. Ich fühlte mich dann stark genug, ein Märtyrer der guten Sache zu werden und trotz meiner beschränkten Kenntnisse hinein zu brechen in die Welt voll gelehrten Unsinns, den Jahrtausende mehr zum Verderben als zum Wohle der Menschen ausgeklügelt.

Der Baron Ch—t begleitete mich gewöhnlich auf diesen Excursionen, die wir, wenn wir des Nachmittags nicht schwitzten, bald nach Tische machten und oft bis über den Abendtisch hinaus verlängerten. Unser gewöhnlicher Weg war über die Pfarrheller — ein Paar Häuser, welche sich auf einer Schwellung des Bodens zwischen Gräfenberg und Lindewiese befinden und die damals von einem Paar hübscher Mädchen bewohnt

wurden, welche uns Wanderern im Vorbeigehen gar freundlich ein Glas Wasser credenzten — nach einem kleinen romantischen Thale, in welchem die herabfließenden Gewässer unserer Douchen ein herrliches frisches Grün hervorbrachten. An der etwas höheren Stelle, wo das Wasser schwatzend aus dem Walde bricht, setzten wir uns gewöhnlich nieder und ließen uns von dem Bächlein, das so Manches gesehen und gehört, Geschichten erzählen, oder wir vertieften uns in philanthropische Projecte, oder theilten uns gegenseitig Erlebnisse aus unserer Vergangenheit mit. Es versteht sich, daß Baron Ch—t mich in meinen Planen zu ermuthigen suchte und selbst alles Mögliche zu deren Verwirklichung beizutragen versprach. Es war eine schöne Zeit, diese Zeit der Begeisterung, und wir vertieften uns manchmal so sehr in unsere Betrachtungen, daß wir uns von dem hereinbrechenden Abend überraschen ließen und nach manchem Umwege durch Wiesen und Wälder erst in voller Dunkelheit Gräfenberg erreichten, dessen erleuchtete Fenster uns durch den nächtlichen Nebel vergrößert wie die Lampen eines Feenpalastes erschienen.

Ein schönes Schauspiel gewährten die im Herbste an den Abhängen der Berge sich bildenden Nebelgestaltungen, denen wir oft von den Fenstern des Saales aus stundenlang zusahen. Am gewöhnlichsten kamen sie in Gestalt eines dichten schwarzen Nebels, der die Fluren und Dörfer bedeckte, in dem weiten Thale von Neisse heraufgezogen, stiegen an den Seiten der Berge hinauf und rangirten sich in einer Höhe von zweitausend Fuß zu beiden Seiten des Thales, welches durch die Hokschaar und die Goldkoppe gebildet wird. Hier nahmen sie die Gestalt zweier einander gegenüberstehender im vollen Feuer begriffenen Heere an und hielten sich da mit geringen Veränderungen tagelang, es uns überlassend, die Vor- oder Nachtheile der einen oder der anderen Parthei ihnen anzudichten und unsere Phantasie zu beschäftigen,

bis zur Nachtzeit das ganze Gebilde verschwunden oder einer neuen Gestaltung gewichen war.

Gräfenberg ist schön gelegen, und stellt es sich mir dar, wie es mir damals in den Tagen meiner höchsten Begeisterung für die neue Lehre und meiner größten Anhänglichkeit für Prießnitz erschien, so beschleicht mein Herz noch jetzt eine nicht zu bewältigende Sehnsucht. — Wie Schade, daß mancher schöne Traum in der Wirklichkeit seine glänzendsten Farben verliert! —

Theils durch die eintretende kalte Jahreszeit, theils durch die Unfähigkeit des Barons größere Partien mit einem kranken Knie zu machen, in welchem sich in Folge einer unbedeutenden Verletzung eine kritische Ausscheidung gebildet hatte, wurden diese mir so lieb gewordenen Spatziergänge unterbrochen und wir genöthigt, uns, so gut es gehen wollte, in dem gemeinschaftlichen Saale oder unseren Zimmern zu unterhalten. Das war denn nun eine böse Zeit für Leute, denen geistige Beschäftigung fast untersagt war und die, bei einer beschwerlichen Cur und der zunehmenden Kälte des Wassers, körperliche Bewegung im Freien so nöthig brauchten. Schon war die Badegesellschaft auf achtzig Personen zusammengeschmolzen, und wir wünschten sehnlich, daß auch von diesen die größere Hälfte uns noch bald verlassen möchte; denn der große Saal war nicht heizbar und im Saale des kleinen steinernen Hauses hatten höchstens dreißig Menschen Platz. Man kann sich leicht denken, wie wir, aus dem eiskalten Bade kommend, bei einer Flasche kalten Wassers und einem Frühstück von kalter Milch und Butterbrot in dem weiten kalten Saale durch einander herumgeschüttelt wurden und welche Anstrengungen wir machten, um den Frost aus unsern Gliedern zu vertreiben. Ich erinnere mich, daß ich vor Zittern kaum im Stande war, mit dem großen Milchlöffel aus der Terrine mein Glas zu füllen, und daß noch

beim Mittagessen meine Kinnbacken convulsivisch zu arbeiten genöthigt waren, um nur einigermaßen das unerträgliche Kältegefühl zu verscheuchen.

Da wir wegen des schlechten Zustandes der Oefen, oder aus Mangel an trocknem Holze, oder weil Keiner den Anfang machen wollte, auch in unsern Zimmern nicht heizten, so hatten wir uns so sehr an die Kälte gewöhnt, daß wir die höhere Temperatur eines geheizten Zimmers kaum zu ertragen vermochten und, weit entfernt uns gelegentlich ein Mal auszuwärmen, genöthigt waren, nach einem kurzen Aufenthalte darin das Freie wieder zu suchen. Als ich in Freiwaldau das erste Mal in eine geheizte Stube kam, versetzte mir die dicke, warme Luft den Athem, und dieser Versuch war Ursache, daß ich meine Stube nicht eher heizen ließ, bis ich mich fast gegen meinen Willen in dem kleinen Saale an eine höhere Temperatur gewöhnt hatte.

Merkwürdig war übrigens, daß wir sammt und sonders, trotz alles Frierens, uns so wohl befanden, als es die Art unserer Krankheit nur irgend gestattete, und daß unser Befinden sich fast im Allgemeinen von dem Tage an verschlechterte, an welchem wir künstlich erwärmte Räume zu bewohnen anfingen. Die bis dahin in großer Spannung erhaltenen Nerven mußten nothwendig durch eine höhere Temperatur und den Mangel an reiner, frischer Luft erschlaffen, und namentlich die Verdauungsorgane mußten Mühe haben, die großen Quantitäten von Speise, mit denen wir sie in der Kälte belästigten und an die wir uns gewöhnt hatten, gehörig zu verarbeiten. Als starker Esser war ich keiner der letzten, welche die Nachtheile dieser Veränderung an sich bemerkten.

Häufige Nebel, Regenwetter und einige Schneeschauer gaben endlich der Mehrzahl der Badegesellschaft das Signal zum Aufbruch. Alle Tage kamen Kutschen, um einige von ihnen

abzuholen. Die Freiwaldauer Lohnkutscher und die Bauern aus der Umgegend, welche leichtes Fuhrwerk besaßen, wurden in Bewegung gesetzt, und bald war die Zahl der Curgäste auf diejenige reducirt, welche den Einzug in den kleinen Saal gestattete. Dieser fand endlich, zu großer Freude der Meisten, die den heroischen Gedanken gefaßt hatten sich in Gräfenberg einschneien zu lassen und daselbst Winterquartiere zu nehmen, Statt.

Kaum waren wir in dem kleinen Saale etablirt, als es ernstlich zu schneien begann und während einer einzigen Nacht einen so hohen Schnee herauswarf, daß ich den nächsten Tag, als ich nach dem Bade meinen gewöhnlichen Spaziergang um die kleine Koppe herum machte, ein Paar Mal bis unter die Arme in die lockeren Schneemassen versank und nur mit großer Mühe und im Schweiß gebadet das steinerne Haus wieder erreichte.

Nach wenigen Tagen hatte sich der Schnee so vermehrt, daß man ohne Gefahr nicht nach Freiwaldau gelangen konnte, und erst nachdem die Noth die Bewohner des Gräfenbergs gezwungen hatte, einen gangbaren Weg herauszufinden, wurde die gewöhnliche Verbindung mit der Stadt wieder hergestellt.

Den ersten Sonntag nach dem gefallenen Schnee fuhr Prießnitz mit seiner Frau in einem, von einem Paar junger, schwarzer Hengste gezogenen, Schlitten auf der dicken Schneedecke nach der Kirche. Baron Ch — t und ich kamen auf die Idee, dem geliebten Arzte eine Bahn nach seinem Hause zu schippen, wie sie der Gräfenberg wahrscheinlich, so lange er stand, noch nie gesehen; denn die Bewohner desselben überließen es der Sonne und der Jahreszeit, ihre Wege wieder gangbar zu machen. Baron Falkenstein der Jüngere, ein kräftiger Uhlan, unterstützte die Motion bei dem männlichen Theile der Gesellschaft, welcher im Stande war eine Schaufel zu führen, und in

weniger als einer Viertelstunde stand Alles, was sich nur mit einem Instrumente hatte bewaffnen können, an denen es in Gräfenberg gerade keinen Ueberfluß gab, an der Arbeit. Ehe Prießnitz zurückkam, war ein mehrere Fuß breiter Weg, vom Müller'schen Hause bis zu seiner Hausthür, fertig, an dessen beiden Seiten sich Schneewälle, von fünf bis sechs Fuß Höhe, emporthürmten. Wir waren eben beschäftigt, Jeder an seiner Station, die Bahn vollends zu ebenen, als wir die Rappen mit der Prießnitz'schen Familie den Berg heraufkommen sahen. Der Baron Falkenstein stellte uns en haie auf, wir präsentirten, als Prießnitz sich uns näherte, und unter einem lauten „Hurrah," von unserer Seite fuhren er und die Seinen lachend zwischen uns durch.

Die Bauern des Dorfes, von denen einige schon während der Arbeit uns in süßer Unthätigkeit zugesehen, kamen den Nachmittag, um unser Wunderwerk anzustaunen, das sich nach und nach immer mehr vergrößerte und sich zuletzt auf einige der zunächstliegenden Spatziergänge ausdehnte. Die Arbeit mußte freilich sehr oft ausgebessert, ja wohl gar wieder von Neuem angefangen werden.

Nach zwei, in dem Müller'schen Hause wohnenden Damen, Mutter und Tochter, gab, bei Gelegenheit der eben erwähnten Schneeschaufelei, der Muthwille eines der Unsern dem dort vorbeiführenden Wege den Berliner Namen der Taubenstraße, welcher durch die, in die Kalkwand des Hauses gekratzte Inschrift, nebst einem zeigenden Pfeile der Nachkommenschaft überliefert wurde.

Die jüngere der beiden Damen hatte eine recht hübsche, obschon etwas gellende Stimme, und so dankbar wir ihr auch für ihre Theilnahme an den obenerwähnten hübschen, kleinen Concerten gewesen waren, so unangenehm wurde es uns doch

bald, als sie fast in allen freien Stunden, die wir in dem klei-
nen Saale zubringen konnten und nothgedrungen zubringen
mußten, das der Gesellschaft gehörige recht gute Instrument
ausschließlich in Beschlag nahm und durch ihre, immer wieder-
holten, Studien unsere Gehörwerkzeuge dergestalt in Arbeit er-
hielt, daß wir ernstlich wünschten, manchmal ein Paar Stun-
den ohne Musik und Gesang zubringen zu können. Da Keiner
den unangenehmen Auftrag übernehmen mochte, der jungen
Dame diesen unsern Wunsch zu erkennen zu geben, so ersannen
einige Muthwillige ein Auskunftsmittel, das nichts weniger
als galant war, das aber nichts desto weniger zum Ziele führte.
Kaum fing das Fräulein eines Morgens zwischen zehn und elf
Uhr, die gewöhnliche Zeit ihrer Studien, ihr Spiel und Sang
wieder an, als sämtliche in dem Hause vertheilte Badediener ein
furchtbares Geheul begannen, in welches hin und wieder ein
Badegast und selbst der Pudel des Herrn von F. einstimmten,
und das so lange fortgeführt wurde, bis die Dame aufhorchend
schwieg. Da sie dieses Charivari jedoch nicht gleich auf sich be-
zog, so fing sie nach einer beiderseitigen Pause Spiel und Ge-
sang wieder an, wurde aber im Augenblicke auf dieselbe unzarte
Weise accompagnirt, bis sie endlich merkte, wo die Musik in
den Gängen des Hauses hinzielte. Ich weiß nicht, ob Einer der
Gäste mit ihr über diesen Vorfall gesprochen; sie war jedoch
seitdem etwas weniger freigebig mit ihrem Talente gegen Leute,
die es nicht gehörig zu schätzen verstanden.

Ein anderer Musiker, der uns anfangs belustigte, nach
und nach aber belästigte, war ein verabschiedeter russischer Rittmei-
ster, welcher in Folge einer Zurücksetzung, wie man sagte, geistes-
krank geworden war. Seine Verwirrung war jedoch so glück-
licher Art, daß er fast immer freundlich lächelte und stets zu
Scherzen und Neckereien aufgelegt war. Ich weiß nicht, ob er

früher auf dem Piano Etwas geleistet hatte: damals konnte er nur drei oder vier Tacte eines Marsches, mit denen er uns manchmal eine ganze Stunde lang regalirte. Stellten sich dann die Damen um ihn her, so schloß er plötzlich seine Musik mit einem donnernden „Puh!" und warf die hübscheste mit seinem weißen Schnupftuch, worauf er ein lautes Gelächter ausstieß und sich über den Schreck der Schönen noch lange nachher freute.

Er war einer der stärksten Doucher. Jemand wollte behaupten, daß er bei ziemlicher Kälte gegen eine Stunde unter der Douche gestanden habe und ganz steif gefroren gewesen sei.— Er hatte den Feldzug nach Persien mitgemacht, wie er mir erzählte, und trug noch den persischen Archaluk, ein kurzes mit Häftchen zusammengehaltenes, am stehenden Kragen, vorn herunter und untenherum mit Sammt besetztes Röckchen, wie es seit dem erwähnten Feldzuge unter den russischen Offizieren Mode geworden ist. Ich habe diese Archaluks späterhin sehr schön von Pelzwerk mit Zobel verbrämt gesehen und gemeint, daß sie anständiger aussehen, als unsere geschmacklosen Fracks, die sie sehr gut ersetzen würden.

Nachdem wir in unseren Winterquartieren gehörig eingerichtet waren, befanden wir uns im kleinen Saale so gut, als es unser Zustand gestattete. Meine Nachbarn machten sämtlich eine gute Cur. Von Kassanitzky, der Wachtmeister, Petzsch, die Barone Ch — t und C — i waren zufrieden, oder hatten wenigstens große Hoffnung, es zu werden. Einige Damen, unter denen eine junge hübsche Polin sich durch Geist und Munterkeit auszeichnete, belebten die Gesellschaft, und zusammengedrängt auf einen engen Raum bildeten wir bald Eine Familie, deren Glieder unter sich den herzlichsten Antheil an einander nahmen. Prießnitz war herzlich und liebenswürdig, wie er es bei dem früheren Drange der Geschäfte und den an ihn gemachten über=

triebenen Anforderungen nicht hatte sein können, und selbst Madame Prießnitz und die Kinder gesellten sich oft zu uns und brachten Abwechselung und Leben in die Gesellschaft.

Des Abends saßen wir gewöhnlich bis zehn Uhr beisammen und erzählten Geschichten und Anecdoten, die bisweilen ein so lautes Gelächter erregten, daß man aus den entfernteren Theilen des Saales herzulief und nach der Ursache des Lachens fragte. Kurz, wir machten, wie es nur irgend möglich war, gute Miene zum bösen Spiel. — Nur einer unter uns machte eine traurige Figur. Es war mein armer Landsmann L — g, dem eine gewaltige und bösartige Krise sein Dasein so verbitterte und noch viele Monate verbittert hat, daß er selten ein freundliches Gesicht zeigte und unser Aller Mitleid im hohen Grade in Anspruch nahm. Indessen hat auch er noch eine gute Cur gemacht und ist durch die Wasserheilkunst so weit wieder zu seiner Gesundheit gekommen, wie es gewiß durch keine andere Heilmethode geschehen wäre.

Baron Ch — t hatte große Hoffnung zu gänzlicher Befreiung von seinem Magenübel. Er hatte seit zwanzig Jahren Flanell auf der Haut getragen und war, als ich ihn im Monat October das erste Mal zur Douche führte, ganz bestürzt, sich bei ziemlich kaltem Wetter, mitten im Walde auskleiden und dem eisigen Strahle des zwölf Fuß hoch herabstürzenden Wassers aussetzen zu sollen. Prießnitz hatte ihm eine Minute zu douchen verordnet und ich stand mit der Uhr in der Hand vor dem Bretverschlage, um das Zeichen zum Aufhören zu geben. Aber schon nach einer halben Minute guckte er heraus und rief, es müßten längst zwei Minuten sein. Ich schickte ihn jedoch wieder hinein und freute mich nachher über den Ausdruck des behaglichen Gefühls, welches sich bei der Wiederkehr der Wärme in allen seinen Zügen aussprach.

Ich habe schon gesagt, daß er sich durch einen Fall eine Verletzung des Knies zugezogen und daß sich eine kritische Ausscheidung in diesem gereizten Theile gebildet hatte. Obgleich die Haut kaum geritzt war, so bekam er doch nach wenigen Tagen eine solche Menge Schwären an der verletzten Stelle, daß das Knie dick anschwoll und einen sehr entzündlichen Charakter annahm. Sobald einige der Furunkel aufgegangen waren, verlor sich sein saures Aufstoßen und Erbrechen von Kalk. — Erfreut über diesen schlagenden Beweis von der Wirksamkeit der Cur ließ er aus Freiwaldau einen Maler kommen, so gut ihn das Städtchen hatte, und sich sein Knie malen. Er setzte darunter: Tel était mon genou le ... Nov. 1836. — Der Maler ist späterhin das Opfer einer epidemischen Krankheit geworden.

Für mich war indessen eine böse Zeit gekommen, eine Zeit der Krisen und der Schmerzen. Schon früher hatte ich nach starker Erhitzung heftige Gichtanfälle bekommen, welche mit Kreuzschmerz anfingen und sich dann nach einer der Hüften oder dem Kopfe zogen. Bei dem oben erwähnten Schneeschaufeln hatte ich mich ebenfalls sehr angestrengt, stark geschwitzt und kurz darauf eine starke Mahlzeit zu mir genommen, das Unbesonnenste, was ein Gichtkranker unter diesen Umständen thun kann. Die Krise, welche ich darauf bekam, war äußerst heftig und hielt mich über vierzehn Tage ins Bett und Zimmer gebannt. Die anfangs über einen großen Theil des Körpers verbreiteten Schmerzen zogen sich nach und nach in dem linken Arme zusammen. Ein kleines Blütchen unter der Haut des Zeigefingers bezeichnete mir Prießnitz sofort als bösartig. Bald schwollen die Finger und die ganze Hand auf eine monströse Weise an, und die Schmerzen wurden so heftig, daß ich die Hand fortwährend in einer Schüssel mit kaltem Wasser halten mußte, um sie nur zu ertragen. Dabei hatte ich ein heftiges Fieber und alle

meine Säfte schienen im Aufruhr zu sein. Ich kam aus den nassen Tüchern nur heraus, um etwas zu essen und mußte dann gleich wieder hinein. Den linken Arm konnte ich jedoch vor Schmerz nicht unter der Decke erhalten, sondern mußte ihn in eine besondere Wickel, die aus einem Theile meiner Unterkleider bereitet wurde, einpacken lassen, um die kranke Hand, während der übrige Körper dünstete oder schwitzte, im Wasser zu halten. Nach mehreren qualvollen Tagen und Nächten, in denen ich Unsägliches litt und allein, ohne Hülfe, ohne Pflege bald verzweifelte, brach endlich der Finger auf und zu gleicher Zeit zeigten sich an den übrigen Theilen des Körpers fünf uud vierzig größere oder kleinere Furunkel, über deren Erscheinen ich, trotz der Schmerzen, die sie mir bereiteten, doch herzlich erfreut war, da ich sie als die längst erwartete Hauptkrise ansah, die allen meinen Leiden ein Ende machen sollte.

Die Nächte waren mir während dieser Zeit besonders furchtbar, denn abgesehen von der Vermehrung der Schmerzen, welche um diese Zeit eintrat, und der dadurch erzeugten Schlaflosigkeit, war es besonders auch die Langeweile, welche mich peinigte und mir meine Leiden doppelt fühlbar machte. Gern hätte ich Matern oder einen andern Diener gut bezahlt, wenn er nur dann und wann eine Nacht hätte bei mir zubringen wollen; allein mein Bitten und Bieten war vergebens. Die Kerle setzten sich lieber vor unsere Thüren um zu spielen und verscheuchten eher das Bischen Schlaf, das manchmal einen Augenblick meine Augen beschlich, als daß sie zu Linderung meiner Qualen etwas hätten beitragen mögen. Matern blieb, auf das ausdrückliche Gebot Prießnitzens, Ein Mal den größten Theil der Nacht bei mir, gegen eine Bezahlung von zwei Zwanzigkreuzern, die er ziemlich leicht verdiente, da er sich in einen Winkel legte und schlief. Dennoch kam er nicht wieder. Er mochte die Klagen und das

Stöhnen, das mir die wüthenden Schmerzen auspreßten, selbst für Geld nicht hören. Alles was er, gegen ein besonderes Trinkgeld that, war, daß er Abends spät noch einmal kam, mir zu trinken reichte und mir mein Badewasser zurecht machte, mir es überlassend, wie ich mich aus meiner nassen Decke herausarbeiten und mit meiner Abwaschung zurecht kommen werde, was mir ziemlich schwer wurde, da der linke Arm ganz unbrauchbar war und es auch ein ganzes Vierteljahr nach dieser Krise noch blieb.

Da mir die Schmerzen nicht erlaubten zu lesen oder irgend etwas Anderes vorzunehmen, sondern mich sogar von meinem Lager scheuchten, wenn ich von Müdigkeit überwältigt mich darauf geworfen hatte, so war ich genöthigt, fast die ganze Nacht in meinem engen Stübchen auf und abzugehen, was um so langweiliger war, als ich nach fünf oder sechs Schritten immer wieder umkehren mußte und nicht ganz unrichtig mit einem wilden Thiere zu vergleichen war, das brummend und knurrend in seinem Käfich sich hin und herbewegt.

Die Oefen in unseren Stuben befanden sich in der Scheidewand, so daß sie zwei Stuben zugleich heizten, was den Nachtheil hatte, daß es dem Einen zu warm und dem Andern zu kalt war und ich außerdem aus doppelten Gründen des Nachts nicht heizen konnte, einmal weil der Eingang zum Ofen bei meinem Nachbar war, den ich des Nachts nicht stören konnte und dem übrigens auch wenig an einer geheizten Stube gelegen haben würde, und zweitens, weil ich Niemand hatte, der mir hätte Feuer machen können. Zu meinen Schmerzen gesellte sich also noch der Frost, der vielleicht auch zur Vermehrung derselben beitrug, und häufig auch die Ungeduld mit meiner Lage, die bekanntlich das Uebel nur verschlimmert, deren ich aber bei meiner natürlichen Heftigkeit nicht immer Meister werden konnte.

Ich hatte zu Hause und unter den Händen der Aerzte viel ertragen, in Gräfenberg aber erschienen mir meine Leiden bei meiner Hülflosigkeit und bei der Theilnahmlosigkeit Derjenigen, welchen meine Pflege oblag, unerträglich, und laut wünschte ich mir oftmals den Tod, wenn die Schmerzen gar zu heftig waren.

So wie alles Böse und Gute in dieser Welt, ging endlich auch diese Zeit der Qual vorüber. Der in meinem linken Arme aufgehäufte Gichtstoff machte sich an der Hand und besonders an dem Finger Luft, und gleichzeitig öffneten sich auch die an den übrigen Theilen des Körpers befindlichen zahlreichen Furunkel und entluden die bösen Säfte, deren Vorhandensein mich so hart quälte. Meine Hand war ganz mit eiternden Blasen bedeckt und der Finger hatte eher das Ansehen von dem Stumpfe eines abgehauenen Armes, als das eines Zeigefingers. Außer Prießnitz hatte keiner meiner Bekannten ihn ansehen können, ohne davor zurückzuschaudern.

Meine Freunde, welche mich bei Tage oft besuchten und mich trösteten, feierten ein wahres Fest, als ich ihnen die Oeffnung meines Abscesses anzeigte und die Hoffnung auf eine Linderung meiner Leiden dabei aussprach. — Baron Ch — t schlug sogleich vor, Versuche mit den Excrementen des Abscesses anzustellen, bei welchen sich ergab, daß sie zum Theil aus einer kalkartigen Masse bestanden, die derjenigen nicht unähnlich war, welche sich im Bodensatze des Harnes gichtkranker Personen zu Zeiten vorfindet oder wie sie der Baron selbst bei seinem Säure-Erbrechen auswarf. Ich habe vernachläßigt eine Analyse jener Substanz machen zu lassen, bin jedoch der Meinung, daß sie nichts Anderes als phosphorsaurer Kalk war.

Prießnitz zeigte sich während dieser Leidensperiode ziemlich theilnehmend und kam im Anfange manchmal zwei bis drei Mal des Tages zu mir. Als ich das erste Mal wieder zu Tische

in den Saal kam, lachte er mich freundlich an und die ganze Gesellschaft empfing mich mit einem herzlichen „Bravo!" Die Theilnahme, welche ich bei dieser Letzteren fand, that mir wohl und bestimmte mich zu dem Entschlusse noch längere Zeit in Gräfenberg zu verweilen, obgleich ich mir während meiner Leidenszeit vorgenommen hatte dasselbe zu verlassen, sobald mein Zustand es nur einigermaßen gestattete. Die vielen Leiden jedoch, welche ich in meinem Stübchen ertragen, und die hülflose Lage, in der ich mich ganz allein befunden, hatten mir dasselbe verleidet. Auch bedurfte ich bei der fortdauernden Unbrauchbarkeit meiner linken Hand, die ich in der Binde tragen mußte, öfter einer freundlichen Unterstützung. Ich zog daher zu einem jungen Uhrmacher, welcher ein großes Zimmer eine Treppe höher im Giebel bewohnte, das die Annehmlichkeit hatte, es von innen heizen zu können und dessen Größe bei schlechtem Wetter oder Schlaflosigkeit einen ganz hübschen Spaziergang gestattete. Meinem neuen Stubengenossen war mein Entschluß deswegen lieb, weil er dadurch die Hälfte des Zinses ersparte, den wir fortan zusammen bezahlten und welcher wöchentlich für jeden einen Thaler betrug. Da ich in meiner kleinen Stube zwei Gulden Münze bezahlt hatte, so machte auch ich eine Ersparniß von einem halben Gulden, welchen ich für ein erbärmliches Bett nebst Kopfkissen, das ich mir geliehen, verwenden konnte. Für die Heizung zahlten wir ein Unbedeutendes und konnten uns daher nach Herzenslust einheizen, wenn anders Matern nicht zu faul war uns Holz zu holen.

Mein Uhrmacher litt an den Augen und hatte nach meiner Meinung von der Cur nicht gar zu viel zu hoffen; demohngeachtet brauchte er dieselbe so stark als Einer von uns. Er war vielleicht der stärkste Schwitzer, den ich in Gräfenberg gesehen; denn wenn er sich früh zwischen vier und fünf Uhr hatte einpacken

lassen, so schwitzte er von sechs Uhr bis um elf Uhr ununterbrochen so stark, daß nicht allein die unter ihm befindlichen Betten und Heukissen der ganzen Länge des Bettes nach durchweicht und die unter dem Bette aufgestellten ziemlich großen Gefäße angefüllt waren, sondern auch durch das ganze Zimmer ein Strom seines Schweißes bis zur Thüre lief und sich dort in einer großen Pfütze sammelte. Und dies geschah nicht etwa bloß einigemal, sondern regelmäßig alle Tage. — Er trank während der Zeit, wo er eingepackt war, freilich auch alle Viertel- oder halbe Stunden zwei große Gläser Wasser, welches seinen Weg durch die Poren der Haut nehmen mußte; auch war er einer der stärksten Esser, die sich unter uns befanden, was viel sagen will. — Ich fürchte sehr, daß seine Augen weder durch das viele Essen und Trinken noch durch daß übermäßige Schwitzen und Baden wieder hergestellt worden sind, würde mich jedoch sehr freuen, das Gegentheil zu hören, da ich ihn wegen seiner großen Gutmüthigkeit und der mancherlei kleinen Dienste, die er mir während unseres Beisammenseins freundlicher Weise leistete, von Herzen lieb habe.

Bei meiner Abreise trug er mir auf, seinen Bruder, einen sehr geachteten katholischen Geistlichen in Löwenberg zu besuchen, was ich bei meiner Durchreise noch spät in der Nacht gethan habe.

Mit meiner Gesundheit ging es indeß noch mehrere Wochen lang nicht sonderlich gut. Mein Finger bekam ein Paar brandige Stellen, die ich anfangs unkundigerweise für Tintenflecken ansah; als ich mich jedoch bei genauerer Betrachtung von der Wahrheit überzeugte, so eilte ich ängstlich zu Prießnitzen und drückte die Besorgniß aus, daß ich den Finger wohl verlieren möchte. Er beruhigte mich und setzte meinen vielen ängstlichen Fragen weiter Nichts als die ruhige Antwort entgegen, daß ich nur

meine nassen Läppchen fortgebrauchen und ohne Sorge sein sollte. Er hatte Recht: der Brand verging von selbst, oder in Folge des fortgesetzten Schwitzens. — Bald aber wollte die erschöpfte Natur keinen Schweiß mehr hervorbringen. Ich ließ einheizen, marterte mich in meinen nassen Tüchern ab und blieb mehrmals von früh vier Uhr bis Nachmittags zwei in den nassen Tüchern, die ich immer noch nehmen mußte, liegen; Alles hatte keinen andern Erfolg, als daß ich mich unnützerweise aufregte und aufs Neue Schmerzen im Gesicht bekam, die bisher wenigstens nicht ganz in der früheren Art erschienen waren.

Jedenfalls trugen auch mein starkes Essen und die ungeeignete Kost dazu redlich das Ihrige bei. Denn kaum fühlte ich mich etwas besser, so glaubte ich, um so ungestrafter meinen immer starken Appetit befriedigen zu können, als Prießnitz neben mir saß und mich auf mein Befragen immer zum Essen ermuthigte, anstatt mir Vernunft zu predigen. Seitdem es kalt war, bekamen wir viel Wurst, Schweinefleisch, Erdäpfel, Sauerkraut und dgl. zu essen. Erdäpfel gab es sogar alle Abende, und wir schonten sie wahrhaftig nicht, mochten wir gut oder schlecht danach schlafen. Ich habe Mittags mehr als ein Pfund in Schweinefett gebratene Wurst gegessen, und Prießnitz freute sich herzlich darüber, daß es mir so schmeckte, und welche Portionen Kartoffeln oder Kraut wurden der Wurst zur Gesellschaft gegeben! — Und bei dieser Diät sollten wir gesund werden!? —

Zwar wurde durch das Schwitzen viel von der erzeugten Unreinigkeit wieder entfernt und die Verdauungsorgane von der ihnen aufgebürdeten Ueberlast befreit; allein die Haut vermochte es auch nicht, die ihr zugefügten Mißhandlungen ungestraft zu ertragen und wurde spröd und unthätig. Die Furunkel, welche wahrscheinlich auch zum großen Theil durch meine Unmäßigkeit und die Uebertreibung der Cur erzeugt worden waren — so wie

der größte Theil der mir so schmerzhaften Krise — verschwanden zwar nach und nach; allein dafür bildeten sich Flechten, welche die ganzen inneren Theile der Oberschenkel mit einer Kruste bedeckten und fortwährend eine klebrige Feuchtigkeit ausschwitzten, die mich nöthigte, Hemd und Unterhosen stets angefeuchtet zu halten, weil die Haut sonst aufsprang und mir Schmerzen verursachte. Dieser Zustand, meine kranke Hand und die oft wiederkehrenden Anmahnungen meiner Kopfgicht machten mich nach der überstandenen Krisis, von der ich so viel erwartet hatte, mürrisch und unzufrieden mit der Cur. Es fiel mir jedoch nicht ein, daß meine Diät und Prießnitzens Unverstand — er wird mir den Ausdruck schon verzeihen; denn er ist nicht zu stark — daran mehr Schuld seien, als mein armer zermarterter Körper, dem es durchaus nicht an Kraft gefehlt hätte, bei einer milderen Behandlung und mäßiger geeigneter Diät sich wieder in Ordnung zu bringen, hätten wir eher unser Augenmerk auf Herstellung der Harmonie in den Functionen — namentlich in denen der Verdauung — gerichtet, als auf Austreibung eines eingebildeten Krankheitsstoffes, der in geringem Grade oder vielleicht gar nicht vorhanden war, und der sicher hauptsächlich durch mein unmäßiges Essen erst erzeugt wurde. — Ich suchte die Schuld nur in meinem Körper und der früheren verfehlten medicinischen Behandlung; es fiel mir nicht ein, an Prießnitzens Weisheit auch nur einen Augenblick zu zweifeln. Vielleicht wären mir eher Zweifel beigekommen, hätte er nicht durch eine strafbare Nachgiebigkeit unseren Gaumengelüsten geschmeichelt. Späterhin habe ich allerdings bemerkt, daß es das sicherste Mittel ist, die Liebe der Kranken zu verlieren, wenn man ihnen Entbehrungen auferlegt, und hätten sie auch vorher selbst gegen Vielesserei und Gourmandise in starken Ausdrücken gepredigt. Prießnitz, der diese Erfahrung schon lange vor mir gemacht hatte, ließ

unseren Thorheiten freien Lauf, ließ uns unser Geld bezahlen und wenn es nicht mehr ging, schickte er uns nach Hause, um die — Nachcur zu gebrauchen! Ob das recht, ob es ehrlich war? Diese Frage mag er sich jetzt selbst beantworten.

Ich war, wie schon gesagt, weit entfernt, damals solche Reflectionen zu machen. Meine einzige Sorge war zu erfahren, ob und binnen welcher Zeit ich meine gänzliche Herstellung zu erwarten hätte. Matern erzählte mir von einem Herrn Schulz, der achtzehn Monate an seinen Flechten curirte. So lange, meinte er, werde es mit den meinigen auch dauern. Das ging mir zu weit und jedenfalls überstiegen die Kosten meine — erborgten — Mittel. Ich sprach darüber mit meinen Freunden: Herr N. aus Wien bot mir sofort Geld an, auch Baron Ch—t und einige Andere erboten sich zu Vorschüssen. Ich dankte herzlich und erbat mir Bedenkzeit. Prießnitz sollte den Ausschlag geben.

Ich theilte ihm meine Zweifel und meine Entschlüsse mit, sagte ihm, wie es mit meinem Hauswesen stünde, daß ich das Geld zur Badereise geborgt hätte, daß meine Familie Mangel leide, daß ich aber demohngeachtet entschlossen sei, noch ein größeres Opfer zu bringen und die mir angebotenen Vorschüsse anzunehmen, wenn er mir mit Gewißheit versprechen könne, daß ich nach einer Ueberwinterung in Gräfenberg einer gänzlichen Befreiung von meiner Gicht entgegen sehen könnte. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Falle meiner Familie einen Theil des mir gebotenen Darlehns schicken und den andern zur Bezahlung für meine Cur und Unterhaltungskosten verwenden und so lange bleiben wollte, als er es für nöthig hielt; daß ich aber im entgegengesetzten Falle meine Rückreise bald antreten würde, um zu Hause fortzusetzen, was ich hier nicht vollenden könne, und dort wenigstens den Meinigen ihren Unterhalt zu verdienen. Ich

beschwor ihn, die Sache ernstlich zu erwägen und einem unbemittelten Familienvater denjenigen Rath zu geben, der für sein und der Seinigen Wohl am heilsamsten wäre.

Prießnitzens Antwort war eine solche, wie ich sie jetzt voraussehen würde und wie er sie bei seiner Erfahrung und mit gutem Gewissen nicht anders geben konnte. Er wagte nicht, eine Zeit zu bestimmen, bis zu welcher auf eine gänzliche Herstellung zu rechnen sei; er war der Meinung, daß ich bei meinen erlangten Kenntnissen von der Cur zu Hause eben so gut, wie in Gräfenberg, die Cur fortsetzen und dabei mich besser pflegen könne; er versicherte mir, daß ich neben der Cur täglich sechs Stunden würde arbeiten können, ohne mich zu sehr anzugreifen, und meinte daß es besser wäre, vielleicht späterhin noch ein Mal auf ein Paar Monate wieder zu kommen, als mich, unter den vorwaltenden Umständen, noch länger in Gräfenberg aufzuhalten, und daß er, wenn ich es für nöthig hielt, mir ja auch schriftlich seinen Rath geben könne.

Diese Erklärung entschied meinen Entschluß und Briefe von Hause beschleunigten dessen Ausführung. Schon einige Wochen vorher hatte mir meine Frau den Tod unseres jüngsten Kindes angezeigt, der mich in meinem aufgeregten Zustande tief ergriff. Jetzt schrieb sie mir, daß alle ihre Hülfsmittel erschöpft wären, daß ein Freund, welcher mir bei meiner Abreise versprochen, sie mit Geld zu unterstützen, und der hinreichende Sicherheit in den Händen hatte, sein Versprechen nicht gehalten; daß das Darlehn eines anderen Freundes aufgezehrt sei, sie mit den Kindern Mangel leide und meine Schüler anfingen ungeduldig zu werden.

Noch denselben Tag, als ich diesen Brief erhielt, ging ich nach Freiwaldau und bestellte einen Kutscher, mit dem ich bis Freiberg accordirte, da ich bei meinem Gesundheitszustande nicht

wagen konnte, Tag und Nacht mit der Post zu fahren. Bei meiner Rückkehr zeigte ich meinen Entschluß den Freunden an, dankte ihnen für ihre Theilnahme und die letzten thätigen Beweise ihrer Freundschaft und fuhr den nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch ab.

Alle gaben mir noch Zeichen von Liebe und ihre herzlichen Wünsche mit auf den Weg. K—y, welcher beim Abendessen auf die ihm bei unangenehmen Vorfällen eigenthümliche Weise den Kopf schüttelte und meinen plötzlichen Entschluß „dummes Zeug" und dergleichen nannte, zerdrückte eine Thräne im Auge, die ich ihm nicht vergessen habe. Er gab mir noch einen Serviettenring zum Andenken mit, auf dem die Worte standen: Gott segne Sachsen, und unsere schlechten Hachsen. Die erste Hälfte dieser Devise war nämlich die Anrede, mit der er mich gewöhnlich begrüßte, und der zweite seine Erwiderung desselben Grußes von meiner Seite. „Hachsen" bedeutet nämlich auf österreichisch „Beine", und da wir bei dem Anfange unserer Bekanntschaft Beide lahm waren und ich ihm bald als ein „guter Sachs" erschien, so brachte er diesen Reim zu Markte.

Meine Freunde haben seitdem von mir Viel und Mancherlei gehört; ich leider von den Meisten Wenig oder Nichts, und auch von K—y nicht. Für die wenigen Stunden, die ich dem Baron und ein Paar Anderen gegeben, reichten sie mir noch ein recht anständiges Honorar, welches hinreichte, um Prießnitzen, nachdem ich meine Schuld an seinen Secretair abgemacht, auch das Meinige anzubieten, was er jedoch ausschlug. Dieses Zeichen von Uneigennützigkeit rührte mich sehr und ich nahm mit heißen Thränen des Dankes und der Liebe von ihm und den Seinigen Abschied. Auch er schien für die vielen Beweise treuer Anhänglichkeit, die ich ihm während meines ganzen Aufenthaltes gegeben, nicht unempfindlich. Auf meine Bemerkung, daß er

sich also ganz umsonst mit mir geplagt haben wolle, sagte er: „Sie werden's zu Hause schon brauchen; dafür sind wir ja da, daß wir einander helfen sollen."

Unter tausend Segenswünschen für sein und der Seinen Wohl trennte ich mich von ihm und verließ Gräfenberg mit dem festen Entschlusse, die mir bewiesene Uneigennützigkeit, so viel in meinen Kräften stünde, zu vergelten und dem von mir verehrten Manne so viel Gutes zu erweisen, als mir nur immer möglich sei.

Ich denke, ich habe Wort gehalten, so weit es meine Pflicht gegen meine Mitmenschen gestattete. Hat mich späterhin reifere Erfahrung über Prießnitz und seine Handlungsweise mein Urtheil ändern lassen, so war es wahrlich nicht meine Schuld, und Unrecht thäte er, wenn er mich der Undankbarkeit zeihen wollte, da sein eignes Bewußtsein ihm sagen muß, daß ich ihm Alles, was er mir gethan, reichlich vergolten habe.

Neuntes Capitel.

Inhalt. Abreise bei 15 Grad Kälte, in nasser Leibwäsche. — Selbstversuche der Kranken, Belehrungsmittel Prießnitzens. — Anfrischung der Wäsche unterwegs. — Der Wirth in Johannisberg. — Das Zollamt Patzschkau. — Denunciantenwesen. — Anecdote: „Wir kommen in's Buch." — Unwohlsein in Striegau. — Wortbrüchigkeit des Kutschers. — Kutscherwechsel in Jauer. — Rossinante. — Der respectlose Kellner in Görlitz. — Der Sonnenwirth. — Ankunft zu Hause.

Wenn wir uns bei strenger Kälte aus dem Schweiße kommend im Schnee wälzten, uns mit Aexten durch die aufgehäuften Eismassen einen Weg zu den Douchen bahnten, um unsere Körper zehn Minuten lang entblößt einer Temperatur von 15° unter Null in einem eisigen Wasserstrahle auszusetzen; wenn ich nach einer vierzehntägigen mit heftigem Fieber verbundenen Krise, bei einer Kälte von 12 Grad, meinen ersten Ausgang in Sommerbeinkleidern wagte und mich über zwei Stunden im Freien aufhielt, ohne den mindesten Nachtheil zu bemerken; wenn wir uns alle Morgen mit schwitzendem Körper frohen Muthes in die fast im Freien stehende halb mit Eis bedeckte kalte Wanne stürzten; so wird es nicht sehr befremden, wenn ich sage, daß ich, bei einer Kälte von 16 bis 18 Grad Réaumür am Morgen meiner Abreise, die für meinen Transport bestimmte luftige und blos mit einer Plane bedeckte Pritzschka nicht bestieg, ohne den

größten Theil meines Hemdes und meiner Unterbeinkleider in kaltes Wasser getaucht und außerdem noch einen kalten Umschlag um den Unterleib genommen zu haben. Der Zustand meiner Oberschenkel, deren Haut, wie schon gesagt, Sprünge bekam, wenn ich sie nicht angefeuchtet hielt und mir dann viel Schmerzen verursachte, zwang mich zu dieser Vorsichtsmaßregel. Eine gleiche Ursache nöthigte mich auch, um meine kranke Hand einen tüchtigen Umschlag zu machen. Um ein mögliches Trockenwerden der Umschläge und der Unterkleider zu verhüten und meinen Durst zu löschen, nahm ich eine Flasche Wasser in der Wagentasche mit, von dem ich unterwegs, so gut es eben ging, von Zeit zu Zeit einen kleinen Strahl auf die Leinwand rieseln ließ. — Die Kälte war übrigens so groß, daß alle Leute, welche mir nach Sonnenaufgang begegneten, — denn früher wagte sich Keiner heraus — die Gesichter fest verbunden hatten und an Haaren, Bart, Kopfbedeckung und den oberen Kleidungsstücken ganz mit dickem Reif überzogen waren. Sie gingen, durch die schöne Schlittenbahn und das helle Wetter herausgelockt, größtentheils mit ihren Handschlitten in den Wald, um Brennholz zu holen, was in der Umgegend von der ärmern Classe nie gekauft wird. Bei dem großen Holzreichthum wird ihnen auch kein Hinderniß in den Weg gelegt; ich habe häufig Männer angetroffen, welche ganze Stämme an Stricken hinter sich her den Gräfenberg herabzogen und es verschmähten, das Reißholz mitzunehmen, das wir öfters beim Douchen zusammentrugen und verbrannten, um uns dabei zu wärmen.

Es versteht sich, daß ich über meine nassen Unterkleider und Umschläge hinweg mich so warm bekleidet hatte, als nur möglich. Ich hatte zwei Paar Beinkleider an, meinen Schlafrock über den Rock und über das Ganze noch den Mantel; die Beine und Füße waren in eine dicke Gräfenberger Decke geschla-

gen und der Boden des Wagens war mit Stroh und Heu angefüllt. Aber dennoch erscheint mir jetzt meine damalige Lage nicht beneidenswerth, und ich weiß nicht, ob ich mich dazu entschließen könnte, die Reise unter solchen Umständen zu wiederholen. Namentlich genirte und schmerzte mich mein Arm sehr, den ich eingewickelt in der Binde tragen mußte, und nach und nach fingen die Füße an mir kalt zu werden, weshalb ich ein Paar Mal ausstieg, einen Theil meiner Oberkleider ablegte und zu Fuße neben oder vor dem Wagen herlief. Dann und wann goß ich mir ein halbes Glas Wasser in die Umschläge und die Beinkleider und trabte dann immer wieder rüstig zu.

An solche nasse Proceduren war ich übrigens so sehr gewöhnt, daß mich die Feuchtigkeit wenig belästigte, da besonders die kranken Theile viel Wärme entwickelten und, wenn sie trocken wurden, sogleich zu spannen und zu brennen anfingen. Schon früher hatte ich versuchsweise bei heftigem Kreuzschmerz ein ganzes nasses Hemd angezogen und war, mit einem trocknen und den nöthigen Oberkleidern darüber, tagelang damit herumgegangen. Damals war es eine nutzlose Bravade, die übrigens auch gegen eine jede gesunde Theorie streitet; denn ein Umschlag kann nur dann zur Beseitigung rheumatischer Schmerzen beitragen, wenn er entweder, bei acuten Fällen, eiskalt aufgelegt und alle vier bis fünf Minuten erneuert wird, oder wenn man ihn gut ausgerungen bis fast zum Trockenwerden liegen läßt und vor der Einwirkung der Luft gehörig schützt, was bei einem ganzen feuchten Hemd und abwechselnder Bewegung durchaus unmöglich ist. — Wenn ich bedenke, wie uns Prießnitz bei solchen Uebertreibungen und Thorheiten ruhig gehen ließ und blos den stillen Beobachter machte; so wundert es mich nicht, daß er in wenigen Jahren so große Erfahrungen machen konnte; denn an Versuchen aller Art, die blos wir bezahlten, ließen wir es

wahrlich nicht fehlen. Von dieser Seite betrachtet kommt mir der Gräfenberg vor, wie eine Lancastersche Schule, in der Jeder den Andern unterrichtet, und in der der Schulmeister (Prießnitz) blos den Ton angiebt und die Ordnung aufrecht erhält.

Ich war noch im Finstern und mit leerem Magen von Gräfenberg abgereist. — Ein gebratenes Huhn, das mir Madame Prießnitz eingepackt, hatte ich vergessen. Wie mir Baron Ch — t später schrieb, haben meine Freunde es auf meine Gesundheit verzehrt. Ich frühstückte daher in einem Dorfe etwa drei Stunden von Gräfenberg. Was ich gegessen und getrunken, weiß ich nicht recht mehr; ich glaube ich aß Wurst und Brot. Allein mein hydriatisches Gewissen sagt mir leis und mahnend, daß ich dort etwas Unhydriatisches getrunken haben muß. Was es gewesen, so weit kann sich meine Confession nicht erstrecken; denn ich habe es rein vergessen. Es kann auch sogar sein, daß ich mich unschuldig anklage und daß es vielleicht nur eine Tasse Bouillon oder warme Milch gewesen ist. Dem sei nun, wie ihm wolle: ich muß die Sünde wahr oder eingebildet vom Gewissen los sein. Hydriasis sei mir gnädig! —

In Johannisberg machten wir Mittag. Während der Schimmel fraß und man mir meine Mahlzeit zubereitete, ließ ich mir eine Stube und Wasser geben, um einmal meine Umschläge und Leibwäsche gehörig durch und durch anzufeuchten. Während des Mahles, das recht gut und billig war, — der Gasthof befand sich vor der Stadt, wenn man von Gräfenberg kommt, nicht weit von dem fürst-bischöflichen Garten — unterhielt mich der wohlbeleibte freundliche Wirth von der Gicht seiner noch dickeren Frau, die von Zeit zu Zeit einige berichtigende Randbemerkungen machte, und gab mir dadurch Gelgenheit, mein Talent als Missionär zu erproben. Als ich fortging, hatten die Leute zu Nichts mehr Appetit, als zu Wasser. Ich

fürchte jedoch, sie haben sich bald darauf dem Wein- und Bier- und Kaffee-Teufel, und wie die modernen Eß- und Trinkteufel alle heißen mögen, aufs Neue ergeben, die denn auch nicht ermangeln werden, ihre Ansprüche an die dicke Frau oder den dicken Mann geltend zu machen, wenn es nicht schon geschehen ist. — Irre ich nicht, so fand ich drei Jahre nachher, als ich mit dem Consul Baguer dort einkehrte, Eins von ihnen nicht mehr.

Gegen drei Uhr Nachmittags näherten wir uns der preußischen Grenze. Am österreichischen Zollhause ließ man mich ungehudelt durch; am preußischen aber hatte ich eine Unannehmlichkeit, welche ich schon früher veröffentlicht habe, die aber zu sehr einen Theil dieser Memoiren bildet, als daß ich sie nicht für Diejenigen meiner Leser, welchen meine Schrift über Gräfenberg nicht zu Gesicht gekommen sein sollte, zu wiederholen mich gedrungen fühlte.

Angegriffen, wie ich war, hatte mich nach dem kurzen Aufenthalte bei dem österreichischen Zollhause auf der ziemlich langen Strecke bis zu dem preußischen Grenzzollamte Patzschkau ein leichter Schlaf beschlichen, aus welchem mein Kutscher mich bei der Durchfahrt durch den Schlagbaum nicht stören wollte, da er in der Meinung war, ich hätte nichts Steuerbares und jeder Aufenthalt sei unnütz. Ohngefähr hundert Schritte weiter wurde er jedoch von einem Steueraufseher (Jahn hieß der Mann) angehalten. Ich erwachte, und in der Meinung, daß wir bei dem Zollhause hielten, bückte ich mich nach zwei baumwollenen Caffeetüchern, welche ich absichtlich in Papier geschlagen im Wagen hatte liegen lassen, um sie an dem Zollamte bei der Hand zu haben, und antwortete dem Aufseher auf seine Frage: Ob ich etwas Steuerbares hätte, mit „ja", indem ich ihm die Tücher zeigte. Hätte ich gewußt, daß wir nicht bei dem Zollhause hielten und daß man mich trotz meines aufrichtigen

„Ja" als Defraudanten behandeln würde, so hätte ich wohl den Muth gehabt „nein" zu sagen. Mein guter Mann ließ mich, meines Protestirens ungeachtet, umkehren und nach dem Zollhause zurückfahren, wo er dem Einnehmer Ziersch anzeigte, daß er den Wagen habe visitiren wollen und ich dann erst gestanden habe, daß ich Tücher darauf hätte. Er wog darauf emsig die Tücher, machte seine schriftliche Anzeige und erst nach zwei und einer halben Stunde wurde ich entlassen, nachdem ich acht Thaler acht Groschen Strafe und Kosten bezahlt hatte. Die Rechnung wurde mir auf folgende Weise gemacht:

Die Tücher wurden 2 Thaler taxirt. Diesen Werth mußte ich bezahlen. Dann gaben anderthalb Pfund baumwollene Stuhlwaare 20 Silbergroschen Zoll. Diese 20 Silbergroschen mußte ich außer dem einfachen Satze als Strafe viermal für mich und viermal für den Kutscher bezahlen, thut zusammen 6 Thaler, hierzu 8 Groschen für Porto und dergleichen. Summa Summarum 8 Thaler 8 Groschen. Da ich nicht begreifen konnte, warum ich, angenommen, daß ich den Zoll hätte umgehen wollen, auch für den Kutscher Strafe bezahlen mußte, was mir ganz gegen alle Begriffe von Recht zu laufen schien, so antwortete man mir, daß das Gesetz so sei und daß, wenn ich zehn Personen und selbst meine eigenen Kinder auf dem Wagen gehabt hätte, ich für jedes die Strafe besonders zu zahlen gehabt haben würde. Da mir meiner Gesundheit wegen am schnellen Fortkommen Alles lag, so ließ ich mir Alles gefallen, zahlte mein Geld und verlangte Quittung darüber, welche mir aber abgeschlagen wurde. Statt ihrer empfing ich einen Legitimationsschein, auf welchem meine eben vom Auslande eingeführten Tücher als in Patzschkau erkaufte Waare aufgeführt und somit für inländische erklärt wurden. Wie dieses Verfahren mit den Zollgesetzen zusammenhängt, weiß ich nicht: vielleicht betrach-

tete man sie deshalb als inländische Waare, weil ich sie noch einmal und zwar vierfach bezahlt hatte.

Außerdem trug man noch Bedenken, mir meine beiden vier Monat im Gebrauch gehabten Schwitzdecken passiren zu lassen. Da ich jedoch hierbei ernstlich bös zu werden anfing, so ließ man es endlich geschehen, obgleich man vorgab, eine Verordnung zu haben, welche nur Eine Decke einzuführen gestatte.

Die ganze Badegesellschaft, welche den Winter in Gräfenberg erwartete, hatte, mit einigen Ausnahmen, sich die Bärte stehen lassen. Mein Bart, den ich noch mit nach Hause nahm, und meine Berguniformmütze verschafften mir den Titel „Herr Kamrad" von Seiten des Herrn Einnehmers und eine übrigens höfliche Behandlung, die auf mich jedoch einen ungünstigen Eindruck machte, da sie auffallend mit der Unhöflichkeit, mit der man meinen Geldbeutel behandelte, contrastirte.

Einige Weber, welche sich in Geschäften einfanden, während man mir den Proceß machte, gaben mir Zeichen ihrer Theilnahme zu erkennen, als sie hörten, daß ich Familienvater sei. Sie waren es, welche meinen Tüchern eine so niedrige Taxe zuwege brachten; sonst hätte man mir wahrscheinlich eine noch härtere Geldbuße auferlegt. Der Gastwirth und mehrere Bürger in Patzschkau sprachen sich Alle einstimmig in den stärksten Ausdrücken über das gewöhnliche Verfahren der Zollbeamten aus, von dem sie am meisten zu leiden hätten. Sie sagten mir, daß die doppelte Strafe, die ich zu zahlen gehabt, ihnen ganz in der Ordnung erschiene, da nach solchen Grundsätzen bei dem Patzschkauer Amte gewöhnlich verfahren würde, und daß es bei den Herren nur eines guten Vorwandes bedürfe, um Jedem, der sich ihnen nahe, das Seine abzunehmen. In allen ihren Worten sprach sich eine so laute Entrüstung gegen den Einnehmer und den obengenannten Aufseher aus, daß mein Gedanke,

den ganzen Vorfall in meiner projectirten Schrift öffentlich bekannt zu machen, zum festen Entschluß wurde, den ich bei Herausgabe meiner Schrift über Gräfenberg ausführte.

Die Erzählung dieses Vorfalls hatte zur Folge, daß das königlich preußische Hauptsteueramt zu Reichenbach von der Frau Gräfin H.......r, einer Verehrerin des kalten Wassers, wie sie mir selbst erzählte, aufgefordert, sich veranlaßt fand, eine Untersuchung des Verfahrens anzuordnen, wobei sich denn ergab, daß mir die für den Kutscher abgeforderte Strafe „widerrechtlich abgenommen" worden war, worauf mir dieselbe sofort durch das Freiberger Hauptsteueramt restituirt wurde. Unsere sächsischen Beamten, denen ich den Vorfall gleich nach meiner Rückkehr mittheilte, sprachen sich gleich anfangs in diesem Sinne aus und zeigten große Entrüstung über das Benehmen des Patzschkauer Beamten. Ich bin fest überzeugt, und nicht etwa aus bloßer Partheilichkeit für mein Vaterland, sondern durch Erfahrung, daß in Sachsen das Denunciantenwesen bei Weitem nicht so gäng und gäbe ist, als in Preußen. Dies bezieht sich nicht nur auf das Zollwesen, sondern auch auf das Postwesen und andere Zweige der Verwaltung. Ein Gastwirth in Reichenbach erzählte mir eine Briefgeschichte von einem Gensd'armen, die mir das Blut ins Gesicht trieb und die einen so offenbaren Beweis von Niederträchtigkeit an sich trug, daß ich kaum glaube, es möchte sich bei uns ein Mensch wegen einiger Thaler Gewinnantheils der unvermeidlichen öffentlichen Verachtung aussetzen, die eine solche Handlungsweise verdient.

Ich glaube es ist ein gutes Mittel, das Volk zu demoralisiren, wenn man dem Angeber einen Verrätherfold verspricht. Es kann gar nicht fehlen, daß die Begier nach Gewinn schlechte Menschen macht; und überall wo diese bezahlte Angeberei zu Hause ist, fehlt es gewiß nicht an niederträchtigen Subjecten,

die sie auf Kosten ehrlicherer Leute, als sie selbst sind, ausüben. Denn so wenig ich Jemandem das Wort rede, der den Staat oder vielmehr seine Mitbürger durch Hinterziehung betrügt; so finde ich doch ein solches Vergehen unter den meisten Umständen viel verzeihlicher und stets weniger verächtlich, als eine elende Angeberei, wenn sie nicht durch Pflichtgefühl, sondern durch die Erwartung eines Geldgewinnes bedingt wird. Ein braver Beamter thut seine Pflicht, weil es eben seine Pflicht ist; ein Schuft thut sie, weil er dabei gewinnt. Wehe dem Staate, der seine Beamten erst zu herzlosen Niederträchtigkeiten, zu gemeiner Habsucht verleiten muß, damit sie ihre Pflicht thun. Sie hören auf, Wächter der Gerechtsame des Staates zu sein: sie werden Geier, die Alles zerkratzen und zerzausen, was ihnen in die spitzen Krallen fällt.

Die preußische Regierung hat gewiß auch das Unwesen hinsichtlich des Strafantheils, der dem Angeber ausgezahlt wurde, erkannt; denn sie hat, wie ich höre, seit einiger Zeit ihre Beamten dadurch geehrt, daß sie diese Denuncianten-Sündengelder abgeschafft hat. — Auch bei uns war es nicht besser, so lange die Accise noch bestand. Die Thorschreiber und Visitatoren waren wahre Blutegel und Vesicatorien für die Gewerbetreibenden, und wahre Tyrannen für das arme Landvolk. Ich habe mehrere gekannt, aus denen man ohne Umstände hätte Sklavenaufseher machen können, so gern sahen sie die Leute weinen. In Freiberg war so ein altes Ungeheuer, welcher auf die Frage: warum er so finster aussähe? zu antworten gewohnt war: „Es hat heute noch Niemand gegrinst (geweint).“

Wenn es die Zöllner zu Christus Zeiten nicht besser machten, so kann man sich leicht die Verachtung erklären, welche sie bei den Juden erfuhren. — Wir sind jetzt zu gutmüthig und zu höflich, um unsere Verachtung Denen zu zeigen, welche sie verdienen.

Als ich im Jahre 1839 wieder nach Patzschkau kam, fand ich den Einnehmer Ziersch von seinem Posten entfernt und durch einen sehr humanen, ehemaligen Offizier, Herrn v. K. ersetzt, der mich zwar anfangs etwas mißtrauisch betrachtete, als er aber seine Pflicht erfüllt und den eigentlichen Hergang des obigen Vorfalls in allen seinen Einzelnheiten aus meinem Munde erfahren hatte, mich und meinen Gefährten mit vieler Höflichkeit behandelte. — Mein Grundsatz in solchen Fällen ist: man erleichtere jedem Beamten seine Pflicht, aber man schone auch Solche nicht, die die ihnen anvertraute Gewalt zum Nachtheile ihrer Mitmenschen mißbrauchen.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einen scherzhaften Vorfall zu erzählen, der mir im Jahre 1840 in Z., einer kleinen preußischen Grenzstadt begegnete:

Ich war von Freiwaldau aus mit einem jungen Oesterreicher nach N. gefahren, wo ich ein Büchergeschäft abzumachen hatte. Er selbst reiste einem Engländer nach, der ihm, unter dem Vorwande sich einen andern danach machen zu lassen, einen Siegelring mitgenommen hatte und sich noch in N. aufhielt. Wir kamen noch zeitig genug in N. an, um den Vogel zu erwischen, welcher seinen Raub auf der Polizei wieder herausgeben mußte und einer Untersuchung mit ihren Folgen nur dadurch entging, daß der Beraubte dieselbe verbat. Nachmittags kehrten wir über Z. zurück.

Beim Hinausfahren wurden wir am Thore von einem uniformirten Manne angehalten, der uns den Postschein abverlangte. Wir zeigten ihm den Schein, welchen wir auf dem Hinwege in Z. genommen hatten; er aber bedeutete uns, daß wir auf dem Rückwege einen neuen hätten nehmen müssen und daß wir der gesetzlichen Strafe verfallen wären. Wir wurden genöthigt, bis zum Posthause umzukehren, wo uns der Postmeister und einige

andere Beamte auszufragen anfingen. Wir entschuldigten uns mit unserer Unkenntniß des Gesetzes, wurden jedoch auf die Bestimmungen desselben, die sich auf der Rückseite unseres Scheines befanden, verwiesen. Diese hatten wir unglücklicherweise nicht angesehen. Sie sprachen allerdings deutlich aus, daß auf dem Rückwege ein neuer Schein zu lösen sei. Da wir nicht für die Kosten standen und der Freiwaldauer Postmeister, von dem wir das Geschirr hatten, weder uns noch den Kutscher gehörig unterrichtet hatte, so erklärten wir endlich, daß der Kutscher für diese Angelegenheit zu stehen habe, empfahlen ihn jedoch, als einen noch unerfahrenen Menschen, der Humanität der Postbehörde. Die Strafe betrug zehn Thaler. — Der arme Kerl wurde nun befragt, wem das Geschirr gehöre und ob er wirklich das Gesetz nicht gekannt habe. Letzteres verneinte er unter demüthigen Bitten und Ersteres beantwortete er der Wahrheit gemäß. Man wollte ihm jedoch nicht glauben und hielt sein Angeben für einen Kunstgriff, um der Strafe zu entgehen. Wir bestätigten jedoch seine Aussage und gaben unser Ehrenwort, daß er der Kutscher des Freiwaldauer Postmeisters sei und das Geschirr Letzterem gehöre. „Ja,“ sagte der Postbeamte, „Sie können mir leicht Ihr Ehrenwort geben, meine Herren, ich kenne Sie nicht.“ Ich nannte ihm hierauf meinen Namen und drückte die Vermuthung aus, daß er denselben schon gehört haben möge. „Sie sind derselbe Herr Munde, der ein Buch über Gräfenberg geschrieben, der mit unserm Collegen in Patzschkau ein unangenehmes Zusammentreffen gehabt hat?“ fragte er etwas überrascht. Ich bejahete. „Nun denn,“ sagte er, indem er sich halb scherzend, halb ärgerlich zu seinen Amtsgenossen wendete, „dann müssen wir die Herren schon fahren lassen; sonst kommen wir auch ins Buch.“ — Wir lachten über den glücklichen Einfall und nahmen unter herzlichem Danke Abschied. Ich denke, der

Kutscher wird künftig seinen Postschein nicht wieder vergessen haben, und rufe dem braven Herrn Postmeister nochmals aus der Ferne meinen freundlichen Gruß und Dank zu.

Als ich im Jahre 1839 zuerst wieder über Patzschkau fuhr, drückten mir nicht nur der Gastwirth und einige Bürger des Städtchens, sondern auch der Beamte in der österreichischen Einnahme, ihre Zufriedenheit aus, daß dem vexatorischen Treiben an der preußischen Seite ein Ende gemacht worden sei, und lobten einstimmig Herrn v. K. als einen braven und humanen Mann.

Nach dem erzählten Unfalle setzte ich meine Reise ungestört fort bis Striegau, wo ich jedoch, wahrscheinlich von der dreitägigen strengen Kälte, krank wurde und schon fürchtete, nicht weiter fahren zu können. Mein Seidel machte überdieß Miene, mich nicht weiter fahren zu wollen, unter dem Vorgeben, daß sein Pferd lahm sei, was jedoch eine Lüge war. Ich hatte aus seinen Reden bemerkt, daß er sich auf einige Tage später weiter versagt und gleich anfangs nicht die Absicht hatte, mich bis nach Freiberg zu fahren. Nach meiner festen Erklärung jedoch, ihn nicht eher zu entlassen, bis ich einen andern Kutscher gefunden, der in seinen Contract träte, entschloß er sich, mich den andern Tag weiter zu fahren, wollte aber durchaus nicht in Striegau bleiben, wenn ich durch meine Gesundheit an der Weiterreise verhindert würde. Glücklicherweise half sich die Natur durch einen starken Schweiß, und ich fühlte mich den andern Morgen wohl genug, meine Reise fortzusetzen. Die Wirthsleute hatten mir den Abend und Morgen alle möglichen Dienste geleistet, welche mein Zustand wünschenswerth machte. Ich glaube, der Gasthof hieß „zum Hirsch“ und war am Markte.

Den nächsten Tag hatten wir sehr mildes Wetter. Schon

den Abend vorher hatte es zu thauen angefangen und als wir ins Freie kamen, waren die Felder fast ganz von Schnee entblößt, der übrigens hier nicht so hoch gelegen haben konnte, als in dem Gebirge. Dies traf sich sehr gut für meinen Gesundheitszustand und ich kam wohlbehalten nach Jauer, wo wir einen Kutscher fanden, der mich für sieben oder acht Thaler bis Görlitz zu bringen versprach.

Ich zahlte also meinem Seidel den ihm für diese Strecke contractmäßig zukommenden Lohn, gab ihm noch ein unverdientes Trinkgeld und nahm dafür sein freundliches Gesicht und seine Wünsche für mein Wohlergehen mit auf den Weg.

Es ist eine eigenthümliche Schwachheit meines Characters, daß mich das unzufriedene Gesicht eines Stubenmädchens oder Kellners tagelang verfolgt und daß ich, um diesem mich drückenden Gefühle zu entgehen, den Leuten auf meinen Reisen gern nach meinem Vermögen alle die kleinen Dienste vergelte, die sie mir geleistet haben. Seidel hatte durch seine Wortbrüchigkeit gewiß keinen Anspruch auf meine Erkenntlichkeit: ich konnte aber den Gedanken nicht ertragen, ihn mit unfreundlichem Gesicht scheiden zu sehen, nachdem er drei Tage lang mein Begleiter gewesen war.

Das Pferd, welches man mir gab, hatte eben auf dem Pferdemarkte, der im Orte Statt fand, für den Preis meines Fuhrlohns verkauft werden sollen, der Besitzer aber vorgezogen, das Geld zu nehmen und das Pferd, wenn es die Strapatze aushielt, nachher auch noch zu verkaufen. Mein Kutscher war ein Reservehusar, nannte mich „Herr Lieutenant" und nahete sich mir nie anders als mit militärischem Anstande und gleicher Begrüßung. Wäre sein Pferd so gut gewesen als er, so hätten wir Görlitz den andern Tag bei Zeiten erreichen können. So aber war es fast Nacht, als wir dort ankamen

Weder meine Equipage noch ich selbst hatten ein übermäßig respectables Ansehen. Als wir daher am ersten Gasthofe in Görlitz, ich glaube dem Hirsch, hielten und ich im Begriffe war, auszusteigen und nach einem Nachtquartier zu fragen, nahete sich mir ein unverschämter Mensch von Kellner und bedeutete mich, ehe er meine Frage abwartete, daß, wenn ich die Absicht habe, hier zu übernachten, es ihm leid thue, mir sagen zu müssen, daß kein Zimmer mehr vorhanden wäre. Diese Geringschätzung von Seiten eines bejackten Menschen ärgerte mich dergestalt, daß ich etwas ungezogen und in nicht gesuchten Ausdrücken erwiderte, ich hätte blos ein natürliches Bedürfniß befriedigen wollen, würde es nun aber verschieben, bis ich in einen andern Gasthof käme. Das lange Gesicht, mit dem der Bursch abzog, zwang meinem Husaren ein lautes Gelächter ab und ich bin überzeugt, daß er wenigstens im Galopp davon gefahren wäre, hätte anders sein Pferd diesen Gang nicht seit vielen Jahren vergessen gehabt. Dieses lehnte sich aber so matt und schwermüthig an die Deichsel an, als ob es auch bei dem besten Willen, der übrigens in keiner seiner Bewegungen zu sehen war, nicht weiter könnte, und erst wiederholte Peitschenhiebe von dem kräftigen Arme des wohlgeübten Lohnkutschers brachten es nach und nach in einen langsamen, wankenden Schritt und aus den Augen des respectlosen Kellners.

Wir kehrten nun in der Sonne ein, wo wir dem armen braunen Lazarus, der nicht aussah, als ob er seine Heimath wiedersehen würde, Futter gaben. Hierauf suchte ich einen neuen Kutscher, der mich noch denselben Abend bis Löbau zu bringen versprach. Während ich in Erwartung seiner Ankunft mein Abendbrot verzehrte, erzählte mir der etwas langweilige Sonnenwirth die Heldenthaten einer Abtheilung preußischer Landwehrmänner in dem letzten Kriege. Ich habe sie leider alle

vergessen und kann meine geehrten Leser nicht damit regaliren. Der Sonnenwirth weiß sie aber gewiß noch, da er sie so oft mit denselben Worten erzählt zu haben schien, daß sie in seinem Hirn eine Art Stereotype gebildet haben müssen.

Mein Kutscher, Pinkert, kam mit einem Paar lebhafter kleiner Rosse und brachte mich noch vor zehn Uhr nach Löbau, von wo ich am andern Morgen sehr früh mit Extrapost nach Bautzen fuhr, um eine des Morgens dort täglich abgehende Gelegenheit zu benutzen, die mich wohlbehalten in Dresden absetzte.

Dort machte ich noch einige Geschäfte ab, und den Tag darauf Abends befand ich mich im Kreise meiner Familie, die meiner Ankunft sehnsuchtsvoll von Tag zu Tag entgegen gesehen hatte.

Zehntes Capitel.

Inhalt. Meine Wohlbeleibtheit und gutes Aussehen. — Meine Cur macht Aufsehen in Freiberg. — Nachcur und Lebensweise zu Hause. — Finanzielle Verlegenheiten. — Unzartheit eines Schneiders. — Neuer Gichtanfall. Verzweiflung. — Krankheiten in der Familie. — Erste Curen: Pocken. Scharlach. Keuchhusten. Skrofeln ꝛc. — Schädliche Versuche am eignen Körper. — Das Erbrechen und Laxiren mit Wasser. — Folge: Schwäche des Darmcanals und langwierige Obstruction. — Herr von Herder. — Meine Schrift über Gräfenberg wird fertig. — Mühe, sie an den Mann zu bringen. — Hartleben. — Neue Auflagen. — Geringer Vortheil auf meiner Seite.

Trotz meiner heftigen Krisen hatte mir mein guter Appetit in Gräfenberg das dort bald gewonnene Embonpoint so gut erhalten, daß ich, wie schon gesagt, meine Röcke mit Bändchen zusammenhalten mußte, da ich sie nicht mehr zuknöpfen konnte. Der Umschlag um den Unterleib trug zwar das Seine auch dazu bei; indessen hatten doch auch meine eingefallnen Backen sich so ausgestopft und meine ganze Gestalt an Umfang so gewonnen, daß meine Kinder, noch durch den ihnen fremden Bart irre gemacht, mich nicht sogleich erkannten, als ich in das Zimmer trat. Auch mehreren Personen meiner Bekanntschaft ging es nicht besser, obschon ich Sorge getragen hatte, vor dem Ausgehen des nächsten Tags mir den Bart abzunehmen, was wegen meiner kranken Hand nicht ohne Mühe geschah. Mein letzter

Arzt, den ich gleich in den ersten Tagen besuchte, war ganz erstaunt über mein Aussehen und meinte: „wenn man solche Ergebnisse vor sich sähe, dann müsse man wohl glauben.“ — Demohngeachtet haben mir späterhin Mehrere gesagt, daß sie diese Wohlbeleibtheit nur für „aufgeschwemmtes Fleisch“ gehalten hätten. Wir werden in der Folge sehen, ob sie Recht hatten.

Meine erste Sorge war, mir Kleider zu bestellen, da ich mich in den meinigen nicht mit Anstand sehen lassen konnte. Ich bestellte mir vor allen Dingen einen bequemen Ueberrock, unter welchem sich das Endchen Wassercur, was ich fortwährend mit mir herumzuschleppen entschlossen war, gut verbergen konnte. Dann war ich darauf bedacht, in meinem Häuslichen schnell alles Mögliche für den Fortgebrauch meiner Cur einzurichten und meine Zeit so einzutheilen, daß Geschäfte und Cur neben einander bestehen konnten, ohne sich gegenseitig Eintrag zu thun.

Dies geschah nun auf folgende Weise:

Um drei Uhr des Morgens packte mich meine Frau zum Schwitzen ein, worin sie bald die nöthige Fertigkeit erlangte. Das Zeichen zum Aufstehen wurde eine Viertelstunde vorher durch den Wecker einer Schwarzwälder Wanduhr gegeben, die zu dem Ende in ihrem Schlafzimmer hing. Gegen sieben Uhr wurde gebadet, wozu in einem kleinen Kämmerchen eine Badewanne mit Wasser stand, das größtentheils von der Magd jedes Mal frisch geholt worden war. Während des Schwitzens und Anziehens trank ich meine Quantität Wasser und machte dann bis acht Uhr meinen Spaziergang in rindledernen Stiefeln und Mantel, oder wenn das Wetter ganz schlecht war, auf dem zu meiner Wohnung gehörigen großen Vorsaale. Manchmal benutzte ich

auch die Treppen zu diesem Zwecke, die ich bis zu vollkommener Erwärmung zwanzig bis dreißig Mal auf und nieder stieg. Von acht bis zwölf Uhr gab ich Unterricht oder schrieb an meinem Buche. Ein Paar freie Minuten, welche mir um neun Uhr zwischen den Stunden blieben, dienten mir dazu, schnell mein Frühstück, bestehend in kalter Milch mit Semmel, zu genießen. Um zwölf Uhr wechselte ich meinen Umschlag und aß mein Mittagsessen, an welchem mein Freund Fr...., so lange er sich in Freiberg aufhielt, Theil nahm, und das gewöhnlich aus Rindfleisch mit Gemüse oder auch einem bloßen Brei bestand. Nach Tische unterhielt ich mich eine halbe Stunde mit Herrn Fr...., oder ich ging, da dieser wegen seines kranken Beines uns nicht zu folgen vermochte, mit Herrn Abdy spazieren. Dann arbeitete ich wieder bis gegen Abend, nahm vor dem Abendessen ein Sitzbad und arbeitete dann wieder bis zum Schlafengehen, was um neun Uhr geschah, damit ich früh beim Einpacken ziemlich ausgeschlafen hatte. Ehe ich mich niederlegte, nahm ich gewissenhaft, so müd ich auch sein mochte, noch eine tüchtige Abwaschung und wechselte die Umschläge, was ich auch im Laufe des Nachmittags ein oder zwei Mal that. Mein Abendbrot bestand, wie das Frühstück, in Milch und Brot. Dabei verabsäumte ich nicht, den Tag über meine gehörige Portion Wasser, acht bis zehn Kannen, zu trinken und überhaupt Alles zu beobachten, was ich zu meiner Cur für nöthig hielt.

Dieses Leben führte ich zwanzig Monate fort, ohne daß in meinem Befinden eine merkliche Besserung eingetreten wäre. Man begreift, daß alles Vertrauen auf Prießnitz und seine Methode dazu gehörte, um unter solchen Umständen nicht zu ermüden und nebenbei für die Verbreitung der Methode mit solchem Eifer zu arbeiten, wie ich es gethan. — Das viele

Wassertrinken genirte mich bei den vielen Stunden, die ich zu geben hatte, gewaltig, und manchmal mußte ich ein Glas weglassen, um nicht, besonders bei Stunden außer dem Hause, zu öfterem Hinausgehen gezwungen zu sein.

Meine finanziellen Verhältnisse waren dabei, wie erwähnt, nicht die besten. Ich hatte mit dem Gelde, was mir in Gräfenberg übrig geblieben, eine alte Schuld in Dresden, die mir schon lange schwer auf dem Herzen gelegen, bezahlt und im Ganzen noch neun Thaler mit nach Hause gebracht, die aber nicht weit reichten, die vielen Bedürfnisse, die ich da vorfand, zu befriedigen. Mein Freund Fr...., dem ich meine Verlegenheit mittheilte, lieh mir hundert Thaler. Mein rückständiger Gehalt und eine Unterstützung, welche mir das Finanz-Ministerium auf den Vortrag des Oberbergamts, dessen Nachsicht und Humanität ich nicht genug rühmen kann, auszahlen ließ, vermehrten diese Summe auf ohngefähr hundert und funfzig Thaler. Hiervon bezahlte ich die dringendsten Schulden, die neuen Kleider und andere unentbehrliche Dinge und behielt nur wenig übrig. Nicht ohne Aengstlichkeit dachte ich daran, wie ich es anfangen wollte, Herrn Fr.... bei seiner auf Ostern festgesetzten Abreise die mir geliehenen hundert Thaler versprochenermaßen zurück zu geben und arbeitete über Hals und Kopf, um Etwas zu verdienen und mit meinem Buche fertig zu werden, das mir auch einen kleinen Gewinn versprach.

Meine drückende Lage war kein Geheimniß. Auch war es bekannt, daß ich alle meine Kräfte aufbot, um mich aus ihr herauszuarbeiten und meine Verbindlichkeiten gegen Jedermann zu erfüllen. Um so schmerzhafter war es mir, wenn ich auf Leute traf, die schonungslos und unzart mir dieselbe durch ihr Benehmen noch drückender machten.

Dies geschah mir mit meinem Schneider, einem nicht unbe-

mittelten Manne, bei dem ich über zehn Jahre hatte arbeiten lassen und dem ich nie das Mindeste schuldig geblieben war, ja der mir in dem Augenblicke noch eine Kleinigkeit für seinem Sohne gegebenen Unterricht schuldete. Als ich diesem das zu meinem Ueberrocke bestimmte Tuch übergab und mir Maaß nehmen lassen wollte, fragte er mich, nach einigen leeren Entschuldigungen und Klagen über schlechte Zahler, „wann ich ihn zu bezahlen gedächte?" Erstaunt über die unerwartete Frage, erwiderte ich trocken, daß ich ihn bezahlen würde, sobald der Rock fertig sei und daß, wenn er etwa das Geld nöthig brauche, ihm solches sogleich zu Dienste stünde, obschon ich nicht gewohnt sei, Arbeit vorauszubezahlen und meine Verwunderung über seine sonderbare Frage nicht bergen könne. Hierbei zog ich zugleich eine Handvoll Doppellouisd'or, dieselben, welche mir Freund Fr... eben erst eingehändigt, aus der Tasche, um ihm zu beweisen, daß es mir nicht an den Mitteln fehle, mein Anerbieten zu verwirklichen. Er war etwas verdutzt, entschuldigte sich auf alle Art und meinte, er habe geglaubt, daß ich bei so vielem Kranksein und nach einer kostspieligen Badereise mich in Verlegenheit befinden müsse und deßwegen nur die Zeit wissen wollen, bis wann ich ihm das Geld für den Rock zu geben gedächte, um sich darauf einzurichten. Sein Guthaben nach Fertigung des Rockes betrug etwas über drei Thaler. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß er mich nicht zum Kunden behielt. —

Glücklicherweise habe ich ein ähnliches unzartes Benehmen keinem Anderen, mit dem ich in Geschäftsverbindung stand, vorzuwerfen. Es reichte jedoch hin, mir, wie gesagt, das Drükkende meiner Lage fühlbar zu machen und mich anzuspornen, mit allen Kräften auf eine Verbesserung derselben hinzuarbeiten.

Während meiner Abwesenheit hatte meine Mutter, um

eine Ersparniß in meinen Ausgaben zu bewirken, die Besorgung der Kinder auf einem eine halbe Stunde von Freiberg befindlichen Gute übernommen. Diese Veränderung war ohne mein Wissen geschehen und ganz gegen meinen Willen. Ich besuchte sie einige Male und bewog sie leicht, wieder zu uns zurückzukommen.

Nach einem dieser Besuche, bei dem ich mich durch starkes Gehen in tiefem Schnee und bei rauhem Wetter etwas erhitzt hatte, bekam ich wieder einen äußerst heftigen Anfall von Kopfgicht. Nicht sowohl die heftigen Schmerzen, als der Gedanke, der mich mit aller Macht darniederdrückte, daß alle Opfer, die ich gebracht, umsonst, alle Hoffnung auf Herstellung eine Täuschung gewesen und ich nach wie vor dem qualvollen Uebel, das mich so viele Jahre schon gepeinigt, Preis gegeben sei, versetzte mich in einen Zustand gänzlicher Verzweiflung. Während ich in meinem Sitzbade saß und mir den Kopf mit kalten Umschlägen bedeckte, um meine gräßlichen Schmerzen zu lindern, preßte mir die Hülflosigkeit meiner Lage lautes Weinen aus. Die Idee, daß Alles umsonst, Alles verloren sei, raubte mir alle Standhaftigkeit, die ich bisher gezeigt, und muthlos überließ ich mich meinem grenzenlosen Kummer. Es war dies eine der schrecklichsten Stunden, die ich verlebt. Kein Unglück ist schrecklich, wenn man die Kraft hat, es zu tragen. So lange diese aushält, geht man aus jedem Kampfe als Sieger hervor und erhält frischen Muth für neue Kämpfe.

Diese Anfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit, trotz der gewissenhaftesten Befolgung aller Vorschriften, die mir Prießnitz gegeben. Doch machte keiner von ihnen wieder jenen erschütternden Eindruck auf mich, wie der erste. Ich hatte mich nach und nach an den Gedanken eines längeren Siechthums und einer unvollkommenen Herstellung gewöhnt, und meine

Erwartungen herabgestimmt, und hoffte von der Zeit und Ausdauer, was eine halbjährige Cur nicht hätte vollenden können. Daher hielt ich denn auch in meinen Bemühungen und Arbeiten standhaft aus und ließ mich durch kein Einreden und Abmahnen, an dem es nicht fehlte, irre machen. Selbst Abdy und Fr.... redeten mir zu, die Cur weniger streng und mehr diätetisch zu gebrauchen, da sie sich mit meinen übrigen Anstrengungen nicht vertragen könne. Die mir von Prießnitz beigebrachte Idee, daß vor Allem die Arzneistoffe, und namentlich der Mercur, den ich bei meiner Augenentzündung vor mehreren Jahren in großer Menge bekommen, ausgetrieben werden müßten, machte mir das tägliche Schwitzen zur unverletzlichen Pflicht, und so lange ich schwitzte, konnte ich zu Beseitigung der steten Aufregung die Bäder, Umschläge und Sitzbäder nicht entbehren.

Meine Flechten hatten sich, wahrscheinlich weil die Haut etwas mehr Ruhe hatte, schon unterwegs gebessert und verschwanden nach und nach ganz. Auch meine Hand heilte bei Gelegenheit eines starken Anfalls von Grippe, die ich trotz der Wassercur bekam, die ich aber mit Hülfe der nassen Tücher und magerer Diät bald beseitigte. Es ist mir noch etwas dunkel, wie diese Krankheit eine solche plötzliche Veränderung in diesem kranken Theile hervorbringen konnte. Ich war indessen sehr zufrieden damit, daß ich dieses natürliche Fontanell los wurde, welches mich auf alle Weise hinderte und mir nicht einmal gestattete, mich ohne Hülfe an- und auszukleiden.

Mittlerweile fanden sich, außer der Grippe, an der nach und nach meine ganze Familie litt, verschiedene Krankheiten unter dieser ein, welche mich, bei meiner entschiedenen Abneigung gegen Alles was Arzt oder Medicin hieß, nöthigten, von meinen in Gräfenberg gesammelten Kenntnissen und Erfahrun-

gen Gebrauch zu machen, was ich denn auch mit all dem Eifer that, den mir die Ueberzeugung von dem Werthe der Wasserheilkunst gab.

Zuerst wurde meine Magd, ein Mädchen von zwanzig Jahren, krank. Sie klagte über Uebelkeit und Kopfschmerz, der bisweilen so stark wurde, daß sie ohne Besinnung dasaß. Sie hatte wenig Lust, Medicin zu nehmen, und es wurde mir leicht, sie zu bewegen, meiner Behandlung sich anzuvertrauen. Da Sitzbäder und Umschläge nicht helfen wollten, ließ ich sie zum Schwitzen einpacken. Aus Versehen hatte meine Frau, welche diesen Dienst bereitwillig besorgte, sie gegen acht Stunden in der Decke liegen lassen, in der sie mehrere Stunden stark geschwitzt hatte. Bei der darauf folgenden Abwaschung zeigte sich der ganze Körper voll rother Flecken. Das Schwitzen wurde den nächsten Tag wiederholt und nun standen fast ausgebildet die Pocken unverkennbar auf der Haut. Hiermit mußte ich meine Cur beschließen, da die Eltern des Mädchens, besorgt wegen der barbarischen Behandlung, der ich sie unterworfen, dieselbe abholten, um sie einem Arzte zu übergeben. Es ging dabei nicht ohne Vorwürfe für mich ab, die ich aber ganz geduldig einsteckte. Das Mädchen weigerte sich, die ihr verschriebene Medicin zu nehmen, wusch sich täglich ab, trank Wasser und — kehrte nach zwölf Tagen gesund und wohl zu uns zurück, um ihren Dienst wieder anzutreten. Die Pocken hatten nicht die mindeste Spur hinterlassen, außer den dunklen Flecken, die bald gänzlich verschwanden.

Dieser erste glückliche Erfolg gab mir Muth zu neuen Versuchen. Und ich brauchte ihn. Denn bald bildete mein Familienzimmer ein wahres Hospital. Zwei meiner Knaben bekamen den Scharlach, einer lag an einem Zehrfieber danieder, das seinem Leben alle Augenblicke ein Ende zu machen drohte;

meine Tochter bekam Keuchhusten und Spitzpocken, meine Frau erlag fast der Anstrengung und ich selbst war auch nichts weniger als gesund. Allein ich hielt aus; kein Arzt, außer meinem Freunde B....., der mich dann und wann aus Theilnahme besuchte, kam über meine Schwelle, und mit Hülfe Gottes und der Wassercur hatte ich die Freude, nicht nur meine Kranken glücklich durchzubringen, sondern sie auch bald munterer und kräftiger zu sehen, als je zuvor.

Sobald ich mich überzeugt hatte, daß der älteste meiner Knaben, damals acht und ein halbes Jahr alt, vom Scharlach befallen war, ließ ich ihn in nasse Tücher schlagen und die übrigen Kinder täglich zwei Mal mit kaltem Wasser begießen, um sie vor Ansteckung zu schützen. Mein zweiter Knabe Carl, fünf Jahr alt, sei es nun, daß er schon angesteckt war, oder daß das Schutzmittel nicht hinreichte, begann den dritten Tag, nachdem die Epidemie bei dem ältern sich erklärt hatte, ebenfalls über den Hals zu klagen und sich zu erbrechen. Da er jedoch munter und lustig blieb, so schlug ich ihn nicht ein, sondern setzte blos die Begießungen fort und ließ ihn den größten Theil des Tages im Bett bleiben, damit die Haut in Thätigkeit erhalten und das Exanthem nicht durch Erkältung zurückgehalten werde. Dabei tranken Beide mäßig Wasser. Das Fieber war bei Beiden nicht heftig und ihr Zustand flößte gar keine Besorgniß ein. Alles ging recht gut, als meine Frau durch Freund B....., dem das Verfahren noch zu neu war und Bedenklichkeiten verursachte, ängstlich gemacht, volle vierundzwanzig Stunden das, Beiden ohnehin unangenehme, Einschlagen des älteren Knaben unterließ. Sogleich nahm das Fieber in einem bedenklichen Grade zu und die Schmerzen des armen Jungen vermehrten sich im ganzen Körper so sehr, daß er sich nicht regen konnte, ohne laut aufzuschreien. Namentlich zeigte

ein heftiger Schmerz im Hinterkopfe, verbunden mit einem Gefühl als ob Wasser darin wäre, eine Hirnaffection an und ließ eine Hirnentzündung fürchten.

Es war mir wohl bekannt, wie diese gewöhnlich das Zeichen zu einem traurigen Ausgange der Krankheit gab, und es gehörte all das Vertrauen auf die Wassercur und der Haß gegen die Medicin, so wie ich ihn von Gräfenberg mitgebracht hatte, dazu, um dem Zureden meines Freundes, „etwas zu brauchen,“ nicht nachzugeben und Leben und Tod meines eignen Kindes in der noch ungeübten Hand abzuwägen. B..... meinte es gut, und hätte ich nicht den Umstand zur Seite gehabt, daß man mit Hülfe der Arznei mir schon sechs Kinder in das ewige Leben curirt hatte, so hätte ich vielleicht seinen Vorstellungen und den dringenden Bitten meiner Frau nachgegeben. Gerade die Gefahr, welche mit dem Zustande des Kranken verbunden war, trieb mich an, ihr mit einem Mittel entgegenzutreten, das bei jeder Art von Entzündung kräftiger ist als alle Arznei. Ich hielt den Knaben für verloren, wenn ich ihn den Händen der Aerzte überließ, und zweifle, daß sie mir eine Garantie für sein Leben gegeben hätten.

B..... äußerte sogar, als er mich gegen Abend besuchte, daß Adolf den nächsten Tag um diese Stunde schwerlich mehr leben würde, und warnte mich wiederholt und eindringlich vor den Folgen meines gewagten Unternehmens. Für gewagt hielt ich es nun wohl auch, aber nicht für gewagter als eine Arzneibehandlung, und so schritt ich denn, da die nassen Tücher allein den Tag über keine wohlthätige Veränderung hervorgebracht hatten, zu einem eingreifenderen Verfahren.

Es war Abends gegen fünf Uhr, als ich den armen Jungen unter Klagen und Weinen in ein Sitzbad von abgeschrecktem Wasser, etwa 14 Grad Réaumur, setzte, in welchem ich

ihn wohl zugedeckt eine halbe Stunde sitzen ließ. Dann schlug ich ihn wieder naß ein, wechselte nach einer halben Stunde den Umschlag und ließ ihn, da er zu schlafen begann, liegen, bis er etwa nach zwei Stunden erwachte. Der Schlaf war mir ein Zeichen der Wirksamkeit des Verfahrens und gab mir den Muth, trotz des Klagens und der Schmerzen des armen Jungen und der abfälligen Bemerkungen der Frauen, Sitzbad und Einschlagungen zu wiederholen. Er wurde immer ruhiger, und ich wagte es endlich, ihn gegen Morgen wieder einige Stunden trocken in seinem Bette liegen zu lassen, wo er sanft einschlief. Abends um 5 Uhr hatte er das erste Sitzbad genommen. Des andern Tages Vormittags um 11 Uhr stand er ohne Schmerzen und heiter auf und ging in der Stube herum, worüber mein alter Freund gewaltig den Kopf schüttelte. Da jedoch der Schmerz am Hinterkopfe sich wieder zeigte, so wiederholte ich das Einschlagen und die Sitzbäder täglich zwei Mal und fuhr damit noch drei bis vier Tage fort, worauf ich die Sitzbäder wegließ. Am zehnten Tage nach dem Anfange der Krankheit löste sich die Haut vom ganzen Körper und der Knabe befand sich nur noch etwas schwach, wie es nach jeder solchen Krankheit der Fall ist. Ich konnte ihn als hergestellt betrachten.

Der jüngere klagte nur zwei Tage lang über Schmerz im Halse und Kopfe und war die ganze übrige Zeit recht munter und lustig, behielt sogar seinen stets guten Appetit, welcher sich bei dem ohnehin etwas kränklichen älteren mehrere Tage lang ganz verloren hatte. Das Schwitzen in nassen Tüchern setzte ich bei dem älteren täglich einmal noch mehrere Tage fort und ließ der Vorsicht wegen auch den kleinern ihm Gesellschaft leisten. — In der dritten Woche (es war der siebzehnte Tag nach dem Auftreten der Krankheit) wagte ich es, Beide in der Mittagsstunde bei schönem Wetter, aber ziemlicher Kälte — am

28. März — ausgehen zu lassen, brauchte jedoch wegen der dünnen neuen Haut die Vorsicht, sie ein Paar Tage lang vorher früh und Abends kalt zu baden; dieses frühzeitige Ausgehen ist ohne alle Folgen geblieben. Beide befanden sich, nachdem sie sich tapfer in dem noch liegenden Schnee herumgebalgt hatten, vollkommen wohl.

Meine Tochter wurde an ihren Spitzpocken und Keuchhusten auf ähnliche Weise behandelt. Doch ging es mit letzterem nicht so geschwind. Irre ich nicht, so habe ich mich fünf oder sechs Wochen damit herumgeplagt. Erregende Umschläge auf Brust und Magen und Schwitzen zeigten sich als die besten Mittel bei dem achthalbjährigen Kinde.

Noch langsamer ging es mit dem Jüngsten. Dieser, äußerst engbrüstig und skrofulös geboren, hatte längere Zeit ein so heftiges Fieber, daß der Puls gewöhnlich zwischen 130 bis 145 Schläge anzeigte, und seine Respiration war so kurz und unmerklich, daß wir mehr als ein Mal ihn für todt hielten. Ich ließ mich auch bei ihm nicht bewegen, ihm noch etwas „Linderndes, Erleichterndes" aus der Apotheke zu geben; sondern begnügte mich, ihn viel in nasse Tücher zu schlagen, ihn dann und wann ein Mal abzuwaschen und ihm bei einer leichten schleimigen Diät manchmal einen Schluck Wasser einzuflößen.

Nach und nach erholte er sich, und obschon er nach der Zeit noch viel von seinen Skrofeln gelitten hat, so sieht ihm denn doch kein Mensch mehr an, daß er jemals so krank gewesen ist.

Er war damals wenig über zwei Jahr alt und blieb bis zu seinem fünften Jahre sehr leidend. Ich bin fest überzeugt, daß er, wäre er, so wie meine früher verstorbenen Kinder, mit Medicin behandelt worden, nicht mehr lebte. Durch eine seiner

geringen Kraft angemessene milde Behandlung mit kaltem Wasser hat er sich aber nach und nach so erholt, daß man nicht nur, wie gesagt, ihm kein Unwohlsein irgend einer Art mehr ansieht, sondern daß er auch die Zerstörungen, welche die Skrofeln an seinem Körper zu machen begonnen, fast ganz verwachsen hat.

Die Skrofeln hatten, etwa anderthalb Jahr nach jener schweren Krankheit, eine so starke Knochenauftreibung am linken Ellenbogen erzeugt, daß die Gelenkknochen auseinander getreten waren. Leider wurde dies nicht sogleich bemerkt, und als es die Mutter sah, hielt sie es für die Folge eines unbedeutenden Falles von einem Fußbänkchen, den er ein Paar Tage vorher gethan. Da ich mich in dergleichen chirurgische Angelegenheiten nicht mischen mochte, weil ich wenig davon verstand, so bat ich Freund B....., die Cur zu übernehmen, unter der Bedingung jedoch, daß der Kranke innerlich keine Arznei bekäme und äußerlich kein Mercur angewendet würde. Er übernahm den Kranken und wendete Alles an, was ihn seine Kunst lehrte, jedoch ohne besonderen Erfolg. Der Knochen schwoll immer mehr und der ganze Ellenbogen wurde endlich in einen so entzündlichen Zustand versetzt, daß weder Einreibungen noch Umschläge die Entzündung zu beseitigen und die Schmerzen zu lindern vermöchten. Endlich nahmen die Schmerzen so sehr überhand, daß der Kranke schon drei Tage und drei Nächte kein Auge zugethan, sondern ohne Aufhören laut gejammert und geweint hatte. Ich kam eben von einer kleinen Reise zurück, als man dem Kranken Blutegel ansetzen wollte. Nachdem ich mich von dem Zustande des Armes überzeugt und erkannt hatte, daß hier nur die Entzündung Ursache der Schmerzen sei, bat ich meinen Freund, mir zu erlauben, dieselbe ohne Blutegel und in kürzerer Zeit wegzubringen und dem armen Kleinen Linde-

rung zu verschaffen. Er gestattete mir es, jedoch unter starkem Zweifel, ob es mir gelingen werde.

Ich ließ eine große Schüssel mit kaltem Wasser bringen und den kranken Unterarm mit der Hand, aber nicht ganz bis zu der entzündeten Stelle hineinlegen, die letzte aber mit kühlenden Umschlägen bedecken, welche ich etwa von acht zu acht Minuten wechselte. Nach einer kleiner halben Stunde wurde der Kranke ruhiger und nach nicht voller dreiviertel Stunde ließ er mir sein Köpfchen auf die Brust fallen und schlief ein. Ich befühlte seinen Ellenbogen: er war kühl und die starke Röthe gewichen. Nach nochmaligem Wechsel des Umschlages legten wir den Knaben auf sein Bettchen, wo er mehrere Stunden lang ganz sanft fortschlief. — Die Armbäder setzte ich täglich zwei Mal längere Zeit fort, ließ den ganzen Körper täglich kalt abwaschen, eine so gute Diät halten wie es die Einsichten der Mutter und Großmutter nur gestatteten, und hatte die Freude, nach Verlauf von einem Paar Jahren nicht nur seinen aus dem Gelenk getretenen Ellenbogen vollkommen wieder hergestellt, sondern auch den ganzen Jungen kräftig heranwachsen zu sehen. — Sein Arm ist ein wenig krumm geblieben, übrigens aber vollkommen kräftig.

Diese ersten sehr glücklichen Versuche stärkten mein Vertrauen in die Wasserheilkunst und meine Ausdauer in derselben. Leider hatte ich deren für meinen Körper nur zu viel und machte diesen nur zu oft zu einem Werkzeuge, an dem ich jede neue Idee oder jede thörichte Gewohnheit vom Gräfenberge ungestraft probiren zu können glaubte. Manchmal fiel mir zwar ein, daß ich mir durch solches Probiren schaden müßte; da entfernte aber schnell der Gedanke, daß meine theure Erfahrung wieder Anderen nützen würde, jede Be-

denklichkeit, und ich probirte darauf los. Was ich an keinem Andern versucht haben würde, versuchte ich an mir, und ich darf wohl sagen, daß ein guter Theil meiner Kraft und Gesundheit solchen Versuchen für das allgemeine Beste geopfert worden ist und daß, wenn meine Bemühungen um die Wasserheilkunde irgend einen Dank verdienen, ich ihn hauptsächlich auf diesen Umstand beziehen will.

Einer jener Versuche war der des Vomirens oder Purgirens mit Wasser, was Prießnitz zwar sehr gern anrieth, was aber den Meisten nicht gelingen wollte, oder mit üblen Folgen verknüpft war. Es war mir nicht unbekannt, daß einst ein junger Mann, der zu viel Wasser auf ein Mal getrunken, Starrkrampf darauf bekommen und nur mit vieler Mühe gerettet worden war*). Auch widerriethen mir alle Aerzte, dieses Mittel anzuwenden, welches in dem Trinken einer so unmäßigen Menge von Wasser, schnell hinter einander, bestand, daß die Natur entweder nach oben oder nach unten Luft machen mußte. Man sagte mir, und es war nicht schwer daran zu glauben, daß die Verdauungswerkzeuge durch Wiederholung dieser barbarischen Behandlung zu Grunde gerichtet werden müßten. Allein Nichts störte mich in meinem Vorhaben: Prießnitz hatte es gesagt, und das reichte hin für mich. Ich habe nach der Zeit freilich einsehen gelernt, daß auch Prießnitz Manches sagt, was eben keinen großen Beweis von seiner Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Functionen, besonders der der Verdauung giebt, und daß man auf seine Worte, so karg sie auch sein mögen, sich nicht immer verlassen kann. Die Wirkung dieses unmäßigen Wassertrinkens ist gewöhnlich einige Male die gewünschte. Bald aber zeigt es

---

*) S. meine Hydrotherapie, S. 586.

sich, daß die Verdauungswerkzeuge, dadurch geschwächt, nicht mehr im Stande sind, der an sie gemachten Anforderung zu entsprechen. Man füllt den Bauch voll Wasser und plagt sich vergebens, nach Prießnitzens Vorschrift, indem man den Finger in den Hals steckt, um eine Entladung nach oben, oder herumläuft, um eine Wirkung nach unten zu erhalten. In der Meinung, noch nicht genug getrunken zu haben, trinkt man immer mehr, bis entweder die erwünschte Wirkung erfolgt, oder ein Zustand der Betäubung und des Mißbehagens eintritt, der den Kranken zwingt, sich zu legen, und der nicht eher verschwindet, bis nach mehreren Stunden die Natur Zeit gehabt hat, die im Uebermaß getrunkene Flüssigkeit auf dem gewöhnlichen Wege zu entleeren. Trinkt man, jenen unbehaglichen Zustand nicht beachtend, dennoch fort, so kann ein Starrkrampf eintreten und das Leben gefährden, wie es in mehreren mir bekannten Fällen wirklich geschah.

Wiederholt man dieses Verfahren oft, so müssen natürlich die Verdauungsorgane äußerst geschwächt werden. Sie scheinen sich auszudehnen und nach und nach alle Energie zu verlieren, und solchergestalt werden sie, besonders der Darmcanal, in einen schlechteren Zustand versetzt, als dies vielleicht mit den gewöhnlichen Brech- und Purgirmitteln geschehen sein würde, vorausgesetzt, daß auch diese nie zur Unzeit und nie im Uebermaße gegeben worden wären.

Eine Folge dieser Schwächung des Darmcanals ist nun Obstruction, da derselbe zu sehr erschlafft und ausgedehnt ist, um seinen Inhalt weiter zu befördern. Versucht man nun diesen Uebelstand von Zeit zu Zeit wieder durch das angegebene Mittel zu heben, so verschlimmert man die Sache nur und ist am Ende genöthigt, zu Klystieren zu greifen, ohne welche bald gar keine Ausleerungen mehr erfolgen, oder dieselben doch so

unregelmäßig Statt finden, daß die Stuhlverhaltung congestive und andere krankhafte Zustände erzeugt, ehe es die Natur nach langen vergeblichen Anstrengungen vermag, sich selbst zu helfen.

Diese Erfahrung habe ich an mir selbst gemacht und bin also Prießnitzen für den guten Rath des Erbrechens oder Purgirens mit Wasser gewiß nicht zu Danke verpflichtet. Wenn er, statt dieses schädlichen Mißbrauches, Mäßigkeit im Essen und Trinken gerathen hätte, so würde jetzt Mancher nicht über Verdauungsschwäche zu klagen haben. — Es versteht sich, daß Derjenige, dessen Darmkanal vor der Wassercur schon durch Arzneien angegriffen, oder an eine reizende Kost gewöhnt war, die Nachtheile eines solchen Verfahrens auch viel stärker und nachhaltiger fühlen muß. Solchen Personen kann ich nicht umhin, meine schon oft ausgesprochene Warnung zu wiederholen, sich durch Niemand zu einem Uebermaße im Genusse des Wassers, für längere Zeit, bereden zu lassen.

Einige Wochen lang tüchtig und curmäßig Wasser getrunken, bringt sehr oft eine große und wohlthätige Veränderung im Körper hervor. Aber Jahre lang im Uebermaße damit fortzufahren, möchte ich unter keinen Umständen anrathen, es müßte denn ein Organ bedroht sein, an dessen Erhaltung mehr gelegen wäre, als an der einer guten, kräftigen Verdauung. Ein solcher Fall kann z. B. ein durch gichtischen Zustand herbeigeführtes Augenleiden sein, wie es im ersten Capitel dieser Mittheilungen erwähnt worden.

Der eben beschriebene Zustand einer immer hartnäckiger werdenden Obstruction trat bei mir schon gegen den sechsten Monat meiner Cur ein. Bei dem Genusse einer reichlichen und ganz reizlosen Nahrung, welche die Verdauungswerkzeuge zwar anfüllte, aber nicht zur Thätigkeit reizte, befand sich zwar der Magen durch das frische Wasser gekräftigt ganz wohl, aber

desto kraftloser wurde der übrige Theil des Darmkanals, zu welchem das Wasser erst gelangte, nachdem es im Magen eine höhere Temperatur angenommen hatte. — Da ich mir nicht selbst mehr zu helfen wußte, so schrieb ich mehrere Male an Prießnitz, erhielt aber nur leere Vertröstungen, daß es sich schon geben werde, und späterhin beantwortete er diesen Theil meiner Briefe gar nicht mehr. Es blieb mir nun nichts übrig, als die Klystierspritze fortwährend zur Hand zu haben und von der Zeit und der Beendigung der Cur eine Aenderung zu erwarten, die ich aber leider heute noch vergebens erwarte.

Bei solcher langwierigen Obstruction ist der Genuß der Milch und der häufige Genuß des Wassers zu widerrathen, wenn man zuletzt nicht sogar die Lavements unnütz machen will. Man vermeide die Milch ganz und trinke Wasser nicht eher, als bis man Durst dazu fühlt. Auf diese Weise erhält der Magensaft eine etwas reizendere Beschaffenheit und bewirkt durch die vermehrte Reizung des Darmkanals auch eine größere Thätigkeit desselben. Im schlimmsten Falle hilft eine Tasse schwarzer Kaffee mit Butter, oder eine etwas starke Cigarre nach. Doch möchte ich dieses Treibemittel durchaus nicht zu öfterem Gebrauch empfohlen haben. Klystiere von lauem Wasser bleiben stets das unschädlichste Hülfsmittel. Fettes Backwerk, Mehlspeisen ꝛc. müssen natürlich dabei vermieden werden. Schwarzbrot ist mehr anzurathen, als weißes, wenn anders der Magen es gut verträgt.

Ich bin meiner Geschichte etwas vorausgeeilt und kehre zu ihr zurück.

Unter die ersten Patienten, welche sich in Freiberg Rath von mir erbaten, gehörte der Oberberghauptmann Freiherr von Herder. Dieser in vieler Hinsicht treffliche Mann hatte sich

große Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben und bei seinem leidenden Zustande den lebhaften Wunsch in mir erregt, ihm Beweise meiner Anhänglichkeit zu geben. Sobald ich daher in Gräfenberg die Ueberzeugung von dem Werthe der Wasserheilkunst erhalten hatte, schrieb ich an ihn, theilte ihm von den bei Prießnitz geschehenen Wundern Mehreres mit und bat ihn, sein Dolmetscher bei Prießnitz werden zu dürfen. Zwar blieb mein Brief ohne Antwort; allein kaum war ich nach Freiberg zurückgekommen, als der Herr von Herder mich zu sich einlud und mit mir die Art und Weise besprach, auf welche seine Cur eingerichtet werden könnte. Er litt an einem Darmgeschwür, was er jedoch nicht zu glauben schien. Ich hatte kein anderes Urtheil, als sein eignes und das seiner Aerzte, von denen mir Einer die eben gegebne Ansicht, welche, wie die Erfahrung bewies, ganz richtig war, mittheilte.

Ich verordnete sogleich Gräfenberger Diät, mäßiges Wassertrinken, gelindes Schwitzen mit Halbbad und Sitzbäder von abgeschrecktem Wasser.

Der Patient begann seine Cur mit Lust und Eifer und setzte sie gegen drei Wochen zu seiner großen Zufriedenheit fort. Er sagte mir oft, er fühle, wie wohl ihm das Verfahren thue; er sei kräftiger und auch die Symptome seines Uebels im Darmkanale haben sich gemindert. Da machten ihm plötzlich seine Aerzte bange. Die Entbehrung so manches gewohnten Genusses wurde ihm auch schwer. Er verlangte diese und jene Milderung in der Cur, diese und jene Aenderung in der Diät, Dinge die ich nach meinen strengen Begriffen von einer Wassercur nicht gewähren konnte, und endlich gab er mich und die Cur ganz auf, um sich einer Operation zu unterwerfen, an der er starb.

Ich weiß nicht, ob es möglich gewesen wäre, bei größerer

Ausdauer eine Heilung des Uebels herbeizuführen; ich bin jedoch überzeugt, daß der Kranke, an dessen Erhaltung mir so sehr gelegen war, ein Paar Jahre länger gelebt haben würde, hätte er meine Diät und eine gelinde Wassercur fortgebraucht und sich einer Operation, vor deren Beginnen man ihn erst halb verhungern ließ und deren Ausgang bei so geschwächtem Körper vorherzusehen war, nicht unterworfen.

Wir haben ihm über seiner Gruft ein Denkmal gesetzt, eines Bergfürsten würdig. Ich betrete es nie ohne die Gefühle der innigsten Dankbarkeit, die ich Jedem bewahre, welcher, wie er, in einer trüben Zeit meine Bestrebungen nachsichtig anerkannte und mich ermuthigte im Kampfe mit all den Schwierigkeiten auszuhalten, welche ich zu überwinden hatte.

Mein Buch über Gräfenberg war vor Ostern 1837 fertig. Ich hatte die Absicht, es selbst zu verlegen und hatte zu diesem Ende Subscribenten gesammelt. Eine Anzahl Exemplare war durch Vermittelung meiner Freunde, und namentlich des Baron Ch—t in Gräfenberg gezeichnet. Gegen siebenzig Exemplare bestellte Freiberg, und ich war so sehr eines glücklichen Erfolgs gewiß, daß nur das Abreden eines Bekannten, welcher Buchhändler und ganz unbetheiligt bei der Sache war, und mein Mangel an Geld mich davon abhalten konnten, den Druck auf eigne Kosten zu unternehmen. Zwar schickte mir Freund N—t aus Gräfenberg hundert Gulden als ein Darlehn zu diesem Zwecke. Allein Fr.... reiste um diese Zeit von Freiberg ab und ich mußte ihm seine hundert Thaler zurückgeben, die ich trotz aller Mühe nicht hatte zusammenbringen können. Andere Bedürfnisse drückten mich und ich entschloß mich, meine Schrift einigen Buchhändlern anzubieten.

Ich fing mit den hiesigen an, von denen nur der Eine sich

die Mühe nahm, das Manuscript durchzusehen. Er gab es mir aber zurück, mit dem Bemerken, daß in den abgehandelten Krankheiten keine systematische Ordnung sei und ich nach vorgängiger Berathung eines Arztes das Schriftchen noch einmal umarbeiten müsse, ehe es eine Buchhandlung gebrauchen könne. Das war natürlich ganz gegen meine Ansicht: ich wollte dem Buche keinen gelehrten Anstrich geben und durchaus nichts aufnehmen, was ich nicht selbst in Gräfenberg gesehen und gehört hatte; es fiel mir gar nicht ein, von dem Raisonnement eines Arztes mich bestechen zu lassen; rein und unvermischt, so wie ich meine Ansichten über die Wassercuren mit aus Gräfenberg gebracht, wollte ich sie dem Publikum wiedergeben. — Da Herr E. das Manuscript für sechzig Thaler nicht haben wollte, so schickte ich es also weiter.

Es machte nach und nach die Runde in mehreren Buchhandlungen von Meißen, Grimma, Leipzig rc. und kam immer wieder zurück. — Ich fing an den Muth zu verlieren und brauchte doch das Geld zu nöthig, um an eignen Verlag denken zu können. Endlich rieth mir der Herr von Herder, mich an Herrn Hartleben zu Pesth zu wenden, bei welchem er auf einer Reise nach Serbien, die er einige Zeit vorher unternommen, gewohnt und den er als einen höchst liebenswürdigen und braven Mann kennen gelernt hatte. Ich trug einem Freunde, der gerade nach Leipzig zur Messe ging, auf, das Manuscript Herrn Hartleben dort einzuhändigen, wenn er zugegen wäre, und erhielt bald eine freundliche Antwort nebst folgendem Briefe Hartlebens:

„Euer Wohlgeboren

verehrliche Zuschrift beantworte ich in dem Augenblicke meiner Abreise durch die Versicherung, daß es mir sehr angenehm

gewesen, Ihre Bekanntschaft durch ein Manuscript zu machen, das ich seiner Nützlichkeit wegen so gern verlege.

Ueber die Bedingung sind wir bald einig geworden. Sie verlangen 50 Thaler und zu deren Deckung liegen 16 neue Kaiserdukaten bei Herrn Frohberger, welche Sie gegen Quittung in Empfang nehmen lassen wollen. 100 Freiexemplare stehen wahrscheinlich schon in 14 Tagen zu Ihrer Disposition und ich hoffe, Sie werden Freude an der Auflage haben, da sie auf vorzügliches Papier gedruckt ist. Es werden gegen 14 Bogen, die broschirt 12 Groschen kosten; sollten Sie noch Exemplare gebrauchen, so erhalten Sie selbe mit ⅓ Rabatt, also 8 Groschen, bei Herrn Frohberger. In die Quittung bitte ich zugleich den gewöhnlichen Vorbehalt zu setzen, daß, wenn eine neue Auflage nöthig werden sollte, mir das Recht zu derselben gegen Vergütung des halben Honorars der ersten, nehmlich gegen 25 Thaler und 50 Freiexemplare zusteht, ob Sie selbe viel oder wenig verbessern.

Da ich Alles zu Ihrer Zufriedenheit geleistet zu haben glaube, so empfehle mich Ihnen mit besonderer Hochachtung ꝛc."

Dieser Brief machte mir um so mehr Freude, da ich ihm zufolge den Betrag des Honorars sogleich in Empfang nehmen konnte, was sonst gewöhnlich erst nach Beendigung des Druckes ausgezahlt wird. Ich bedachte mich daher keinen Augenblick, in die mir gemachte Bedingung, jede künftige Auflage für die Hälfte des Honorars zu überlassen, einzugehen und schickte die Quittung in der verlangten Art nach Leipzig. Ich verstand hierbei meinen Vortheil nicht, da ich bei der Ueberzeugung von dem glücklichen Erfolge des Buches, das damals eine Nothwendigkeit war, mir die folgenden Auflagen hätte vorbehalten oder mindestens das gleiche Honorar, wie bei der ersten, fordern sollen.

Wer nie in Geldverlegenheit war, wird schwer begreifen, wie man so sehr gegen seinen Nutzen handeln kann; wer es aber weiß, wie man, gleich einem Ertrinkenden, nach einer Summe von funfzig Thalern hascht, der wird es nicht für unmöglich halten, daß ich in meiner damaligen Lage alle künftige Auflagen umsonst hingegeben hätte.

Kurz, ich ging die Bedingung ein und sah mit Freuden, wie schon nach acht Monaten die erste dreitausend Exemplare starke Auflage verkauft, im Jahre 1838 eine gleich starke zweite und im Jahre 1839 eine dritte nöthig wurde und steckte meine fünfundzwanzig Thaler heiter und vergnügt ein, ohne daran zu denken oder mich darüber zu ärgern, daß mein Herr Verleger in derselben Zeit dritthalbtausend Thaler verdiente, in welcher ich hundert Thaler und zweihundert Freiexemplare erhielt. Hatte ich ja einen kleinen Verdruß deshalb bisweilen nicht ganz unterdrücken können, so wurde dieser vollständig entfernt, als Herr Hartleben mir zu meiner bei Freiberg errichteten Wasserheilanstalt, zu welcher ich das Geld auf alle Weise zusammen bettelte und natürlich auch bei meinem Verleger anklopfte, hundert Gulden Beitrag nebst einem sehr verbindlichen Briefe schickte, und ohne die späterhin eintretenden Verhältnisse hätte ich mir nie einfallen lassen, höhere Anforderungen zu machen, da ich wußte, daß sie, obgleich in der Billigkeit, doch rechtlich nicht begründet waren.

Ich werde zu seiner Zeit darauf zurückkommen und bemerke nur noch, daß ich durch die Erzählung dieses Umstandes nicht im mindesten die Absicht habe, das Benehmen Herrn Hartlebens als Buchhändler zu tadeln. Er that ganz, was jeder Andere an seiner Stelle auch gethan hätte. Er gab mir was ich verlangte und sicherte seinen Vortheil. Der Fehler lag rein an mir, da ich weder das Geschäft verstand, was ich

machte, noch übrigens den Wunsch eines angemessenen Honorars jemals gegen meinen Herrn Verleger aussprach, auch ihm nie ein Wort über meine mißlichen Verhältnisse mittheilte, von denen er erst späterhin, als die größte Noth vorüber war, Etwas erfuhr. Auch hat mir Herr Hartleben nachher bewiesen, daß er durchaus nicht knausert, wenn er bei einem sichern Unternehmen um ein anständiges Honorar angegangen wird.

Elftes Capitel.

Inhalt. Gute Aufnahme meiner Schrift auf dem Gräfenberge. — Ich muß wegen der Wassercur meine Wohnung räumen. — Die Zweifler in Freiberg durch ein Paar glückliche Curen zum Schweigen gebracht. — Die Cur der D.'schen Kinder. Aufsehen. — Der Wasserverein. — Idee einer Anstalt in Tharandt. — Einladung nach Prag. — Der General-Inspector Dubois. — Das St. Wenzelsbad. — Man bietet mir die Direction der Anstalt an. — Schwierigkeiten. Die Prager Medicinal-Tyrannei. — Bekanntschaften. — Der Dom. — Der neue Kreuzgang. — Der Diebstahl bei der Procession. Aufmunterung des Talents. Die Diebsfalle. — Schönheit der Lage von Prag. — Das Kuchelbad. — Gubernialrath Wilmans. — Robert der Teufel. Patriotismus des Grafen Hartmann. Professor Bittner und eine Wassercur Lauda's. — Krüppel und Lahme kommen zu mir.

Mein Buch bestand nicht aus Hirngespinnsten, hinter dem Ofen ausgeheckt: es enthielt Thatsachen; und war in den Raisonnements, die ich mir darin erlaubt hatte, auch manches Irrige, so bestach es doch durch das Gepräge der eignen Ueberzeugung, in der ich es niedergeschrieben hatte. Selbst von dem Gegenstande, den ich behandelte, ganz durchdrungen, ersetzte mein Eifer für denselben den Mangel an Kenntnissen, und dies, so wie das Originelle und Neue der Sache, gewann dem Schriftchen und durch dieses der Wasserheilkunst zahlreiche Freunde.

In Gräfenberg wurde es gut aufgenommen. Prießnitz erklärte laut, daß es in Allem seine Ansichten enthalte und

daß unter Allen, die Gräfenberg besucht, ich ihn am besten verstanden und nächst Doctor Harder am meisten gelernt hätte. Er empfahl es nachdrücklich und es wurde nicht nur von jedem Curgaste gekauft, sondern auch noch Exemplare davon mit nach Hause genommen und verschenkt. Meine Pränumeranten befriedigte ich durch meine Freiexemplare; die Subscribenten wies ich an die Buchhandlungen und an Prießnitz oder dessen Secretair, denen ich ein Lager hinschickte.

Meine Freunde machten mir Complimente über die Art, wie ich meine Zusage erfüllt hatte; von mehreren Seiten erhielt ich schmeichelhafte Zuschriften, und selbst in der Vaterstadt, in der sonst der Prophet in der Regel Nichts gilt, gewann mir und der Sache, für die ich sprach, mein Büchlein manchen Gönner. Selbst die Aerzte kauften es, so wenig auch ihnen darin geschmeichelt war, und obschon man mich anfangs mit meinen etwas „überspannten" Ansichten neckte, so bekehrte sich doch immer Einer nach dem Andern zum Wasser, der früher keines hatte trinken wollen.

Manchen Leuten, und namentlich meinen Wirthsleuten, war jedoch die Wassercur ein Dorn im Auge; und zwei Mal mußte ich das Logis wechseln, weil man meines Treibens und des vielen Wasserholens überdrüssig war. Auch wollte es den Leuten nicht recht in den Kopf, daß ich noch immer nicht ganz hergestellt und immer noch genöthigt sei, die Cur fortzugebrauchen. Einige kleine glückliche Curen jedoch und eine größere, die vieles Aufsehen machte, brachten die Widersacher großen Theils zum Schweigen und verschafften mir Gelegenheit, einen hydriatischen Verein zu gründen. Die größere Cur war folgende, schon früher erzählte*), die ich nur ihrer

*) Meine „Beschreibung von Gräfenberg." 5. Aufl. S. 279 ff.

wichtigen Folgen und des Zusammenhanges wegen nochmals wörtlich wiederhole:

Ich erfuhr eines Morgens von der Principalin eines hiesigen Handlungshauses, daß die beiden, mir wohlbekannten, allerliebsten Knaben des in dem Hause angestellten Herrn Kaufmann Durst wahrscheinlich an Hirnentzündung sterben würden und der Arzt wenig Hoffnung hätte, sie retten zu können. Nachdem ich mich etwas näher nach ihrem Befinden und dem Verlaufe der Krankheit erkundigt hatte, wagte ich die Erklärung, daß ich mir getraue, die Knaben in achtundvierzig Stunden außer Gefahr zu bringen, wenn man den Muth habe, sie meiner Behandlung anzuvertrauen und bat die Dame des Hauses inständig, dem Vater der Kinder, den ich übrigens persönlich kannte, meine Erklärung mittheilen zu wollen, was sie mir auch versprach, obgleich ich in ihrem Gesicht einige Zweifel zu lesen glaubte, ob ich auch Wort zu halten im Stande sein möchte. Bei dem damaligen Stande der Dinge — ich war erst etwa sechs Monate aus Gräfenberg zurück und hatte das Freiberger Publikum noch nicht hinreichend von der Wirksamkeit der Cur überzeugen können — war es nichts Leichtes, Jemand einen solchen Vorschlag zu thun. Nach einer, wie eine Entschuldigung klingenden Einleitung vermochte endlich doch die Festigkeit, mit der ich die Erklärung gethan, und die Liebe zu den Knaben die liebenswürdige, menschenfreundliche Frau, mit einem Vorschlage hervorzurücken. Der Vater der Knaben, welcher glücklicherweise schon früher an sich die Wirksamkeit des kalten Wassers erfahren, und der gerade anwesende Arzt, Herr Dr. H—s, welcher glückliche Wirkungen des sonst verachteten Elements an mir wahrgenommen hatte, besprachen die Sache, und da der letzte erklärte, alle Mittel, welche ihm seine Kunst an die Hand gäben, erschöpft zu haben und daß also von

Seiten der Medicin wenig mehr zu hoffen sei, hingegen in dem vorliegenden Falle eine Wassercur gute Dienste leisten könne, so kam Herr D— zu mir und bat mich, die Leitung der Cur zu übernehmen, was ich unter der Bedingung that, daß man bis zur Wiederherstellung der Knaben ausschließlich nach meiner Vorschrift verfahren müsse. Da ich, nach den eingezogenen Nachrichten, die Gefahr nicht für so dringend hielt, so bat ich, daß man mir erlauben möge, im Nachmittage noch einige Geschäfte abzumachen und den Abend die Cur zu beginnen, die Kinder aber möge man nur, ohne sie ferner mit Zugpflastern und Medicin zu quälen, bis zu meiner Ankunft ruhig liegen lassen und ihnen dann und wann einen Schluck Wasser geben. —

Abends gegen 6 Uhr begab ich mich in die Wohnung der Kranken, welche ich ziemlich warm, mit Ausdünstungen angefüllt fand, und deren Fenster verhangen waren, damit das Licht die Kranken nicht genire. Die Kranken selbst fand ich in höchster Aufregung; der Puls des einen, Emil, im fünften Jahre stehenden, hatte 125, und der des ein Jahr jüngeren Bruders, Bruno, 136 Schläge. Bei letzterem war die Haut heiß und trocken, bei ersterem feucht und weniger heiß. Die nach oben verdrehten Augen und das Irrereden des ersteren bewiesen hinlänglich eine bedeutende Hirnaffection. Meine Hoffnung, daß die Wassercur hier eines ihrer „Wunder" thun werde, wurde zur Gewißheit, und der Zustand der Brüder schien mir dem Wasser gegenüber gar nicht so gefährlich. Ich wiederholte den, meines Ausspruchs ängstlich harrenden Aeltern und Verwandten meine Versicherung, daß ich die Kinder herstellen würde, und setzte mein Leben für das ihre zum Unterpfand, um die vor der fürchterlichen Cur zitternde Mutter zu beruhigen. Zu letzterem Ende ließ ich denn auch die fürchter=

weckenden, mit kaltem Wasser angefüllten Badewannen, in welche man die Kranken zu stecken gemeint hatte, entfernen und theilte dem anwesenden Arzte meine Ansicht über die Krankheit und die Art mit, auf welche ich sie zu heben dächte. Ich hielt es um so nöthiger, den Mann, der es wagte, seinen eignen ärztlichen Ruf zur Rettung zweier Menschenleben in die Hand eines Laien zu legen, dessen Geschicklichkeit noch unerprobt war und der nichts für sich hatte, als seine etwa zwölf Monate lange Erfahrung und die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem gegebenen Worte stets nachzukommen bemüht gewesen war, mit meiner Methode bekannt zu machen und ihn, so gut als ich konnte, durch einige theoretische Erläuterungen derselben von ihrer Wirksamkeit zu überzeugen, als von seiner eignen Ueberzeugung zum Theil der ungestörte Fortgang der Cur abhing und ich von einer Unterbrechung derselben Alles zu fürchten hatte. Deshalb theilte ich auch unter die Anwesenden freigebig Schriften über gelungene Wassercuren aus, um die Umgebungen der Kranken für die Methode zu gewinnen und allen störenden Einwürfen zu begegnen. — Meine eigne Ruhe und Sicherheit, die Anwesenheit des Arztes, mehr aber als Alles der fast augenblickliche Erfolg der ersten Versuche, gewannen mir die Gemüther und ließen mich eine glückliche Beendigung der Cur durch Ausdauer hoffen, das Einzige, was ich wünschte. —

Ich packte zuerst den jüngsten Knaben, nach der oben beschriebenen Weise, in nasse Tücher ein, wobei er zwar sich sträubte und Lärm machte, was aber zur Folge hatte, daß er schon nach zehn Minuten ruhiger athmete und der Arzt den Puls an den Schläfen, als der einzigen Stelle, zu der er wegen der Einwickelung gelangen konnte, weit ruhiger fand. Dann wurde auch der ältere Bruder auf gleich Art eingepackt, bei

welchem sich dieselben Resultate einstellten. Nach einer halben Stunde erneuerte ich die Tücher, da der Zustand der Kranken erneute Hitze anzeigte. Die weggenommenen Tücher rauchten und waren ganz heiß. — Die Knaben schliefen nun, wie ich es vorhersagte, ein und ich wagte, um das Vertrauen der Anwesenden noch zu erhöhen und mich auf die Indicien verlassend, die Voraussagung, daß sie gegen zwei Stunden schlafen würden, was denn auch fast auf die Minute eintraf. Die Fenster hatte ich schon nach dem ersten Einpacken öffnen lassen, um frische Luft in das Zimmer zu bekommen und die zu große Wärme zu mäßigen. Nach zwei Stunden, welche ich zu Belehrung der Anwesenden über die Cur anzuwenden bemüht gewesen war, rief der jüngste: „Vater, eine Butterbämme!“ Der gegenwärtige Oberzollinspector, Herr Baron v. W., schlug mir auf die Schulter und rief lustig: „Freund, Ihre Cur schlägt an!“ denn die Knaben hatten längere Zeit nichts mehr zu essen verlangt, und Herr Dr. H—s sah mich fragend an. Ich verweigerte zwar dem Knaben die Gewährung seines Wunsches, allein ich setzte doch hinzu, daß bei dem Verfahren nicht viel zu fürchten sein würde, wenn man ihm denselben erfüllte. Die Kranken wurden, da sie beide erwacht waren, ausgepackt, abgewaschen und die Tücher gewechselt, worauf ich einen neuen Schlaf bis gegen 2 Uhr Morgens prophezeite, der ebenfalls pünktlich stattfand. Der Zustand der Knaben war so auffallend verändert, daß in den Herzen Aller, die bei der Cur zugegen gewesen oder die sich nach dem Befinden erkundigten, Hoffnung für die Erhaltung unserer Kleinen erblühte und man mit vielem Vertrauen sich meinen ferneren Vorschriften fügte. Herr Dr. H—s blieb die Nacht bei den Kindern und versprach mir, Alles gehörig fortzusetzen. Da ihr Zustand sehr viel besser war, so packte er sie gegen drei Uhr Morgens aus, ließ sie

abwaschen und in ihr trocknes Bettchen bringen, wonach sie sehnlichst verlangten.

Nach sechs Uhr ging ich wieder hin, fand den Puls bei dem Jüngeren um 20 Schläge langsamer, als den Abend vorher bei dem Beginn der Procedur. Auch sprach er nicht mehr irre und war bei weitem nicht mehr so gereizter Laune. Mit dem Aelteren ging es noch viel besser. Da jedoch die fieberhafte Aufregung noch bei weitem nicht beseitigt war, noch sein konnte, so schlug ich sie aufs Neue ein, wechselte den Umschlag nach ¾ Stunde und ließ sie dann zum Schwitzen liegen. Meine Geschäfte riefen mich ab und Herr Dr. H—s übernahm nun die specielle Aufsicht über die Kranken, in der wir drei Tage lang unaufhörlich abwechselten. Ich hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß vor dem Ausbruche des Schweißes — bis dahin hatten die Knaben noch nicht eigentlich geschwitzt; sondern nur gedunstet — eine starke Aufregung sich einstellen würde, daß er sich diese aber nicht irre machen lassen sollte, da sie sich bei dem eingetretenen Schweiße wieder verlieren würde. Er hatte mich jedoch nicht ganz verstanden, die nach schon lange fortdauerndem Schweiße eingetretene Hitze für jene Aufregung genommen und die Kinder über die Maßen im Schweiße stecken lassen. Auch war er für einige Zeit abgerufen worden und die Kinder befanden sich in einer furchtbaren Glut, aus der trotz alles Bittens und Flehens sie Niemand erlösen wollte. Glücklicher Weise kam ich noch zu rechter Zeit dazu und packte nun die armen, vor Hitze bald vergehenden und laut schreienden, armen Jungen aus. Diesmal ließ ich, da sie gut geschwitzt hatten und sehr heiß waren, ein sieben Minuten langes Halbbad folgen, während dessen sie unabläßig begossen und gerieben wurden. Der Widerstand der kleinen Schreihälse wurde dabei nicht ohne Mühe besiegt. Sie befanden sich aber nach dem

Bade auffallend besser, so daß ich ihnen erlaubte, wieder ein Paar Stunden in ihren „trocknen Bettchen" zu liegen. Herr Dr. H—s hatte unterdessen in Fabricius Buch über Wasserheilkunst, das ich ihm gegeben, nachgelesen und gefunden, daß Hirnaffectionen durch bloße oft erneuerte Umschläge von recht kaltem Wasser geheilt worden wären. Er schlug mir daher vor, einen Versuch damit zu machen, da es doch schien, als ob unsere Cur ein wenig langsam von statten ginge. Ich widersetzte mich einem solchen Vorschlage lebhaft, weil die Hirnaffection hier auffallend secundär war und es sich um Einwirkung auf den ganzen Körper handelte, welche dann den Kopf schon von selbst frei machen würde. Er bestand jedoch darauf und verlangte, daß in diesem Punkte nach seinem Willen, als erster Instanz, verfahren werde. Ich fing an einzusehen, in welche schwierige Lage ich mich begeben; da jedoch offenbar der gute Wille meinen dermaligen Herrn Collegen leitete und ich nicht mit ihm in Streit gerathen mochte, so gab ich in etwas nach, um nicht Alles zu verlieren, versicherte ihm jedoch zugleich, daß seine Umschläge um den Kopf Nichts helfen würden und er mir auf den Abend die Kinder ganz gewiß wieder allein überlassen würde. Was ich vorhergesagt, geschah. Trotz der, alle Viertelstunden und noch öfter gemachten, eiskalten Umschläge um den Kopf wurden die in ihren trocknen Betten liegenden Kinder mit jeder Stunde aufgeregter und kränker, so daß sie am Abend sich wieder in demselben Zustande befanden, als Tags vorher, als ich die Behandlung begann. Herr Dr. H—s fand sich in seinen Erwartungen von der Wirkung der Fabricius'schen Umschläge getäuscht und überließ nun die Knaben ganz meiner Behandlung, welche ich dann die folgende Nacht, die ich aus Vorsorge selbst bei den Kindern zubrachte, und den folgenden Tag auf dieselbe

Weise, nur mit wenigen durch die Umstände gebotenen Modificationen fortsetzte.

Es versteht sich von selbst, daß die Kinder nur kaltes Wasser tranken, welches sie öfters verlangten. Ihre Kost bestand dabei in Semmelsuppe, etwas Butterbrot und gebackenen (abgekochten) Pflaumen.

Die Cur hatte Donnerstags den 12. Mai 1838 begonnen. Den nächsten Sonnabend Abend packte ich die Kranken das letzte Mal aus und badete sie ab, um sie die ganze Nacht in ihren Bettchen zubringen zu lassen. Als ich den Sonntag früh zu Herrn D— kam, fand ich mehrere Bekannte desselben, unter denen Herr Inspector N—n sich befand, und wurde von Herrn Dr. H—s mit den Worten empfangen: „Freuen Sie sich, unsere Jungen sind gerettet!"

Ich wage es nicht, das beglückende Gefühl zu beschreiben, was sich meiner bemächtigte. Es war die erste Cur, wo ich einem zärtlichen Elternpaare zwei geliebte Kinder erhalten hatte, von denen wenigstens eines von dem Arzte verurtheilt gewesen war. Es war zugleich der schönste Beweis, den ich dem bisher immer noch ungläubigen Publikum Freibergs von der Wirksamkeit der Wassercuren geben konnte, und der für das Fortschreiten der Methode reiche Früchte tragen mußte, die er auch wirklich seitdem getragen hat. Ich umarmte Alles, was mir in den Weg kam und eilte nach eingenommenem Frühstück nach Hause, um von den in den drei Tagen erlittenen Strapatzen etwas auszuruhen; denn ich fühlte mich wirklich, sowohl wegen Mangels an Ruhe, als auch ganz vorzüglich in Folge der fortwährenden Angst, daß man die Geduld verlieren und die Cur abbrechen, oder sie durch Einmischung von Arzneien und dergleichen stören möchte und die Kinder gerade dadurch getödtet werden könnten, sehr angegriffen und erschöpft.

Die Knaben spielten, als ich sie des Sonntags früh verließ, in der Stube und waren ziemlich munter. Der kleine war noch sehr grillig, befand sich aber, so wie sein Bruder, außer aller Gefahr.

Nachdem ich Gott für das Gelingen meiner Cur gedankt und mich ein wenig erholt hatte, ging ich den Nachmittag wieder zu meinen kleinen Kranken. Ich fand sie im Bette und da ich vermuthen mußte, daß der Krankheitsstoff noch nicht ganz aus dem Körper entfernt sei und noch einige Aufregung da war, so schlug ich ein nochmaliges Einpacken vor. Während die Kleinen eingepackt dalagen, suchte mich der Vater zu bewegen, nun meine Einwilligung zu einer Laxanz zu geben, welche der Herr Dr. H—s für nöthig erachtete. Ich erklärte ein für alle Mal, daß ich zu Medicin meine Einwilligung bei einer Wassercur nie geben würde und nie geben könne, da weder ich noch der Arzt vorher bestimmen könnten, welche Wirkung die Medicin haben werde, und jedenfalls die Lebenskraft, welche während der Cur von den innern Organen ab nach der Haut geleitet worden sei, nicht sofort und ohne Noth wieder nach innen gerichtet werden dürfe; auch könne ich nicht begreifen, wie man bei so augenscheinlich glücklichem Erfolge von der angenommenen Methode ab sich wieder zu der als unwirksam erwiesenen Heilart zurückwenden könne, welche in dem vorliegenden Falle mehr geschadet als genützt habe. Auf den mir gemachten Einwurf, daß die Knaben seit dem Beginnen der Wassercur keine Leibesöffnung gehabt hätten und die von mir angeordneten kalten Klystiere fast ohne Erfolg geblieben seien, erwiederte ich vergebens, daß bei der ungewöhnlich starken Ausscheidung der überflüssigen Stoffe durch die Haut und bei der Ableitung der Lebensthätigkeit von den Verdauungsorganen nach außen diese Erscheinung ganz natürlich und bei der Wassercur gewöhnlich sei, übrigens auch keinen Nachtheil nach sich ziehen werde, die

genommene Medicin aber die Secretion stören müsse und eine Hautkrankheit, Wassersucht oder dergleichen erzeugen könne, und daß man durch wiederholtes Schwitzen alle möglichen Nachtheile leicht zu entfernen im Stande wäre. Der Vater blieb bei der Laxanz und stellte mir vor, daß es ihm zwar unendlich leid thue, wenn es gegen meinen Willen sei, allein daß er sich in einem Dilemma zwischen dem Willen des Arztes, seines Hausfreundes, und meiner hartnäckigen Weigerung befände und diesem unmöglich zuwider handeln könnte, da er sich besonders so bereitwillig zum Gebrauch der Wassercur hergegeben habe. — Da es vergebens war, ihn anderen Sinnes zu machen, so erklärte ich, daß, wenn ich Medicin sähe, meine Rolle ausgespielt sein würde und die Verantwortlichkeit für Alles, was da kommen könne, auf Herrn H — s allein kommen müsse, ich aber durchaus nicht im Stande sei, die Wirkung der Arznei bei dem Gebrauche einer Wassercur zu bestimmen, und folglich auch meine Einwilligung nicht dazu geben könne. Ich empfahl dagegen nochmals das fortgesetzte Einpacken und Baden, um den Körper der Kranken noch zu reinigen und die Haut wieder zu stärken, was jedoch, nachdem ich den nächsten Tag bei dem Anblick der Medicin mich entfernt hatte, um an der Cur weiter keinen Theil zu nehmen, wie ich vermuthete, unterblieb. Ja, man brauchte nicht einmal die Vorsicht, die Kinder in den Betten transpiriren zu lassen, sondern ließ sie den ganzen Tag in der Stube spielen.

Die Folge davon war die von mir vorausgesehene. Die Laxanz wirkte zwar herrlich, aber einer der Knaben bekam Hautwassersucht, schwoll dick an und nur nachdem die Natur sich der, unter der Haut angehäuften, schädlichen Stoffe durch einen anhaltenden Schweiß entledigt hatte und der Kranke noch acht Tage im Bette geblieben war, befand er sich wieder außer Ge-

fahr. Bei dem Andern hatte das Verfahren keine besondern Nachtheile, da er weniger krank gewesen war und man, durch den Vorfall mit seinem Bruder schüchtern gemacht, ihn zeitig genug im Bett hielt.

Die Krankheit war durch den schnellen Uebergang der Lufttemperatur von Kälte zu Wärme, Erhitzung und darauf folgende Erkältung entstanden und trug den Character der Influenza oder eines katarrhalischen Fiebers an sich. Die Kinder waren, wie in den meisten Familien, sehr stark genährt, bekamen oft Gewürze, Kaffee und dergleichen und wurden von dem Anfange der Krankheit an im heißen Zimmer und dicken Betten gehalten, was die Entzündung noch vermehrte. Einer von ihnen hatte früher schon einmal Hirnentzündung gehabt. Die vor der Wassercur angewandten Mittel bestanden in einer Potio nitrosa cum Syr. Rub. id., wovon dem Knaben jedoch nur mit Gewalt Etwas einzuzwingen war, und Senfpflastern an die Waden; ferner in Calomelpulvern — dieser sacra anchora (heiligem Anker) in der Kinderpraxis, wie sie Hr. Dr. H. in dem Aufsatze in einem medicinischen Blatte nennt, in welchem er die Geschichte ziemlich treu, jedoch mit einigen Weglassungen erzählt —; ferner einer schwachen Solutio tartari emetici in aqua destill. in dem oft verlangten Trinkwasser, worauf der Knabe reichliches Erbrechen bekam, der Zustand sich aber gleich blieb. Der jüngere erhielt zwei Mal sechs Stück Blutegel an den Hals binnen 18 Stunden, Blasenzüge an die Waden, anfangs die Solutio tartari emetici, dann später auch die sacra anchora — den Calomel —, allein ebenfalls, so wie die kalten Umschläge um den abgeschornen Kopf, ohne allen Erfolg. — Wäre ein kühles Verfahren mit Begünstigung der Hautfunctionen sogleich angewendet worden, so würde die Krankheit gewiß nicht den Grad erreicht haben. Es scheint jedoch, daß die Medicin bei solchen

doch so häufig vorkommenden Kinderkrankheiten, trotz ihres zu großen Reichthums und der sacra anchora, dem Mercur, doch noch zu wenig Fortschritte gemacht hat, um mit der antiphlogistischen Methode Prießnitzens einen Vergleich auszuhalten.

Nachdem ich meinen Lesern diese Heilung mit allen erwähnungswerthen Umständen erzählt und die Kraft der kalten Umschläge durch sie bewiesen habe, bleibt mir noch übrig, mich von dem Verdachte zu reinigen, als ob ich dem braven Arzte durch Erwähnung einiger Umstände absichtlich zu nahe hätte treten wollen. Ich mußte diese Umstände erzählen, wenn anders meine Erzählung in ähnlichen vorkommenden Fällen von Nutzen sein sollte, und würde sie weniger im Einzelnen gegeben haben, wenn sie Hr. Dr. H — s nicht in seinem erwähnten Aufsatze, der übrigens sehr lobenswerth ist und für Aerzte vieles Belehrende enthalten dürfte, nicht ganz weggelassen hätte. Weit entfernt, diesem menschenfreundlichen Manne wehe thun zu wollen, wünschte ich im Gegentheil nur sein Verdienst bei dem Vorfalle hervorheben zu können, wenn sich dies anders ohne Nachtheil für die Wissenschaft und die Sache, die ich vertrete, thun ließe. Sein Verdienst überwiegt indessen bei weitem den geringen Tadel, der ihn treffen kann, wenn er bei der Neuheit der Methode nicht in allen Stücken in sie einging und zu schnell den ihm bekannten und betretenen Weg wieder einschlug. Die meisten Aerzte würden hierin gehandelt haben, wie er, aber nur wenige würden den Muth gehabt haben, sich der Gefahr auszusetzen, der er sich blos stellte, indem er seine Patienten den Händen eines Laien übergab, nur um ihr theueres Leben zu retten. Mancher Andere hätte nur an sich, an seinen Ruf gedacht und die Kinder mit Medicin sterben lassen, was bei dem Publikum wenig Aufsehen gemacht und ihm wenig geschadet haben würde, da man daran gewöhnt ist und: „ihr Tod dann unvermeidlich er-

folgen mußte.“ Auf Dank darf freilich der Arzt bei solchen Opfern nicht rechnen; den kann er nur in dem eigenen frohen Bewußtsein einer schönen That finden, das ihn auch bei fehlgeschlagenem Versuche nicht verlassen wird. — Auch in diesem Falle fehlte es nicht an Tadel, namentlich von einigen seiner Collegen, die der Wassercur den erhaltenen Triumph nicht gönnten. Möge Herr Dr. H—s mir erlauben ihm öffentlich zu versichern, daß seine damalige, uneigennützige Handlungsweise ihm meine und vieler Anderen aufrichtige Hochachtung für immer gesichert hat! —

Die Geschichte dieser Cur verbreitete sich schnell in Freiberg. Schon den Sonntag Abend, als die Kleinen außer Gefahr erklärt worden waren, rief man mir in einer Gesellschaft entgegen: „Nun, Sie Wunderdoctor“ und in den nächstfolgenden Tagen sollte ich überall, wo ich mich sehen ließ, den Hergang erzählen. Ich that es der Wahrheit gemäß und hoffe, die Familie hat meine Worte bestätigt und nicht zur Entstellung der Thatsachen beigetragen: die ganze Belohnung, die ich von ihr verlangte und erhielt. Die gute Stimmung, welche sich nun in Freiberg zeigte, benutzend, schlug ich die Gründung eines Wasservereins vor, und Herr D. sowohl, als dessen Principal und einige dreißig andere achtbare und angesehene Personen schlossen sich demselben auf meine Einladung an.

Ich wurde bei der ersten Versammlung zum Vorsteher und Bibliothekar, Herr D. zum Cassirer und ein Rechtsgelehrter zum Secretair erwählt. Der Secretair hat jedoch nie eine Feder für den Verein angesetzt, und der Cassirer ließ immer die Beiträge erst auf mein mehrmaliges Erinnern einfordern, so daß, wie es zu geschehen pflegt, die ganze Arbeit auf den zu liegen kam, der das meiste Interesse an der Sache hatte.

Der Zweck des Vereins war, zur Verbreitung der Wasser-

heilkunde zu wirken, so viel als es die Umstände der Mitglieder erlaubten. Zu Erreichung dieses Zweckes wurde eine monatliche Zusammenkunft bestimmt, in welcher wir uns gegenseitig die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen mittheilten, von denen die wichtigsten durch den Secretair zu Protokoll genommen wurden. Jedes Mitglied steuerte bei seinem Eintritte 4 Groschen in die Casse und zahlte außerdem monatlich 2 Groschen Beitrag. Mehr zu geben war unverwehrt. Aus dem Fonds der Gesellschaft wurde Local, Heizung, Beleuchtung, Aufwärter ꝛc. bezahlt, und von dem Ueberschuß kaufte man Bücher hydriatischen und diätetischen Inhalts, welche unter den Mitgliedern circulirten. Im Falle die Casse des Vereins es erlaubte, sollte dieser späterhin auf Errichtung einer Douche, oder, wo möglich, einer vollständigen Kaltwasserheilanstalt bedacht sein.

Der Verein hat Gutes gestiftet. Es ging ihm jedoch, wie es so vielen Vereinen geht, deren Zweck nicht das Vergnügen der Mitglieder, sondern blos der öffentliche Nutzen ist: er löste sich nach ein Paar Jahren wieder auf, trotz aller Mühe die ich mir gab, ihn zusammen zu halten.

Er war es jedoch, der mir die erste Hoffnung einflößte, einst in Freiberg oder dessen Nähe, wo es an gutem Wasser nicht fehlt, eine Kaltwasserheilanstalt anzulegen; und kaum sah ich einen Schimmer der Möglichkeit, als ich mich daran klammerte und mit allem Eifer in der Nachbarschaft nach einem passenden Platze zu suchen begann. Das wollte mir jedoch lange nicht gelingen, da die Anlegung einer Douche, bei dem nöthigen Falle des Wassers, eine nicht geringe Schwierigkeit darbietet.

Ich suchte also weiter in der Nachbarschaft und kam endlich bis Tharandt, wo ich die Bekanntschaft des damaligen, durch sein tragisches Ende bekannt gewordenen, Badebesitzers machte. Die schönen Gebäude und die romantische Lage in der

Nähe von Dresden versprachen einer Anstalt in Tharandt einen sehr guten Erfolg, vorausgesetzt, daß gutes Wasser in hinreichender Quantität gefunden würde. Wir durchsuchten die Gegend umher und fanden nicht nur in einem Grunde ein Bächlein, das den nöthigen Fall zur Douche gab, sondern hatten auch Hoffnung, gegen ein kleines Opfer aus einer neuen Wasserleitung eine hinlängliche Menge Trinkwasser zu bekommen; als Herr Staberow plötzlich die Anlage auf eine Weise verändern wollte, die ich nicht billigen konnte. Er wollte nämlich sein Mineralwasser zur Douche benutzen, und sich überhaupt die Sache so leicht machen, daß sie gleich vom Anfange her jeden Kenner zurückweisen mußte. Das Unternehmen zerschlug sich also und blieb bis auf diesen Tag unausgeführt, wo es endlich einige Wasserfreunde wieder aufgenommen haben, die im Laufe dieses Sommers eine Wasserheilanstalt dort eröffnen werden.

Bei meinen öfteren Besuchen in Tharandt hatte ich Gelegenheit, Nachrichten über das Befinden des Baron C—i, den ich ziemlich leidend in Gräfenberg zurückgelassen, bei dessen Mutter, der Gräfin F—n, einzuziehen, welches mir bald als ganz erwünscht geschildert wurde. Nach Hause zurückgekehrt that er, wie man mir sagte, nichts als essen, trinken, jagen und spazieren gehen, unstreitig die beste Nachcur, die man brauchen kann. Ich habe lange keine Nachricht von ihm erhalten und möchte wohl wissen, ob seine Flechten nicht wieder gekommen sind. Nach meinen bisherigen Erfahrungen fürchte ich fast das Gegentheil, und würde mich sehr freuen, wenn der brave C—i ein Beweis für die Wirkung der Wassercur gegen dieses hartnäckige Uebel geworden wäre.

Einige Monate, nachdem der Versuch in Tharandt eine Anstalt zu gründen gescheitert war, erhielt ich eine Einladung nach Prag, um dort ein Grundstück in Augenschein zu nehmen, das

wegen der schönen und reichen Quellen und seiner ganzen Lage, so wie seiner früheren Bestimmung sehr gut zu Anlegung einer Wasserheilanstalt sich eignete, die bei einer Bevölkerung von mehr als hunderttausend Menschen recht gut gedeihen mußte, wenn anders ein tüchtiger Dirigent an ihre Spitze trat und gleich anfangs einige gute Resultate erhalten wurden. Dieses Grundstück war das St. Wenzelsbad in einer der Prager Vorstädte, welches früher vom König Wenzel mit vielen Kosten erbaut, nach und nach in Verfall gerathen, endlich von Herrn Hoscheck gekauft und in einen Pallast mit allerliebstem Garten verwandelt worden war.

Theils aus Rücksichten für meine Gesundheit, theils weil ich kein Anerbieten in Betreff der Reisekosten erhalten hatte, folgte ich der Einladung nicht eher, bis Herr Hoscheck mich mit seinem ältesten Sohne selbst in Freiberg aufsuchte und mir seine Absichten mittheilte, was im Frühling 1838 geschah.

Meine Reise nach Prag war eine der angenehmsten. Von Dresden aus machte ich sie mit einem Franzosen, der mich durch sein rothes Bändchen gleich anfangs interessirte, bald aber durch sein ganzes Wesen und den Fonds von Kenntnissen den er zeigte ganz für sich einnahm. Er war Mitglied der französischen Deputirten-Kammer und General-Inspector der Université de France. Sein Name war Dubois. Solcher General-Inspectoren hat die Universität mehrere. Sie sind beauftragt die unter die Universität gehörigen Lehranstalten des ganzen Reiches zu beaufsichtigen. Jeder hat seinen District, den er ein Paar Mal im Jahre bereist. Ihr bleibender Aufenthalt ist Paris; wenigstens war es der des Herrn Dubois. Er war auf einer Reise durch Deutschland begriffen, welche er im Interesse des öffentlichen Unterrichts unternahm und auf der er die vorzüglichsten Lehranstalten der deutschen Haupt- und Universitätsstädte besuchte.

Da er wenig deutsch sprach, so war ihm meine Gesellschaft nicht unlieb und wir wurden bald näher bekannt. Den zweiten Tag, als wir von Teplitz abfuhren, gesellten sich ein Paar junge Theologen aus Würtemberg zu uns, die Beide genug französisch sprachen, um einer Unterhaltung folgen zu können. Sie reisten ebenfalls um einige der höheren Lehranstalten Oesterreichs ꝛc. kennen zu lernen, und das gemeinsame Interesse machte das Gespräch so lebhaft, daß es oft an Worten fehlte um die Ideen auszudrücken, welche sich in den Köpfen meiner Gefährten in Menge herbeidrängten. Meine Gegenwart war nicht überflüssig: ich machte den Dollmetscher. Es war mir interessant wie drei Pädagogen vom Fache ihre bald abweichenden bald ganz übereinstimmenden Ansichten über einen Gegenstand aussprachen, welcher als höchst wichtig die Theilnahme eines jeden Gebildeten in Anspruch nehmen muß. Sie waren sämtlich mit Eifer für ihren Beruf erfüllt, durchdrungen von Liebe für die Jugend und von den achtbarsten Grundsätzen beseelt. Herr Dubois entfaltete die aufgeklärtesten Ansichten und seine Bemerkungen schossen oftmals wie Lichtstrahlen in das dunkle Chaos der Unterhaltung und ließen Jeden von uns klar erkennen, was vorher nur in unbestimmten Umrissen in seiner Seele gelegen hatte. So wie seine Worte, blitzten die schwarzen feurigen Augen des kleinen etwas verwachsenen Mannes durch das im Wagen herrschende Helldunkel und seine Geberden gaben Dem, was er sagte, Nachdruck. Ich dachte mir ihn als Redner in der Kammer, und wünschte damals mehr als je, Mirabeau gesehen und gehört zu haben.

Ich hatte das Glück gehabt, ihm nicht zu mißfallen. Er gab mir beim Abschied seine Adresse und erlaubte mir, mich an ihn zu wenden, wenn ich jemals Lust haben sollte, mich als Lehrer in Frankreich niederzulassen.

Nach einer Reise in so guter Gesellschaft traf ich heiter

und vergnügt bei Herrn Hoscheck ein, zwar etwas spät am Abend, aber doch noch zeitig genug um Etwas zu essen und Quartier zu finden. Meine Aufnahme war herzlich. Ein freundliches Zimmerchen, gute Kost und seine aus einer sehr liebenswürdigen Frau und elf allerliebsten Kindern (die späterhin auf zwölf vermehrt wurden) bestehende Familie, nebst Hauslehrern und Gouvernanten, machten, daß ich während meines kurzen Aufenthaltes in Prag der Heimath wenig gedachte. Ich verlebte einige recht glückliche Tage in dem Hoscheckschen Hause, die ich um so weniger vergessen werde, als mir das Schicksal dieselben ziemlich karg zugemessen und mich düster und mürrisch gemacht hat.

Unser Project beschäftigte uns lebhaft. Es war im Wenzelsbade schon Vieles geschehen, was ganz zu unserem Zwecke paßte. Eine Trinkquelle diente schon jetzt den Prager Wasserfreunden zum Sammelplatze. In dem nett angelegten Garten spazierte des Morgens die schöne Welt, ihr Glas in der Hand, herum und labte sich an dem klarem Wasser, dem besten, was ich in Prag getrunken habe. Ein großes Bassin, welches 1600 Eimer Wasser hielt, versorgte die im Erdgeschosse befindlichen achtundzwanzig Bäder, sämtlich in hellen freundlichen Zimmern, und theils ausgemauerten mit farbiger Glasur überzogenen, theils aus Wannen von dem feinsten silbergleichen englischen Zinn bestehend. Eine starke und hohe Douche von ungewöhnlicher Wirkung und einige Dampfkessel zum Erhitzen des Wassers, das zu warmen Bädern dienen sollte, vollendeten den Apparat. Ein netter Saal für die Badegäste mit der Aussicht nach der Moldau, die hellen Corridors, die reinlichen wollnen Decken, mit denen der Fußboden überall belegt war, die saffianenen Pantoffeln und übrigen eleganten Toilettenbedürfnisse, welche jedes Badezimmer schmückten, luden zur Benutzung der Anstalt verführerisch ein.

Auch war dieselbe von dem Prager vornehmen Publikum schon ziemlich besucht, und keine Stunde verging, ohne daß eine Equipage den Garten herabrollte, welche Badegäste brachte. Die Gräfenberger Wasserfreunde benutzten die kalten Bäder und Douche, und schon hatte man angefangen, in den kleinen Badezimmern Betten aufzustellen und einzelne Kranke schwitzen zu lassen.

Obschon mich nun das Ganze durch seine Eleganz und wohlerfundene Einrichtung bestach, so übersah ich doch keineswegs darüber den Zweck, für welchen die Anstalt bestimmt war, oder noch bestimmt werden sollte; denn die Idee einer vollständigen Wasserheilanstalt war Herrn Hoscheck erst während des Baues gekommen. Er hatte dieselbe, als speculativer Kopf, aber lebhaft erfaßt, war gleich nach Gräfenberg gereist, um Prießnitz zu sich einzuladen, ja er hatte sogar den kühnen Gedanken gehabt, der berühmte Naturarzt werde vielleicht sich bewogen finden, die Direction seiner mit vielen Kosten und so schön hergestellten Anstalt zu übernehmen. Darin hatte er sich nun freilich gewaltig geirrt; denn es ist Prießnitzen gewiß nie eingefallen, sich in ein abhängiges Verhältniß zu setzen und am allerwenigsten zu einer Zeit, wo er die Aussicht hatte, binnen einem Paar Jahren so viel zu verdienen, als das ganze Etablissement in Prag werth war. Allein er hatte doch den Gewinn gehabt, Gräfenberg mit seinen Einrichtungen zu sehen und Manches daraus zu lernen. Prießnitz, ganz zufrieden mit dem Inhalte meiner Schrift, hatte ihm mich empfohlen und dabei bemerkt, daß ich so gut wie er im Stande wäre, die Anstalt einzurichten, und er Niemand kenne, dem die Leitung derselben mit mehr Vertrauen übertragen werden könne. Auf diese mächtige Empfehlung hin hatte sich Herr Hoscheck an mich gewendet und erwartete nun, im Vertrauen auf meine Sachkenntniß, mein Urtheil.

Ich konnte die Einrichtung des Etablissements als Bade- und Vergnügungsanstalt nur loben; denn sie ließ nach meiner Ansicht wirklich Nichts zu wünschen übrig. Allein für eine eigentliche Kaltwasserheilanstalt eignete sie sich nicht, weil es ihr an Wohnungen für die Kranken fehlte. Der obere Theil des Gebäudes bestand aus einem prächtigen Saale und einigen Restaurationszimmern, nebst den Localen für den Restaurateur; und da es um die schöne Einrichtung Schade gewesen wäre, auch der Unternehmer nicht daran dachte, sie der Sache zum Opfer zu bringen, so fehlte es uns ganz an Platz für die Kranken, ja es war selbst, ohne die Symmetrie zu stören und die ganze Anlage zu entstellen, nicht gut möglich, ein Gebäude zu diesem Zwecke so anzubauen, daß es mit den Bädern in Verbindung blieb.

Das Hauptgebäude lag an einem Abhange, welcher sich noch um mehr als zwanzig Fuß nach dem Ufer der Moldau hinabzog. Der Raum unterhalb des Gebäudes, welcher zum Theil mit unansehnlichen Häusern besetzt war, gehörte nicht Herrn Hoscheck. Es blieb zu Anlegung einer Wasserheilanstalt Nichts übrig, als noch eine Summe zu opfern und die Häuser an sich zu bringen, was aber große Schwierigkeiten machte, da die Besitzer keine Lust zeigten, ihr Eigenthum zu veräußern, und Herr Hoscheck nicht gerade im besten Einverständniß mit ihnen zu stehen schien. Die Ordnung dieser Angelegenheit verlangte Zeit, und ohne den Besitz dieses tiefer gelegenen Platzes, der uns außerdem noch die Benutzung einiger unterhalb des großen Bassins gelegenen Quellen gestattete, war nichts von Bedeutung zu machen.

Eine zweite Schwierigkeit, die mir gleich anfangs entgegen trat, war die Idee des Unternehmers, einen Restaurateur in sein Bad zu nehmen, welcher Bälle geben und geistige und warme Getränke liefern sollte. Der Gewinn, welchen die An-

stalt dadurch abwerfen mußte, konnte nicht unbedeutend sein, und es war daher dem Besitzer nicht zu verdenken, wenn er das große Capital, das er auf dieselbe verwandt hatte, zu benutzen suchte. Allein mir, als ächtem Wassermann, war es schon ein schaudererregender Gedanke, daß in demselben Hause, in welchem eine Wasserheilanstalt sich befinde, Wein und Likörs verschenkt werden sollten. Auch war von der Stimmung aller ächten Wasserfreunde zu fürchten, daß dieser Umstand ein Stein des Anstoßes für sie werden und sie vom Besuche der Anstalt abhalten würde.

Eine dritte Schwierigkeit, und zwar wichtiger als die beiden nicht unerheblichen ersten, lag in der Mißstimmung der dortigen Aerzte und der ganzen Einrichtung des Medicinalwesens der Hauptstadt. Der Protomedicus war, wie man mir sagte, ein abgesagter Feind der Wassercuren und übte auch sonst eine dictatorische Gewalt über Alles aus was nur Arzt hieß. Man erzählte mir einige Beispiele seiner Medico-Tyrannei, die hinreichten, mich sehen zu lassen, was ich als Laie in Prag zu erwarten hätte, wenn man schon die nicht promovirten Aerzte wie Unkraut behandelte. Ich erinnere mich unter Anderem noch des Folgenden:

Die Medicinal-Behörde (der Protomedicus) hatte ein Verbot an alle Apotheker erlassen, irgend einem Wundarzte, außer dem zugleich als Geburtshelfer prakticirenden Herrn Axmann und einem anderen Collegen, dessen Namen ich vergessen habe, innerliche Medicin zu verabfolgen. — Herr Axmann hatte bald darauf Gelegenheit, einer Wöchnerin nach einer unzeitigen Niederkunft wegen eines Gebärmutterblutflusses, der mit Gefahr drohete, ein blutstillendes Mittel zu verschreiben, wodurch sie beim Leben erhalten wurde. Das Recept wurde von der visitirenden Behörde gefunden und Herr Axmann zu 20 Gulden

Münze Strafe verurtheilt. Er appellirte und berief sich auf das erlassene Gesetz, welches ihn ausdrücklich von dem Verbote ausschließe. Die Appellation wurde verworfen, und trotz dem, daß er sein halbes Vermögen anbot, wenn man ihm nur beweisen wollte, daß man ihn mit Recht strafe, mußte er seine 20 Fl. bezahlen, ohne eine nähere Erklärung zu erhalten.

Einige Zeit darauf befand sich ein anderer Wundarzt in einem ähnlichen Falle. Er fürchtete ein gleiches Schicksal, wenn er der Kranken, die in großer Gefahr schwebte, Etwas verschreibe, und schickte daher nach mehreren Doctoren. Es war während der Nacht und Keiner beeilte sich, sein Bett zu verlassen, und das Oberhaupt derselben dachte gleich gar nicht daran, aufzustehen. Als endlich nach mehrstündiger Verzögerung Einer kam, war es zu spät. Die Kranke mußte das weise Gesetz mit dem Leben bezahlen.

Späterhin kam der Protomedicus selbst in den Fall, die Hülfe des als sehr geschickt bekannten Armann in Anspruch nehmen zu müssen. Seine Frau, die er sehr liebte, mußte künstlich entbunden werden. Das konnte der Herr Protomedicus nicht selbst. Armann wurde geholt und fand den Zustand der Kreisenden nicht ohne Gefahr. Nachdem die beiden Aerzte sich hierüber verständigt hatten, fragte Armann, was er denn nun eigentlich solle. Der Protomedicus bat ihn, seine Kunst an seinem theuren Weibe zu erproben und sie ihm zu erhalten. Armann kramte seine Instrumente aus, schlug seine Arme über der Brust zusammen und sagte, dem Manne, der ihn ungerecht verurtheilt hatte, scharf ins Gesicht blickend, mit bedeutungsvollem Tone: „Aber?" Der Protomedicus fiel ihm um den Hals und bat ihn, in diesem drohenden Augenblicke Alles zu vergessen und auf seine Dankbarkeit zu rechnen.

Armann that seine Pflicht. Die Wöchnerin wurde glück-

lich entbunden und — Armann von dem Herrn Protomedicus zum Gevatter gebeten und seitdem mit Auszeichnung und allen nur möglichen Rücksichten behandelt.

Ein anderer Wundarzt wurde des Nachts von seinem Dienstmädchen geweckt, welche von der damals in Prag herrschenden Cholera=Epidemie befallen worden war. Es war keine Zeit zu verlieren: er schrieb ein Recept und schickte ein Glied seiner Familie in die Apotheke. Die Magd wurde gerettet und — er um 20 Gulden bestraft.

Die erste dieser beiden Geschichten wurde mir ein Paar Jahre später von dem alten braven Herrn Armann, den ich zufällig in Dresden traf, bestätigt. Da ich sie nicht sogleich niederschrieb, sondern nur meinem Gedächtniß aufzuheben gab, so könnte es sein, daß mir irgend ein unbedeutender Umstand entfallen wäre. Die Hauptsache ist die hier erzählte und in Prag ziemlich bekannt.

Zu den angegebenen Hindernissen, welche meiner Habilitirung in der Hoscheckschen Anstalt entgegen standen, gesellte sich noch ein viertes von meiner Seite. Ich glaubte unter so schwierigen Umständen die Direction der Anstalt nicht übernehmen zu können ohne eine Garantie für die Subsistenz meiner Familie, und verlangte einen festen Gehalt von sechshundert Gulden auf einige Jahre, als Grundlage meiner Existenz. Herr Hoscheck fand dies von seiner Seite zu gewagt, und so verließ ich Prag ohne daß wir etwas Gewisses abgemacht gehabt hätten.

Für die Freundlichkeit, mit welcher mich dieser angesehene Bürger in mehreren der ersten Häuser Prags einführte, bin ich ihm noch heute zu Danke verpflichtet. Ich wurde durch ihn dem Präsidenten und mehreren anderen Mitgliedern der Regierung, dem Grafen Hartmann, Erzieher des Herzogs von Reichsstadt, Herrn Professor Bittner und mehreren Personen, welche die

Cur in Gräfenberg gebraucht hatten, vorgestellt, und fand auch einige liebe Bekannte von 1836 wieder, unter andern Freund Walter vom Prager Theater, mit seiner liebenswürdigen kleinen Gattin, die wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihren Mann und durch ihr sanftes ächt weibliches Wesen in Gräfenberg sich Aller Achtung erworben hatte und die nebst einigen gesunden und kräftigen Wasserfischlein, die sie ihm geschenkt, das Glück ihres braven Mannes machte. Ihre anfangs kinderlose Ehe ist seit Gräfenberg gar sehr gesegnet worden, und nach einem eben erst erhaltenen Briefe Herrn Walters befindet sich das ganze Haus, bei fortgesetztem Gebrauche des kalten Wassers, seit Jahren vollkommen wohl — ohne Medicin!

Herr Walter machte mich wieder mit einigen seiner Gefährten, Herrn Demmer und Herrn Dietz ꝛc., bekannt, und Alle wetteiferten mir meinen kurzen Aufenthalt in Prag angenehm zu machen. Wir besuchten mit Herrn Hoscheck's Equipage am Sonntage die Nicolaikirche und den Dom, wo ich einen Landsmann traf, der sich uns anschloß, und wo ich Gelegenheit fand, die oft bewunderten Gemälde in der ersten und den Reichthum in der letzten dieser Kirchen auch zu bewundern. Die massiv silbernen Engel, von denen jeder neun Centner wiegt, wenn ich nicht irre, machten durch ihre Schönheit einen so großen Eindruck auf mich, daß ich den Wunsch nicht ganz unterdrücken konnte, einen von ihnen zu besitzen. Ich hätte gewiß lauter Wasserheilanstalten davon gebaut.

Aus dem Dom gingen wir nach einem Kreuzgange, welcher dort in der Nähe sich befindet und welcher eben durch eine große Procession eingeweiht werden sollte. Dieser Kreuzgang besteht aus einer Anzahl von im Freien stehenden steinernen Pfeilern, an deren jedem ein Zug aus der Leidensgeschichte des großen Stifters der christlichen Religion al fresco gemalt ist, und

vor denen die Bevölkerung betend vorüberzieht. Den recht eigentlichen Nutzen desselben habe ich nicht einsehen können. Vielleicht mag es für das Volk recht gut sein, im Freien zur Frömmigkeit und einem rechtschaffenen Lebenswandel aufgefordert zu werden. Mir wurde wenigstens während der Procession im Gedränge ein neues seidenes Taschentuch gestohlen, als ich es, nachdem ich mir den Schweiß vom Gesicht gewischt, kaum meiner Tasche wieder anvertraut hatte. Zwar warf ich, als ich den Verlust fast im Augenblicke wo er mir zugefügt wurde bemerkte, ein lumpiges Subject, das hinter mir stand und sich ängstlich durch das Gedränge zu entfernen strebte, mit einem Faustschlage zu Boden; allein dies hätte mir bald etwas ganz Anderes als mein Schnupftuch wieder verschafft. Freund Hoscheck fand es gerathen, einen andern Standpunkt zu suchen und uns bald zu entfernen.

Den andern Tag wurde ich von einem Polizei-Obercommissar nach dem Polizeiamte beschieden, um ein Schnupftuch zu recognosciren, das man bei einem verdächtigen Subjecte gefunden. Es war nicht das meinige; ein Beweis, daß bei der frommen Procession noch mehr derartige Industrie getrieben worden. Der Besitzer behauptete, es gefunden zu haben. Da er jedoch zufällig schon vier Mal wegen seines Talents für das Finden seidener Schnupftücher arretirt gewesen war, so entließ man ihn dies Mal nicht, ohne ihm eine Aufmunterung von fünfundzwanzig Stockstreichen zu geben, die ihn einige Tage am Sitzen auf ungepolsterten Stühlen gehindert haben mag; denn die Leute, denen dieses Austheileramt in Prag übertragen ist, sollen sich meisterhaft auf ihre Kunst verstehen. So unterstützt ein Talent das andere! —

Der Herr Obercommissar erzählte mir, daß die Polizeibeamten oder andere zu diesem Zwecke bestallte Leute manchmal

in Civilkleidern und in einiger Entfernung von einem Polizeisoldaten begleitet durch die Straßen gingen. Als Lockspeise lassen sie das Ende eines schönen seidenen Tuches aus der Rocktasche sehen, dessen anderes Ende inwendig an die Tasche fest genäht ist. Kommt nun ein Vögelein heran, welches das Tuch wegkapern will, so packt ihn der Bestohlne beim Kragen und der Polizeisoldat stürzt von hinten auf ihn los und raubt ihm die Aussicht zu entkommen, die sich ihm, dem Einzelnen gegenüber, noch zeigte. Durch solche Spitzbubenfallen erhält das oben erwähnte Austheileramt immer etwas Beschäftigung. Da jetzt Douchen in Prag sind, so hat es wegen der möglichen Rheumatismen im rechten Arme keine Noth. —

Prag hat eine Menge Schönheiten, unter denen die Naturschönheiten nicht die letzten sind. Ein Blick bei Morgenbeleuchtung von der Färberinsel auf die wie ein zweites Neapel aus dem Wasser aufsteigende Kleinseite und die schöne Brücke, oder gegen Abend von dem Hradschin herab über die gewaltige Stadt und Umgegend, ist schon allein eine Reise von Freiberg nach Böhmens Hauptstadt werth. Auch die Umgegend ist recht schön.

Der Aufmerksamkeit meiner Freunde verdanke ich einen Besuch des ein Paar Stunden aufwärts an dem linken Ufer der Moldau liegenden Kuchelbades, in welchem zur Zeit eine Kaltwasserheilanstalt eingerichtet wurde. Wir kamen, eine ganze Gesellschaft Wassermenschen, in zwei Wägen daselbst an, besahen die Herrlichkeiten der Anstalt und begaben uns dann in eine in der Bergschlucht gelegene Mühle, um da unseren hydropathischen Kaffee, Schmetten (smettana, Rahm, Sahne) mit Brot, und einige Krüge Wasser zu uns zu nehmen. An der Anstalt war nicht gar viel, und die Anlage zeigte von Mangel an Erfahrung des Baumeisters, welcher freilich auch durch die geringe

Summe, welche der Besitzer, Fürst von Wallerstein, dazu ausgesetzt hatte, etwas genirt war. Die Lage war übrigens recht nett und eignete sich recht wohl zu einer Kaltwasserheilanstalt. Ich traue mir fast zu, daß ich Etwas daraus gemacht haben würde, wenn sie mein Eigenthum gewesen wäre. Bei der Nähe von Prag konnte sie bei einer guten Leitung kaum ohne Erfolg sein, wie sie es auch nach der Zeit unter dem Herrn Dr. Kanzler nicht ganz gewesen und noch ist.

Es machte der Gesellschaft vielen Spaß, als ich in der Mühle, wo größtentheils böhmisch gesprochen wurde, unerwartet auch meinen Vorrath dieser Sprache auskramte, der seit der Unterhaltung mit dem Wirth zwischen Königingrätz und Krulich sich um einige Wörter vermehrt hatte, und ich wurde von den zu uns gehörigen jungen Damen sogleich in die Schule genommen, um noch Etwas zu lernen. Man begreift, daß ich mir alle Mühe gab, meinen schönen Lehrerinnen Freude zu machen.

Unter meinen neuen Bekanntschaften in Prag befand sich auch der Gubernialrath Wilmans, ein Oheim von Prießnitz und einer der liebenswürdigsten Greise, die ich kennen gelernt habe. Er empfing mich auf dem Gubernialhause mit offnen Armen und zeigte mir, zum Beweise, wie lieb er mich habe, die zweite Auflage meines in Oestreich verbotenen Buches in einem Tischkasten seines Schreibtisches mit fast triumphirender Miene. Ich fragte ihn scherzend, wie er als Regierungsbeamter ein verbotenes Buch bei sich dulden könne, und zeigte ihm ein Paar Exemplare desselben, die ich hübsch gebunden mitgebracht und für den Herrn Oberstburggrafen und einen anderen höheren Beamten bestimmt hatte. Er lachte und versicherte mich, daß das Verbot gerade ein Mittel sei, um dem Buche Abgang zu verschaffen, und daß man es in Prag überall finde.

Ein anderer Beamter in der österreichischen Monarchie hat

mich späterhin versichert, daß er allein, als großer Wasserfreund, über dreihundert Exemplare davon ins Publikum gebracht habe. Nach der veränderten vierten Auflage erhielt es übrigens das Transeat, d. h. die Erlaubniß eingeführt zu werden, ohne daß es in öffentlichen Blättern angekündigt werden durfte.

Der Herr Vicepräsident von Prohaska empfing mich sehr freundlich und versprach mir für mein Etablissement in Prag von Seiten der Regierung alle Unterstützung. Gegen Prießnitz war er sehr eingenommen. Es war ein Sohn von ihm längere Zeit in Gräfenberg gewesen und hatte von ihm das Bild eines schmutzig-geizigen, habsüchtigen und unwissenden Bauern mit nach Hause gebracht. — Es versteht sich von selbst, daß ich meinen Meister mit aller Wärme vertheidigte, die mir meine Gesinnungen gegen ihn einflößten.

Den Grafen Hartmann hatte ich Gelegenheit, mir durch einen jener kleinen Dienste zu verbinden, welche manchmal im öffentlichen Leben von Folgen begleitet sind. Wir waren im Theater und ich kam zufällig hinter ihn zu sitzen. Man spielte Robert den Teufel. Robert wurde von Freund Demmer, Bertram von einem Gaste, Herrn Bader aus Berlin, Alice von Fräulein Großer, ebenfalls einer Berlinerin und Isabelle von Madam Pocharska, einer Böhmin, gegeben. Diese Letzte sang recht schön und war lange Zeit der Liebling der Prager gewesen, doch in neuer Zeit, besonders bei den Männern, durch die Großer verdrängt worden, deren klangvoller und wohlgeschulter Gesang allerdings auch alle Aufmerksamkeit verdiente. Die Großer wurde ungeheuer beklatscht. Bei der Pocharska regte sich kein Finger. Der Graf aus Patriotismus und vielleicht Vorliebe für die Landsmännin war der Einzige, der es wagte, eine Lanze für sie zu brechen. Man ließ ihn sitzen; kaum regten sich noch in einem Winkel ein Paar schwache Hände, die es wagten schüch-

tern ein Paar Schläge zu thun. Der Graf dauerte mich und der Gesang der Pocharska hatte mir gefallen. Durch mein Incognito ermuthigt rief ich also ein donnerndes Bravo und schlug so wacker in meine Hände, daß die schallenden Laute die Herzen der Böhmen endlich rührten und sie in Masse in unseren patriotischen Applaus einstimmten. — Der Graf erkannte mich, als er sich nach mir umsah, drückte mir dankbar die Hand und erwähnte diesen Vorfall ein Paar Tage später gegen einige Personen, indem er mich höchlich wegen meines Geschmacks und der ihm gegebnen Unterstützung lobte.

Auch er ist seitdem seinem der Politik geopferten Zögling in eine bessere Welt nachgegangen.

Durch den lieben greisen Professor Bittner wurde ich zuerst mit den Leistungen des Hydriaten Lauda zu Leitmeritz bekannt. Der Herr Professor hatte zwanzig Jahre an der Gicht gelitten und war fast verkrüppelt, als ihn Lauda in die Behandlung nahm und ihn mit Hülfe des kalten Wassers (binnen achtzehn Monaten, glaube ich) vollkommen herstellte, so daß der alte Herr nicht nur wieder zum vollkommenen Gebrauche seiner Gliedmaßen kam, sondern auch wieder ganz heiter und lebenslustig wurde, so wie ich ihn damals und ein Jahr später fand.

In Ländern, wo die Menschen mehr an das Glauben, als an das Denken und Forschen gewöhnt werden, macht auch alles Neue, Unbegreifliche starken Eindruck und schnelle Fortschritte. Daher kommt es auch vielleicht, daß das Wunderbare von Prießnitzens Erscheinung und seinen Curen in der österreichischen Monarchie am schnellsten sich ausgebreitet hat und daß in Prag die Gemüther vieler Kranken vom Volke schon im Jahre 1838 so aufgeregt waren, daß mehrere Krüppel und Lahme Hoschecks Haus umlagerten und sich mir in den Weg stellten, wenn ich es verließ, und daß von mehreren Seiten her die Aufforderung an

mich erging, zu kranken Personen zu kommen, die Hülfe von mir erwarteten.

Leider waren es fast lauter Fälle, in denen ein vorübergehender Rath wenig nützte. Hätte ich einen Theil der Wunderkraft unseres größten Arztes in meinen Händen gehabt, ich hätte durch Auflegen derselben Hunderten die Gesundheit wiedergeben können. — Wunder thut freilich das Wasser auch nicht! —

Zwölftes Capitel.

Inhalt. Der Dresdner Wasserverein. — Die ersten Wasserheilanstalten in Sachsen: die Schweizermühle und Strehlen. — Der Müller Geißler. — Dr. Herzog. — Idee der Emancipation der Wasserheilkunde in Sachsen. — Schritte bei den höchsten Behörden. Unannehmlichkeit. — Freundliche Aufnahme von Seiten des Ministers des Innern. — Neue Schritte bei dem Könige ꝛc. — Geringer Erfolg. — Fortwährende Abneigung der Aerzte gegen das Wasser. — Kammerherr von Hartmann im Jahre 1843. — Vergleichung der Wasserheilkunst mit der Medicin. — Das neue preußische Gesetz. — Reflectionen.

Auf meinen mehrmaligen Reisen durch und nach Dresden hatte ich die Bekanntschaft des dasigen Wasservereins gemacht, welcher aus lauter sehr achtbaren Personen bestand, die zum Theil in Gräfenberg gewesen waren und sich lebhaft für die Verbreitung der Hydriatrik oder, wie man es früher nannte, Hydropathie interessirten. Ich trat dem Vereine als Mitglied bei und besuchte mehrere seiner Versammlungen. Auch theilten wir uns gegenseitig unsere Protokolle und neuesten Erfahrungen mit. Diese Mittheilungen waren nicht ohne Ausbeute für uns und haben mir namentlich einigen guten Stoff für meine Schriften geliefert.

Der Verein besteht noch und wirkt mit Liebe für die Sache fort, obschon die meisten seiner Mitglieder etwas flau geworden zu sein scheinen. Leider hat er vor Kurzem seinen würdigen Vorsteher, den Schuldirector Krug, durch den Tod verloren.

Durch die Bestrebungen des Vereins wurde in der Mühle zu Strehlen der Anfang zu einer Kaltwasserheilanstalt gemacht und der Verein erbat sich von der Kreisdirection die Erlaubniß hierzu, die mit einigen Beschränkungen auch gegeben wurde.

Der Besitzer der Schweizermühle in dem schönen romantischen Bielgrunde in der sächsischen Schweiz hatte seinen Reichthum an schönem klaren und eiskalten Wasser ebenfalls benutzt und mit Hülfe einiger Sachverständigen nicht nur Douchen und Bäder eingerichtet, sondern auch ein ganz nettes Gebäude zur Aufnahme von ein Paar Dutzend Kranken hergestellt. Ich besuchte diese von der Natur wirklich sehr begünstigte Anstalt in dem reizenden Bielgrunde und war entzückt über ihre Lage, das herrliche Wasser und die Fortschritte, welche die Wasserheilkunde da schon gemacht hatte. An der Einrichtung selbst war zwar noch Manches zu tadeln. Namentlich waren die Bäder nicht mit dem Wohnhause verbunden und der Kranke war genöthigt, mit schwitzendem Körper eine Strecke in freier Luft zu gehen, ehe er zu ihnen gelangte. Allein es war doch schon eine sehr gute Nachahmung Gräfenberg's und hatte auch schon einige glückliche Curen geliefert. — Der Besitzer verstand von der Cur natürlich wenig; indessen war er ein verständiger und für einen Müller ungewöhnlich gebildeter Mann, der gern Etwas lernte und das, was er nicht wußte, à la Prießnitz, geschickt zu verbergen verstand. Eine Lächerlichkeit von ihm war, daß er Prießnitzen zu copiren suchte und schon Jahre lang die Wasserheilkunst verstanden und ausgeübt zu haben vorgab, für die er, wie er sagte, leibte und lebte. — Späterhin hat er jedoch umgesattelt und steht jetzt einer Restauration in Dresden vor, wo nicht lauter Wasser getrunken wird.

Er hat das Verdienst, die erste Wasserheilanstalt in Sachsen gegründet zu haben, welche durch den Verkauf seines Grund-

stücks nichts verloren hat, sondern unter der umsichtigen Leitung eines verständigen Hydriaten, des Herrn Dr. Herzog, fortblüht und gedeiht. Weit entfernt, dem guten Herrn Geißler persönlich wegen seines Glaubenswechsels zu nahe treten zu wollen, bin ich ihm im Gegentheile noch wegen der freundlichen Aufnahme, die er mir und meiner Begleitung zu Theil werden ließ, zu Danke verpflichtet und wünsche ihm alles mögliche Glück. Ich konnte jedoch nicht umhin, auf die Triebfedern, welche so viele Aerzte und Laien zu Errichtung von Wasserheilanstalten bewogen haben und die sich schon in den ersten Jahren der Verbreitung der neuen Heillehre verriethen, einen Lichtstrahl fallen zu lassen und ihn als erstes mir bekannt gewordenes Beispiel anzuführen.

Die Beschränkungen, welche man der Ausübung der Wasserheilkunst in den beiden Anstalten im Bielgrunde und Strehlen auferlegt hatte und welche dieser Ausübung im Allgemeinen noch entgegen standen, brachten mich auf die Idee, die Emancipation dieser Heilkunst bei der Staatsregierung nachzusuchen. Diese Idee schien damals allen Nichtwasserfreunden barock, desto vernünftiger und ausführbarer aber allen ächten Hydropathen. Die Aerzte kümmerten sich um die Wasserheilkunde nicht und verstanden Nichts davon, oder sie waren gar gegen dieselbe eingenommen und hielten ihre ersten Principien für Unsinn. Und diese Aerzte sollten die Wasserheilanstalten dirigiren und die Kranken mit Wasser behandeln? — Hieß das nicht einem Mönche die Seelsorge einer eben erst zur neuen Lehre übergegangenen protestantischen Gemeinde übertragen?

Ich nahm einige Zeit Anstand, Schritte bei den hohen Beamten in dieser Angelegenheit zu thun, weil ich keine Empfehlungen hatte, mich selbst für eine zu unbedeutende Person hielt, um der Regierung eine so wichtige Veränderung im Systeme

der Medicinal-Polizei vorzuschlagen, und weil ich glaubte, die Sache müsse erst noch etwas mehr Reife, mehr Anklang im Publikum finden und von mehreren Seiten her als eine Nothwendigkeit unterstützt werden.

Endlich wurde ich von verschiedenen Wasserfreunden zu ernstlichen Schritten aufgefordert. Einer hatte dem Minister des Innern ein Exemplar der zweiten Auflage meiner Schrift übersandt und ihn auf mich aufmerksam gemacht. Mehrere Schritte waren schon von Seiten des Dresdner Vereins geschehen. Auch ich hatte schon einmal mit einigen hochgestellten Personen in Dresden gesprochen und freundliche Aufnahme gefunden. Da entschloß ich mich endlich, einen entscheidenden Schritt zu wagen.

Ich ging zuerst zu dem jetzigen Minister des Cultus, Herrn Geheimrath von W., welcher damals Chef der Dresdner Kreisdirection war, und trug ihm mein Gesuch vor. Ich hatte früher schon mit ihm gesprochen und auch die Dresdner hatten wegen der Strehlener Anstalt Gelegenheit gehabt, ihn auf die Sache aufmerksam zu machen. Seine Excellenz empfing mich sehr freundlich, warf mir jedoch ein, daß der Werth der Wassercuren nach der Prießnitzschen Methode ein noch zu unbestimmter sei und eben erst einer der Herren, welcher zu der kürzlich an ihn abgesendeten Deputation des Dresdner Vereines gehörte, durch den Gebrauch dieser Cur sein Leben verloren habe.

Glücklicherweise kannte ich den Hergang der Sache. Der alte biedre Major v. Brochowski, einer der eifrigsten Beförderer der Wasserheilkunst, die er in Gräfenberg selbst kennen gelernt, hatte bei einem Gerichte Finken das Unglück, einige spitzige Knöchelchen zu verschlucken, welche sich in die Därme spießten und eine Darmentzündung erzeugten. Der Kranke ließ den Dr. Herzog rufen und erklärte, sich von ihm, aber nur rein

hydriatisch, behandeln lassen zu wollen, worauf dieser die Behandlung übernahm. Da jedoch durch kein Wasser die Ursache der Entzündung zu entfernen war, so konnte natürlich auch die Krankheit nicht gehoben werden und der Patient mußte nach schweren Leiden sterben. Die Aerzte fielen nun gleich über Dr. Herzog her und wollten ihm den Proceß machen. Er bestand auf einer näheren Untersuchung der Sache, und man fand bei der Section die Knöchelchen in die Därme eingespießt und überzeugte sich von der Unmöglichkeit einer Rettung des Kranken. Statt jedoch die Sache der Wahrheit gemäß zu erzählen, bemühten die Jünger Aesculaps sich, die Schuld von des Majors Tode auf die Wassercur zu schieben und den Hergang entstellt ins Publikum zu bringen. Auch Herrn von W. war sie auf solche Weise durch einen Arzt mitgetheilt worden.

Ich konnte also die Bedenklichkeit, welche dem Herrn Geheimrath von dieser Seite kam, durch einfache Erzählung der Thatsache vollkommen heben und bemerkte sogar, daß die Gegner, welche sich der Verleumdung bedienten, um unserer Sache zu schaden, dadurch ihre eigne Sache bloßstellten. Indeß konnte Herr von W., obgleich selbst ein Freund des kalten Wassers, in seiner Stellung für unsern Zweck persönlich nur wenig thun und wies mich daher an den Herrn Staatsminister von Lindenau und an das Ministerium des Innern. Herr von Lindenau, dieser alles Gute so gern befördernde Staatsmann, dem Sachsen so unendlich viel verdankt und der noch bei Niederlegung seines mit so vielen Mühen verbundenen Amtes seinen Segen dem Lande in einem bedeutenden Opfer zurückließ, versprach mir zwar, mein Gesuch in Betracht zu ziehen und nach Befinden für dasselbe zu sprechen; allein auch er sagte mir, es sei lediglich Sache des Ministers des Innern und habe ich mich also an diesen zu wenden.

Ich traf den Herrn Minister nicht im Landhause und benutzte deshalb meine Anwesenheit zu einer vorläufigen Rücksprache mit einem anderen höheren Beamten des Ministeriums. Dieser schien von der ganzen Wasserheilkunde noch wenig zu wissen und noch weniger zu halten. Schon die ersten Einwürfe, die er mir machte, bewiesen mir, daß ich von dieser Seite wenig zu hoffen hatte. Meinen Wunsch, die Wasserheilkunst emancipirt zu sehen, behandelte er als eine Absurdität, wenn er es auch nicht geradezu mit klaren Worten sagte; seine Meinung war, daß eine Reform, wie diejenige, welche ich vorschlug, von den Sanitäts-Collegien ausgehen müsse, daß sie gar nicht Sache der Laien sei, die das nicht verstünden, und daß der Eifer für die Wasserheilkunst weit eher eine Modethorheit, als eine so wichtige Entdeckung sei, wie wir Exaltirten in ihr erblickten.

Diese Einwürfe folgten nicht alle auf ein Mal, sondern in der Ordnung, wie das Gespräch Gelegenheit dazu gab. Ich suchte sie zu widerlegen und wurde in dem Maße wärmer, als der Beamte kälter und schroffer wurde.

Den Einwurf, daß die vorgeschlagene Reform von den Sanitätsbehörden ausgehen müsse, widerlegte ich durch die Bemerkung, daß dies eben so wenig zu erwarten sei, als man je hätte erwarten dürfen, daß die Kirchenreformation vom Papste ausgehen werde; daß die Aerzte von der Wasserheilkunst nicht nur Nichts verstünden, sondern auch in ihrem gelehrten Dünkel, der sie so weit von dem einfachen Wege der Natur abgeführt, es verschmähten, Etwas davon zu lernen; daß sie gleich von vorn herein gegen sie eingenommen wären, weil sie mit ihren Hypothesen und Collegienheften nicht übereinstimmte, weil sie durch dieselbe aus ihrem Schlendrian gerissen würden, und weil ihr Interesse dabei in Gefahr gerathe; denn so viel sei wenigstens mir klar, daß mit Einführung der Wasserheilkunde drei

Viertheile der Aerzte überflüssig, dagegen eben so viel der Kranken zu Gesunden werden würden.

Dem zweiten Einwurfe, daß eine solche Reform nicht Sache der Laien sei, die das nicht verstünden, setzte ich entgegen, daß die Gewalt, welche die Mediciner sich seit zu langer Zeit über unser theuerstes irdisches Gut angemaßt hätten, einem Despotismus gliche, bei welchem der Unterthan nicht fragen dürfe, was mit den schweren Steuern, die er zu zahlen genöthigt sei, gemacht werde; daß ich nicht einsähe, warum wir mit unserer und unserer Kinder Gesundheit ohne alle Einrede sollten schalten und walten lassen, wie es den Launen der gelehrten Herren gefiele, und daß die Staatsregierung unmöglich Jemand zwingen könne, sich durch Medicin vergiften zu lassen, wenn er die Ueberzeugung in sich trage, daß er durch einfaches Wasser und eine passende Diät gesund werden könne; daß in einem constitutionellen Staate, so wie zu den Steuern und der übrigen Verwaltung, der Bürger auch über die Sanitätspflege sein Wort zu sagen berechtigt sein müsse, so weit ihm die Erfahrung die Mittel dazu in die Hand gäbe, und daß ich aus diesem Grunde allein das Recht zu haben glaube, das Hohe Ministerium mit meinen Vorschlägen zu belästigen und sie ihm zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Der dritte Einwurf brachte mich zu meinen Erfahrungen in Gräfenberg, zu meinen Curen in meiner Familie und endlich auch zu der oben erzählten Rettung der beiden Knaben des Herrn D. Je mehr mir daran lag, dem hohen Beamten die Wichtigkeit der neuen Erfindung zu beweisen, und je näher mir die Beweise dazu lagen, desto wärmer wurde ich. Eine solche Wärme kann jedoch nur bei einem guten Redner den gewünschten Eindruck machen, und auch dann nur, wenn er Zeit hat, durch Anführung aller beweisenden und erklärenden Umstände

den Zuhörer von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Wo aber soll man einem höheren Beamten gegenüber die Zeit hernehmen, um in alle diese nöthigen Details einzugehen? Woher den Muth, so weit auszuholen, wenn man uns gleich bei dem Eintritte in das Arbeitslocal durch Blicke und Worte zu verstehen giebt, daß man sich kurz fassen und so bald als möglich wieder gehen möge? Wie war es überhaupt zu verlangen, daß der Beamte einem fremden Manne, der ihm von keiner Seite empfohlen worden war, unbedingt glauben und dessen Begeisterung für eine Sache gut heißen oder gar unterstützen sollte, die er selbst für eine Thorheit hielt? Trotz meiner Wärme brachte ich also keinen vortheilhaften Eindruck hervor. Im Gegentheil schien man mich für einen Wasserfanatiker zu nehmen, dessen Kopf ein wenig zurecht gesetzt werden müsse, und ich mag allerdings in meiner durch die Umstände erzeugten Aufregung eine Art Fanatismus haben blicken lassen. Kurz, meine Beweise für den Werth der neuen Heilmethode machten keine Aenderung in der Meinung meines Gegners, und als ich mit der D.'schen Geschichte fertig war, erhielt ich blos die Antwort, daß ich straffällig sei, mich unbefugter Weise mit der Behandlung Kranker befaßt zu haben.

Diese Bemerkung entrüstete mich, der ich Lob verdient zu haben meinte. Nachdem ich noch angeführt, daß jene Behandlung unter der Aufsicht des Arztes geschehen und der Herr Beamte mir in etwas ärgerlichem Tone erwidert, daß der Arzt in diesem Falle auch Strafe verdient habe und daß, wenn man uns anzeigte, wir Beide bestraft werden würden, verlor ich endlich die Hoffnung auf einigen Erfolg an dieser Stelle und ließ meinem Unmuth über die letzten strafenden Bemerkungen meines Gegners den Zügel schießen. Ich sagte, wenn es ein Gesetz gäbe, welches verböte, Jemand das Leben zu retten, wenn

man die Fähigkeit dazu in sich fühle, so läge in meiner Brust ein Gesetz, welches höher stünde, als das papierne, aus dem sich Vielerlei machen ließe; daß ich dem Herrn Beamten es ganz frei stelle, mich wegen der Lebensrettung der beiden D. anzuklagen und bestrafen zu lassen, daß mich aber weder diese Ungerechtigkeit noch irgend ein Verbot, von wem es auch käme, jemals hindern würden, da Hülfe zu bringen, wo ich es könne, und durch die Verbreitung der Wasserheilkunde der Menschheit zu nützen; und endlich schloß ich mit den Worten, daß, wenn ich gewußt hätte, daß der Herr Beamte von solchen Gesinnungen beseelt wäre, wie er sie mir gezeigt, ich ihm und mir die Mühe erspart haben würde, über den Gegenstand zu sprechen. Er muß mir darauf etwas Unangenehmes gesagt haben, denn ich erinnere mich, daß ich ihm erwiderte, wenn er nicht Achtung vor meiner Person zu haben für nöthig halte, so solle er wenigstens den Respect vor den Gesinnungen nicht aus den Augen setzen, die mich hierher geführt; worauf ich mich ohne Ceremonie empfahl.

Da wir Beide gegen das Ende hin unsere Stimmen immer mehr erhoben und immer schneller gesprochen hatten, so fand ich das ganze Personal der Expedition, durch die ich gehen mußte, auf den Beinen, mich neugierig anschauend, woraus ich schloß, daß diese laute Sprache an diesem Orte nicht gar zu häufig vorkommen möchte.

Aufgeregt wie ich war und getäuscht in meinen Erwartungen, wollte ich schon meinen Plan, mit dem Minister selbst zu sprechen, aufgeben und mich zur Abreise anschicken, als der Kammerherr von L., welcher die Cur in Gräfenberg gebraucht und das Wasser schätzen gelernt hatte, mich durch die Versicherung ermuthigte, daß der Herr Minister der sanfteste und humanste Mann von der Welt, gegen die Wasserheilkunde

durchaus nicht eingenommen und von ihm eine andere als freundliche Aufnahme meines Vorschlags gar nicht zu erwarten sei.

Ich ließ mich also durch ein Paar fehlgeschlagene Versuche, den Minister zu treffen, nicht abhalten und fand ihn endlich Nachmittags in seiner Wohnung.

Seine Excellenz empfing mich äußerst freundlich, lud mich auf das Sopha ein, während er selbst einen Stuhl nahm, und fragte mich nach meinem Begehren. Dieser freundliche Empfang gab mir den Muth, ganz unbefangen mit meinem Antrage hervorzutreten und denselben mit allen den Gründen zu unterstützen, welche wir Hydropathen uns so oft vorsagten und deren Gewichtigkeit wir damals so tief fühlten. Der Minister hatte mein Buch durch und durch gelesen und kannte jeden einzelnen Umstand, den ich daraus anführte. Er schien von dem Werthe der Wasserheilkunst überzeugt und Willens zu sein, derselben allen möglichen Vorschub zu leisten. Nur bezweifelte er, daß für den Augenblick ein günstiger Erfolg für meinen Antrag zu erwarten stehe, da die Sache noch zu neu und noch nicht hinreichend erprobt sei. Zuletzt fragte er mich, ob ich wohl geneigt wäre, die Direction einer Anstalt zu übernehmen, wenn entweder von Seiten des Staates oder eines Privatmannes in Sachsen eine in größerem Umfange gegründet würde. Einige Aeußerungen ließen mich darauf schließen, daß der Herr Minister daran denke, auf seinen Gütern in der Lausitz selbst diesen Plan auszuführen, und der Gedanke, daß ich vielleicht bald an der Spitze einer Anstalt stehen könnte, erfüllte mich mit Freude und Hoffnung.

Der Herr Minister entließ mich, so wie er mich empfangen, nach einer Unterredung von Dreiviertelstunden, mit allen

Beweisen von Achtung, welche ich von seiner humanen Denkungsart nur erwarten konnte, und die mir so wohl thaten, daß ich die Niederlage vom Vormittage fast darüber vergaß. Ich hatte die Zeit meiner Unterredung, wie ich nachher erst bemerkte, fast zu sehr ausgedehnt und mußte einen um so höheren Werth auf die Nachsicht des hohen Staatsbeamten legen, als derselbe im Begriff war, den nächsten Morgen nach einem seiner Güter zu reisen, um daselbst den König zu empfangen, welcher eine Musterung der in der Lausitz stehenden Truppen, in der Nähe von Oppbach, beabsichtigte.

Wenn ein Minister freilich alle Leute, welche ein Anliegen an ihn haben, auf dieselbe humane Weise behandeln wollte, wie es mir geschah, so würde er sich sein Amt sehr erschweren, dagegen sich aber auch die Liebe und Dankbarkeit des ganzen Landes erwerben, deren sich der Herr Minister von Nostitz und Jänkendorf in der That erfreut.

Meine Dresdner Freunde freuten sich aufrichtig über meinen theilweisen Erfolg, und bedauerten nur, daß durch mein etwas heftiges Benehmen am Vormittage der guten Sache jedenfalls geschadet worden sei, da der hohe Beamte, von dem ich mich auf eine so unfreundliche Weise getrennt, einen großen Einfluß besitze und allgemein als die rechte Hand des Ministers betrachtet werde. Man rieth mir, mich demselben womöglich wieder zu nähern und mich zu bemühen, ihm eine bessere Meinung von dem Werthe der Wasserheilkunde beizubringen, und sprach die Ueberzeugung aus, daß er als ein äußerst aufgeklärter und wegen seiner Gerechtigkeitsliebe allgemein geachteter Mann unserem Plane gewiß kein Hinderniß in den Weg legen würde, sobald er die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß die Verbreitung der Wasserheilkunde dem Lande einen wahren Nutzen verspreche.

Ich schloß mich ihren Ansichten sehr gern an und übersandte, kaum nach Freiberg zurückgekehrt, dem Beamten ein Exemplar meines Buches, begleitet von einem Briefe, durch welchen ich ihn ersuchte, dasselbe einer aufmerksamen Durchsicht zu würdigen, und außerdem ihm die Lectüre von Kröbers, Kurtz und einiger Anderer Schriften empfahl. Ich erlaubte mir, die Ansicht auszusprechen, daß ich den Herrn Beamten vielleicht gerade zu sehr unpassender Zeit belästigt habe und daß dieser Umstand, verbunden mit einem Mangel an hinreichender Kenntniß der Sache, um die es sich handele, die Veranlassung zu der etwas unfreundlichen Zurückweisung meines Vorschlags gewesen sein möge. Am Schlusse entschuldigte ich in einigen Worten meine eigne Heftigkeit mit meinem Eifer für die betreffende Angelegenheit und sprach die Hoffnung aus, der Herr Beamte werde mir gelegentlich einige beruhigende Zeilen zukommen lassen.

Sehr kurze Zeit darauf erhielt ich von ihm folgenden eigenhändigen Brief:

„Wohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr,

Ew. Wohlgeboren bin ich für Ihre geehrte Zuschrift vom 2. d. M. und das mir gütig übersendete Exemplar Ihres Werkchens sehr verbunden. Wenn ich das letztere zu meiner Information zu benutzen gedenke, so geben Sie mir durch die erstere Gelegenheit, mich nochmals über den Gegenstand gegen Sie auszusprechen.

Ew. Wohlgeboren sind sehr im Irrthum, wenn Sie mich für einen Feind der Wassercur-Anstalten halten. Zwischen Anfeindung einer Sache und einer vorherrschenden

Begünstigung derselben, aus irgend einer Vorliebe für dieselbe, letztere beruhe auf welchem Grunde sie wolle, liegt eine weite Kluft befestigt. Wir unglücklichen Staatsbeamten, besonders im Verwaltungsfache, sind Jahr aus Jahr ein mit einer Menge Plänen und neuen Anträgen auf Verbesserungen, Anstalten u. s. w. occupirt, daß wir uns, um unsere Pflicht zu thun, darauf beschränken müssen, eine Angelegenheit nach der andern ganz ruhig zu behandeln, ohne daß wir auf die eine oder die andere, wenn sie von ihren Urhebern auch als noch so beglückend gepriesen würde, eine besondere Vorliebe werfen können. Dagegen kann von Anfeindungen eben so wenig die Rede seyn. Verwechseln Sie hier nicht die Privat-Ansicht eines Mannes mit dem, was er als Beamter zu thun hat und thun wird. Als Privatmann bin ich ein geschworner Feind von allen Universalmitteln, die für alles helfen sollen, und worneben alles, was bisher geholfen hat und für nützlich erkannt worden ist, mit Einem Male verworfen werden soll, das Mittel mag nun in das Gebiet der Arzneikunst, oder in irgend eine andre Kategorie der Heilmittel für die in mancherlei Beziehung kranke Menschheit gehören; denn, alles ist seiner Natur nach nur relativ und individuell nützlich, und wer mir daher seinen allein seeligmachenden Glauben über die allgemeine und absolute Heilkraft irgend eines Dings einreden will, gegen den habe ich, — das gestehe ich Ew. Wohlgeboren ganz aufrichtig, — auf der Stelle ein Vorurtheil, was mich auch wohl ein wenig warm machen kann. Dieß ist meine Privatmeinung. Will aber die oberste Medicinalbehörde, soweit sie aus Aerzten besteht, und will mein Herr Chef auch an die absolute und untrügliche Heilbarkeit der Wassercuren glauben und, wie Sie gegen mich verlangten, dergleichen Anstal-

ten in Ihrem Sinne emancipiren, so sind Sie dafür sicher, daß ich mich dagegen feindlich opponiren würde; ich habe in einer bald vierzigjährigen amtlichen Wirksamkeit diese Eitelkeit, die eigene Meinung durchsetzen zu wollen, verlernt, sondern weiß zur rechten Zeit meine eigene Ansicht fremder unterzuordnen.

Wollen Sie mir zugestehen, daß unter 100 an sich nicht incurabeln Krankheitszuständen meinetwegen nur 10 übrig bleiben, wo der Gebrauch der Wassercur individuell nicht helfen kann, sondern eine relativ verkehrte Procedur ist, und daß auch von den übrigen 90 viele sich nicht die Gesundheit holen, sondern schaden werden, wenn sie auf ihre eigene Faust, ohne ärztlichen Rath blindlings nach Gräfenberg oder in andere ähnliche Anstalten laufen, daß aber unter gewissen Voraussetzungen, deren Vorhandenseyn aber der Laye nicht allemal zu erkennen und zu beurtheilen vermag, die Wassercur auch ein treffliches radicales Mittel sey, für dessen Erfindung, als ein herrliches neues Geschenk, die leidende Menschheit jedenfalls der Vorsehung zu danken hat, so bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, und weil der Mann, der nach Ihnen mit mir über die Sache sprach, in dieser Ansicht mit mir zusammen traf, so habe ich aus diesem Grunde, nicht aber wegen einer zufällig bessern Laune oder Stimmung mich gegen denselben allerdings etwas anders, als gegen Sie ausgesprochen.

Im Uebrigen wird wegen der Anstalt im Vieler Grunde zu seiner Zeit beim Ministerio des Innern Entschließung gefaßt werden, die Sache beruht jetzt, wie ich Ihnen wohl schon gesagt habe, auf Erörterung.

Sowie ich mich jedenfalls freue, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, so bin ich auch, ganz unab-

hängig von unsern individuellen Ueberzeugungen wegen des fraglichen Gegenstandes, mit größter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Dresden d. 8. November 1838. ergebenster ꝛc. ꝛc.“

Dieser Brief beruhigte mich vollkommen wegen der Folgen unserer kleinen Erhitzung und galt mir als ein Beweis, wie sehr der Herr Beamte die vortheilhafte Meinung, die man in Dresden über ihn hatte, verdiente. Von seiner unparteiischen Gerechtigkeitsliebe und seiner humanen Denkungsweise habe ich übrigens späterhin noch mehrere stärkere Beweise erhalten und mich gedrungen gefühlt, ihn nicht nur hochzuachten, sondern auch zu lieben.

Bei kälterem Blute finde ich jetzt, daß der mit einem höheren Posten in der Verwaltung Beauftragte in seinem Sinne handeln muß, wenn er nicht das früher Aufgebaute immer wieder zerstören und eine Verwirrung nach der andern in den Gang der Geschäfte bringen will. Die Leichtigkeit, mit der das Bestehende, ohne vorgängige reifere Prüfung des Neueren, umgestürzt wird, kann nicht zum Glücke und zur Ordnung im Lande führen. So gut gemeint auch mancher den Regierungen gemachte Vorschlag sein mag, so zeigt sich doch seine Ausführung nur zu oft ganz anders, als die aufgeregte Phantasie sie uns anfangs vorspiegelte, und es ist am Ende mit dem Regieren wie mit dem Curiren; wer am wenigsten regiert, ist der beste Staatsmann, und wer am wenigsten curirt, der beste Arzt. Physische und politische Krankheiten müssen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Man entferne nur die Hindernisse, welche diesem Verlaufe entgegen treten, man lasse Luft und Licht her-

ein, damit der Organismus sich frei bewegen kann, und es wird Alles besser gehen, als wenn man ein Mittelchen über das andere verschreibt und den Körper damit zu Grunde richtet. Die schlechtesten Mittel sind auf jeden Fall die heroischen; daher sie auch ein guter Arzt nur im höchsten Nothfalle und höchst vorsichtig anwendet. Louis Philipp ist mir immer als ein kluger politischer Arzt erschienen. —

Der erste Schritt für die Emancipation der Wasserheilkunde in Sachsen war also geschehen, und mancher andere folgte ihm sowohl von meiner Seite, als von Seiten anderer eifriger Beförderer der Wasserheilkunde. Ich wendete mich nach der Zeit noch an mehrere Glieder des königlichen Hauses, ja an Se. Majestät, den König selbst. Man fing an, der Sache Aufmerksamkeit zu schenken. Mehrere Personen aus der nächsten Umgebung der königlichen Familie beförderten die Verbreitung der Prießnitzischen Lehre. Man ermuthigte mich zum Ausharren und unterstützte mich, wie ich bald erzählen werde, in meinen Bestrebungen. Aber freigegeben ist die Wasserheilkunde in Sachsen noch heute nicht und wird es auch nimmer werden, obschon sich verhältnißmäßig nur sehr wenig Aerzte die Mühe gegeben haben, sie zu studiren und sich ihrer bei der Behandlung ihrer Kranken versuchsweise zu bedienen. Man wendet sie selbst in denjenigen Fällen nicht an, wo sie ihre Vorzüge durch alle Versuche längst bewährt hat, die damit gemacht wurden. Alle Jahre noch sterben eine Menge Kinder und Erwachsene am Scharlach, Masern rc., die mit nassen Einschlagungen zu retten gewesen wären. Die Wasserheilkunst ist in ihrer Ausbildung gehemmt, weil sie von Denjenigen, welche sie ausüben dürfen, aus Schlendrian und Egoismus vernachlässigt, verachtet wird, und Diejenigen, welche sie ausüben und ausbilden möchten, haben keine Erlaubniß dazu und müssen riskiren, bei

jedem unglücklichen Falle verurtheilt zu werden, während die Doctoren der Medicin, diese Verächter der einfacheren natürlichen Methode, ganz ruhig und ungestört Einen nach dem Anderen hinübercuriren, ohne sich die mindeste Verantwortung zuzuziehen, vorausgesetzt, daß sie kein Mittel aus der Apotheke unversucht gelassen und den Kranken in optima forma spedirt haben.

Ich glaube nicht, daß bis jetzt ein Arzt von seiner vorgesetzten Behörde einen Verweis erhielt, daß er kein Wasser angewendet hatte. —

Vor Kurzem ist in der Gegend von Bautzen der Herr Kammerherr von H., ein Eiferer für die Wasserheilkunst und für Alles, was er dem allgemeinen Besten für förderlich hält, von der Medicinalbehörde wegen unbefugten Curirens mit Wasser verklagt worden, und obgleich man ihm nicht nachweisen konnte, daß er mit seinen Curen Jemand geschadet, so wurde er dennoch in die Kosten verurtheilt, „weil es möglich sei, daß er einmal Jemandem schaden könne." Der Kammerherr hat auf eigne Kosten eine kleine Wasserheilanstalt eingerichtet und dieselbe zur Benutzung freigegeben, ja bisher manchen Armen, der eine Cur brauchte, unterstützt und ihm geholfen. Seine gute Absicht liegt klar am Tage; man kann nicht uneigennütziger bemüht sein, seinen Nebenmenschen zu nützen. Die Mediciner und das Gesetz sind jedoch gegen ihn: er muß zahlen.

Wenn jeder Arzt von vornherein bestraft werden sollte für den etwaigen Nachtheil, den er seinen Nebenmenschen mit seinen Kraftmitteln, dem Mercur, dem Blei, dem Jod, der Belladonna, ja nur mit den Laxanzen und Brechmitteln muthmaßlicherweise zufügen könnte, so müßte ein hübsches Sümmchen einkommen.

Auf der anderen Seite erscheint die Beschränkung der

Ausübung der Heilkunde irgend einer Art von Seiten der Laien durchaus nicht als unnütz, ja sogar als nothwendig, wenn man bedenkt, wie sehr die Regierung sich hüten muß, dem unbefugten Curiren die Hand zu bieten. Zwar ist das Wasser keine Drogue, allein energisch angewandt ist es durchaus kein indifferentes Mittel. Was viel nützen kann bei richtiger Anwendung, muß bei einer falschen Anwendung auch viel schaden können; und ich bin überzeugt, daß manche Gesundheit durch einen verkehrten Gebrauch des Wassers und Schwitzens eben so gut zu Grunde gerichtet worden ist, als wäre sie den Laranzen Preis gegeben worden. — Ich habe indessen im Allgemeinen nicht bemerkt, daß die Aerzte vom Fache, welche sich des Wassers bei ihren Curen bedienten, es klüger angefangen hätten, als die Laien, welche bei einiger Erfahrung einer Anstalt vorstanden.

Das Wasser ist ein so einfaches Mittel, daß es nur in großen Quantitäten und bei langem Mißbrauche schaden kann, wogegen schon einige Gran von manchen Arzneimitteln zur Zerstörung des Körpers hinreichen. Es kann nur bei acuten Krankheiten, falsch und heroisch angewendet, augenblicklich großen Schaden veranlassen und den Tod des Patienten herbeiführen. Ich will nur auf Scharlach rc. aufmerksam machen. Dann gehört einige Sachkenntniß und Vorsicht dazu, um nicht zu schaden, statt zu nützen. Bei gehöriger Vorsicht ist jedoch darauf zu rechnen, daß von je drei Kranken, die bei einer Medicinbehandlung gestorben wären, noch zwei gerettet werden. Unter den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen werden freilich wenig Laien Lust haben, den Tod des Dritten auf sich zu nehmen; während ein Arzt blos sein: „Er war nicht zu retten" auszusprechen braucht, um den Beweis zu liefern, daß keine menschliche Hülfe etwas gefruchtet haben würde und der

Kranke von der Vorsehung zu einem unvermeidlichen Tode verurtheilt war.

In diesem Dilemma hat vor etwa achtzehn Monaten die preußische Regierung ein Gesetz erlassen, welches, ohne die Gesundheit der Staatsbürger der Charlatanerie und Ignoranz der Wasserärzte Preis zu geben, doch der Wasserheilkunde eine selbständige Entwickelung gestattet. Eine ähnliche Richtung dieser Angelegenheit lag auch in meinem Sinne, als ich bei der sächsischen Regierung um Emancipation der Wasserheilkunst nachsuchte. Ich war nie so verblendet, zu wollen, daß jeder Laie ohne Sachkenntniß und ohne alle Verantwortung sich zum Herrn über Gesundheit und Leben Anderer aufwerfen dürfte. Das preußische Gesetz, im Auslande und selbst in Preußen noch zu wenig bekannt, ist folgendes:

Gesetz-Sammlung für die Königlich-Preußischen Staaten. Nr. 21.

Nr. 2295. Allerhöchste Cabinetsordre vom 21. Juli 1842 über die Errichtung und Verwaltung von Wasser-Heil-Anstalten.

Ich genehmige auf Ihren Bericht vom 15. Juni d. J. das hierbei zurückfolgende Reglement über die Errichtung und Verwaltung von Wasser-Heil-Anstalten, und ermächtige Sie, dasselbe mit diesem gegenwärtigen Befehl durch die Gesetz-Sammlung bekannt zu machen.

Königsberg, den 21. Juli 1842.

Friedrich Wilhelm.

An die Staatsminister
Mühler, Eichhorn und Graf v. Arnim.

Reglement über die Errichtung und Verwaltung von Wasser-Heil-Anstalten.

Da es in Bezug auf die Errichtung und Verwaltung von Wasser-Heil-Anstalten an den erforderlichen, den Eigenthümlichkeiten derselben entsprechenden Bestimmungen mangelt, so werden darüber, und bis die weiteren Erfahrungen ein sicheres Urtheil über die Wirksamkeit dieser Anstalten gestatten, nachstehende Vorschriften ertheilt.

§. 1.

Die Errichtung und Verwaltung von Wasser-Heil-Anstalten soll auch solchen Personen, welche keine ärztliche Qualifikation besitzen, gestattet sein. Die Anlegung einer solchen Anstalt darf nur mit Erlaubniß der Regierung erfolgen. Diese Erlaubniß soll nur dann versagt werden, wenn die Anlage, abgesehen von dem dadurch bezweckten Heilverfahren, polizeilich unzulässig sein würde.

§. 2.

Die Wasser-Heil-Anstalten sind der Aufsicht der Medizinal-Polizei-Behörden unterworfen, welche von der Einrichtung und dem Zustande derselben jederzeit Kenntniß nehmen können.

§. 3.

Ein jeder Kranke, welcher in eine Wasser-Heil-Anstalt eintritt, ist mit seinem Namen und Stande in eine von dem Inhaber der Anstalt zu führende Liste einzutragen, unter gleichzeitiger Angabe der Krankheit, an welcher er leidet.

Die Beschaffenheit der Krankheit muß durch das Attest einer approbirten Medizinal-Person bescheinigt sein, und vor

Beibringung dieses Attestes darf kein Kranker zum Gebrauche der Anstalt zugelassen werden.

§. 4.

Die Inhaber von Wasser-Heil-Anstalten haben den Austritt eines jeden Patienten in der genannten Liste genau anzugeben und dabei das Resultat der Kur zu bemerken.

§. 5.

Am Schlusse eines jeden Monats haben die Besitzer von Wasser-Heil-Anstalten einen Auszug aus der von ihnen über den Zu- und Abgang geführten Liste, nebst den dazu gehörigen ärztlichen Attesten, dem Kreis-Physikus einzureichen, welcher die Erfolge der Kurbehandlung zu beobachten und darüber am Schlusse eines jeden Vierteljahres, unter Beifügung der Listen, an die Regierung zu berichten hat. Diese Berichte sind am Jahresschlusse von der Regierung bei dem Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten einzureichen.

§. 6.

Wer ohne die im §. 1 vorgeschriebene Erlaubniß eine Wasser-Heil-Anstalt errichtet, hat, außer der Schließung derselben, eine Geldbuße bis zu fünfzig Thalern verwirkt.

§. 7.

Die Nichtbefolgung der in den §§. 3 und 4 ertheilten Vorschriften zieht eine Geldbuße bis zu fünfzig Thalern nach sich, und kann, bei Wiederholung des Vergehens nach vorgängiger zweimaliger Bestrafung, mit der Entziehung der Befugniß zum ferneren Betriebe der Anstalt geahndet werden.

§. 8.

Bei Untersuchung und Bestrafung der Kontraventionen ist das in dem Reglement wegen des Debits der Arzneiwaaren vom 16. September 1836 §. 8 vorgeschriebene Verfahren anzuwenden. Ueber die Schließung einer Wasser-Heil-Anstalt in dem Falle des §. 6 wird jedoch im Verwaltungswege von der Regierung, mit Vorbehalt des Rekurses an das Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten, entschieden.

§. 9.

Stellt sich eine Wasser-Heil-Anstalt nach den über ihr Wirken gemachten Erfahrungen dergestalt als nachtheilig heraus, daß ihr Fortbestehen das öffentliche Wohl gefährden würde, so kann die Erlaubniß zum Betriebe der Anstalt von der betreffenden Regierung, vorbehaltlich des Rekurses an das Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten, zurückgenommen werden.

Berlin, den 15. April 1842.

Mühler. v. Rochow. Eichhorn.

Dies Gesetz ist jedenfalls ein Fortschritt, mag es uns Hydropathen auch nicht ganz genügen und den Medicinern ein Dorn im Auge sein. Es gestattet die freie Ausübung der Wasserheilkunst in den Wasserheilanstalten und erlaubt somit zu prüfen, wie weit das Verfahren bei chronischen Krankheiten anwendbar und nützlich ist. Es gestattet der Wasserheilkunst, wenigstens ihre schwächste Seite im möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen; denn es ist ausgemacht, daß sie bei acuten Fällen weit mehr ihre Wunder zeigen würde, als dies bei chronischen Krankheiten, die meist durch nichts ganz zu heben sind,

der Fall sein kann. Gerade aber für die Behandlung acuter Krankheiten sind dem Laien, welcher sich lebhaft für die Sache interessirt, die Hände gebunden: er darf nicht curiren, oder setzt sich wenigstens, für den Fall eines möglichen unglücklichen Ausganges, einer zu großen Gefahr aus, als daß es unter den Wasserfreunden Viele wagen sollten, sich mit Wassercuren in den Familien zu befassen. Auch würde man ihnen, wenn sie es dennoch wollten, das Handwerk bald legen; denn wenn es den Arzt schon empört, sobald ein College ihm das Brot wegnimmt, wie sollte er sich dies von einem Laien ruhig gefallen lassen? — Was die Laien, welche sich mit Prakticiren beschäftigen, bisher immer geschützt hat, ist, daß nur höchst selten ein Fall vorgekommen ist, bei dem eine offenbare Schädlichkeit des angewendeten Verfahrens hätte nachgewiesen werden können. Der beste Beweis jedenfalls für den Werth der Methode!

Uebrigens würde mir sehr wenig daran gelegen sein, ob Laien oder Aerzte sich mit dem Studium und der Ausübung der Wasserheilkunst beschäftigen, wenn nur die Aerzte es über sich nehmen wollten, dieselbe auszubilden und auszuüben. Aber, wenn wir die Wenigen abrechnen, welche den Wasserheilanstalten vorstehen und sich aus Ueberzeugung oder Gewinnsucht als Prießnitzens Jünger erklärt haben, wie viele giebt es dann noch, die von ihr etwas halten, oder etwas für sie thun?

Die Wasserheilkunde ist einer größeren Beachtung werth, als ihr von Seiten der Aerzte zu Theil wird, und ich kann mich nicht enthalten, hier nochmals zu sagen, was ich schon vor mehreren Jahren sagte: Sie curiren am liebsten nach der Methode, bei der sie am meisten verdienen; und dieser Umstand wird ein ewiges Hinderniß für die Verbreitung der Wasserheilmethode und alle anderen einfachen Methoden sein, bei denen

sich der Kranke bald selbst zu helfen weiß und sein Heil mehr in einer einfachen naturgemäßen Lebensweise, als in der Absolution aus der Apotheke sucht.

Die Ausübung der Wasserheilkunst findet freilich in der Civilpraxis eine Menge Hindernisse und wird oft durch die Vorurtheile, die unter den Laien herrschen, unmöglich gemacht. Natürlich, so wie die Methode von den Aerzten beurtheilt und dem Laien geschildert wird, kann sie auch bei diesem kein großes Glück machen. Man zeigt ihm allerdings eine wahre Seite derselben, aber stets die schlechteste; die freundliche Seite verbirgt man oder mag sie selbst nicht kennen lernen. Diese Wahrheit kommt mir vor, als wenn Jemand einem Anderen eine verhangene Bildsäule von hinten zeigte und ihm weiß machte, der unästhetischste Theil derselben, den er ihm aufzudecken beliebt, sei das Gesicht. — Man sehe, was sie in acuten Krankheiten vermag, und was vorurtheilsfreie Aerzte bereits mit ihr ausgerichtet haben, und urtheile dann.

Doch ich will das Räsonniren meinen geehrten Lesern überlassen und zu meiner Erzählung zurückkehren.

Das preußische Gesetz regte mich, nachdem ich längst alle Hoffnung auf eine ähnliche Maßregel aufgegeben, so freudig auf, daß ich mich, obschon ich sonst nicht sehr preußisch gesinnt bin, nicht enthalten konnte, Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. im Namen der gesammten Wasserfreunde meinen Dank auszusprechen, worauf ich eine freundliche Erwiderung erhielt. Mag der Absolutismus seine großen Nachtheile haben, manchmal thut er gewiß auch recht Gutes, worüber zahlreiche Collegien noch lange vergeblich gebrütet haben würden; wie es zum Beispiel mit der Angelegenheit des Herrn Kammerherrn H. in unserer Ständeversammlung der

Fall gewesen ist, die nach vielem Reden die Sache dieses Menschenfreundes und die Hydrotherapie auf sich beruhen ließ, obschon zahlreiche Bittschriften sie unterstützten.

Alles, was wir durch unsere Bemühungen bei der sächsischen Staatsregierung erlangten, war demnach weiter Nichts, als die Erlaubniß, daß Laien Wasserheilanstalten errichten durften (so wie es ihnen vorher schon Niemand verwehrt hatte, Badeanstalten aller Art zu eröffnen), unter der Bedingung, daß sie sich selbst alles Curirens enthielten und einen Arzt als Dirigenten der Anstalt annähmen, welcher noch unter der Controle des Bezirksarztes stünde. Man gestattete also eigentlich nur Etwas, was man nicht verbieten konnte; und die freundlichen Gesinnungen der höheren und höchsten Behörden dienten höchstens zum Schutze gegen ungerechte und unnöthige Plackereien, von denen mir auch in der That wenig bekannt geworden sind und von welchen ich für meine Person während einer mehrjährigen Praxis, Dank sei es den Ehrenmännern unter den Aerzten, mit denen ich hier zu thun hatte, keine Spur gesehen habe, obwohl ich ihnen so ziemlich in das Handwerk pfuschte.

Hätte die Regierung die von uns verlangte Erlaubniß gegeben, so bin ich überzeugt, die Sache hätte größere Fortschritte gemacht, als es unter den bestehenden Verhältnissen möglich war. Die Aerzte wären gezwungen worden, sich ihrer anzunehmen, und hätten sie sich einmal an die Ausübung der neuen Methode gewöhnt gehabt, so hätte ihr eignes Gewissen sie genöthigt, daran festzuhalten. Das ist meine Ueberzeugung, nachdem ich mehrere Jahre Zeit gehabt, mein erstes Feuer abzukühlen, die Sache von allen Seiten zu betrachten und meine etwas zu hohe Meinung von Prießnitz und seinen Leistungen etwas herabzustimmen. — Jetzt tröstet mich die Idee, daß die

Wasserheilkunde doch eine heilsame Reform in der gesammten Heilkunde hervorgebracht hat, welche gute Früchte tragen und so lange nachhalten wird, bis der neue Wust von gelehrten Hypothesen und specifischen Heilmitteln die Einfachheit wieder verdrängt und das etwas gelichtete Feld wieder dunkel und unwegsam gemacht haben wird.

Dreizehntes Capitel.

Inhalt. Idee, selbst eine Anstalt zu errichten. — Die Mühle. — Guter Platz zur Anlage. — Der Geldpunkt die einzige, aber große Schwierigkeit. — Ich bettle mir das Geld zusammen. — Mittellosigkeit unsers guten Königs. — Unterstützung des Unternehmens durch die Behörden. — Bau meiner Anstalt. — Einrichtung derselben. — Meine Freude, als sie fertig war. — Gäste. — Die Hydriatik beschäftigt mich lebhaft. — Medicinische Studien. — Schlechte Belohnung meiner Bemühungen. — Knickerei der Gäste. — Häufige zeitraubende Correspondenz, die nichts einbringt. — Keine Aussicht, die für die Anstalt gemachten Schulden zu bezahlen. — Nothwendigkeit, die Letzte zu erweitern und anständiger einzurichten. — Plane, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. — Actien. — Weigerung Prießnitzens, einige Actien zu zeichnen, oder eine Subscriptionsliste in seiner Anstalt auslegen zu lassen. — Ueble Aufnahme, welche dieses Benehmen bei meinen Freunden findet. — Ein Brief Prießnitzens. — Hartes Urtheil über Prießnitz von Seiten eines Curgastes. — Meine Gesinnungen für ihn stets dieselben. — Prießnitzens Rathlosigkeit und Schweigen auf meine Klagen wegen meines fortwährend schlechten Gesundheitszustandes. — Das beste Mittel zu dessen Verbesserung wird mir nicht von Prießnitz, sondern vom Dr. Kretzschmar gerathen. — Irrthum des Prießnitz bei vielen seiner Curen. — Beweis dafür. — Vielesser. — Advocat N. — Kaufmann W. — Zeidler. — Arme Kranke. — Verluste. — Entschluß, nach Gräfenberg zu gehen.

Die Entscheidungen des Ministeriums des Innern in Betreff der im Bielgrunde und Strehlen errichteten Wasserheilanstalten raubten mir die Hoffnung, in Sachsen jemals

eine Anstalt dirigiren zu dürfen, da hierzu die Erlaubniß zur Ausübung der Heilkunst im Allgemeinen erforderlich war. Es blieb mir also nichts übrig, als auf die Errichtung einer Anstalt zu denken und den Unternehmer zu repräsentiren. Das war nun leichter gedacht als gethan. Denn obschon ich durch Fleiß und Sparsamkeit binnen zwei Jahren die drückendsten Schulden bezahlt und mein Hauswesen ein wenig herausstaffirt hatte, so fehlte es dennoch weit, daß ich auch nur einen geringen Theil der Mittel in den Händen gehabt hätte, welche zu Errichtung einer Anstalt, wenn auch im kleinsten Maßstabe, erforderlich waren. Indessen, wer will, der kann! Und an was noch sechs Monate vorher kein Mensch gedacht hatte, das stand im Monat Mai 1839 fertig da. Das ging nun folgendermaßen zu:

Bei meinem Herumstreifen in der Umgegend, um ein hinreichendes Douchewasser zu entdecken, fiel mir in einer der hübschesten Parthieen des Muldenthales, in der Nähe des sogenannten Rosinenhäuschens, eine kleine nicht mehr gangbare Mühle auf. Ich ging dem Mühlgraben nach, welcher zur Bewässerung der Wiese unterhalten wurde, und gelangte zu einem recht artigen Bächlein schönen klaren Wassers, welches eine Mühle trieb. Das Wasser war zu einer starken Douche mehr als hinreichend und der Fall, den es bei der kleinen Mühle hatte, betrug wenigstens achtzehn Fuß. Es bedurfte nur der Anlegung einer neuen Rinne in der Radstube, den nöthigen Vorrichtung dieser letzten und des Ausräumens des Grabens, so war eine gangbare Douche fertig. Dies war eine Ausgabe, welche die Kräfte unseres Vereins nicht überstieg. Einige Mitglieder, denen ich den Fund meldete, begleiteten mich und fanden den Platz und die Gelegenheit trefflich. Wir traten in Unterhandlungen mit dem Besitzer, Herrn Oekonomierath Geier

auf Langenrinne, welcher sich bereitwillig erklärte, die kleine Mühle zu unserm Zwecke, gegen einen geringen Zins von zwölf Thalern, der mit dem Gedeihen der Anstalt gesteigert werden sollte, herzugeben. Er benutzte sie nicht und hatte in dem Augenblicke eine Tagelöhnerfamilie darin wohnen, welche ihm, glaube ich, acht Thaler jährliche Miethe zahlte. Da wir einmal die ganze Mühle übernehmen sollten, so kam ich auf die Idee, diese auszubauen und zur Wohnung für einige Kranke geschickt zu machen. Hierzu fehlte es jedoch an gesunden, bewohnbaren Räumen, und außer daß die Einrichtung eine Ausgabe von mindestens dreihundert Thalern erforderte, war die Gegend unterhalb der Mühle so sumpfig, daß ich für die Gesundheit der in den Souterrains wohnenden Personen fürchtete. Dieser Umstand veranlaßte mehrere Unterredungen mit dem Besitzer, der inzwischen unserem Vereine beigetreten war. Da sich mehrere der Schwierigkeiten nicht heben ließen, so machte er mich selbst auf die weiter oben gelegene Mühle aufmerksam und versicherte mich, daß oberhalb derselben noch ein hinreichender Fall des Mühlbächleins herauszubringen sei, um dem Gange der Mühle keinen Eintrag zu thun.

Ich sprach mit dem Müller, welcher sich sogleich bereitwillig zeigte in meinen Plan einzugehen und mich das Innere seines Hauses, sowie die Verhältnisse des Wassers sehen ließ. Es fand sich, daß ein Paar hundert Schritte oberhalb der Mühle in einem reizenden kleinen Thale ein Wasserfall von sechzehn bis achtzehn Fuß herauszubringen war und daß das Wasser hinreichte, um eine Douche abzugeben, stärker als die Gräfenberger zusammengenommen. Die Lage war einladend und ein Platz für das Douchehäuschen in einem kleinen Gebüsch von jungem Laubholze in der Gegend, wo das Thal sich schloß, bald gefunden. Der Grund des Thales war ein frisches

glänzendes Grün, mit Quellen reichlich versorgt; die terrassenförmig aufsteigenden und nicht unbedeutenden Höhen waren mit Nadelholz besetzt und boten eine reizende Aussicht. Kurz die Natur schien Alles zur Anlegung einer Douche vorbereitet zu haben.

Auch das Wohnhaus war geräumig, obwohl wüste und leer, da der Müller es nicht lange erst mit sehr geringen Mitteln erbaut hatte und zum Ausbau der obersten Räume noch nicht gekommen war. Es handelte sich nur um Anlegung einer Badestube, Küche und der nöthigen Zimmer, und die Wasserheilanstalt war fertig.

Ich übersah mit einem Blicke, daß die vollständige Einrichtung der Anstalt, mit dem Bau des Douchehauses, eines Wellenbades, einem Paar Regenbädern, der verschiedenen Stuben und Kammern und der Anschaffung der unentbehrlichsten Möbles, eine Summe von wenigstens fünf- bis sechshundert Thalern erforderte. Die Forderung des Müllers wegen des ihm zu zahlenden Pachtes und des Bauers, auf dessen Grund die Douche errichtet werden sollte, sowie die Unterhaltung von einem Paar Dienstboten, ergab ein jährliches Risiko von etwa anderthalb hundert Thalern. Der Müller verlangte für die ersten Jahre vierundzwanzig Thaler, die späterhin um Etwas erhöht wurden; der Bauer wollte für das kleine Plätzchen zur Douche von etwa fünfundzwanzig Schritt Länge und funfzehn Schritt Breite anfangs zwölf Thaler haben, überließ es mir aber endlich für sechs.

Die Möglichkeit des Unternehmens war nun erwiesen, die Erlaubniß dazu mir von der Amtshauptmannschaft vorläufig zugesagt worden, unser humaner und für Aufklärung und Fortbildung der Wissenschaft besorgter Bezirksarzt ver-

sprach mir seine Unterstützung, es fehlte nur an einer Kleinigkeit, an der die Ausführung so manches gemeinnützigen Unternehmens scheitert — an Geld.

Indessen, wenn mich einmal eine Idee ergriffen hatte, deren Ausführung mir am Herzen lag, so habe ich niemals mich durch anscheinend unübersteigliche Hindernisse abhalten lassen, meine Kraft daran zu versuchen. Ich hatte zwar kein Geld, aber Andere hatten welches; und unter diesen waren Viele, denen die ganze Ausgabe kaum eine Lücke in der Kasse machte. Ich hoffte und arbeitete.

Zuerst nahm ich den Verein in Anspruch und schlug vor, das Unternehmen auf Actien zu begründen. Es fanden sich auch Theilnehmer und wahrscheinlich wäre die Summe zusammengekommen, hätte ich nicht die Lust zu einem derartigen Compagniegeschäft verloren. Jeder hatte seine besonderen Ansichten und wollte die Sache nach seiner Art ausgeführt haben. Nur die Last und Arbeit gestand mir Jeder bereitwillig allein zu.

Hierauf suchte ich ein Capital aufzutreiben, das mir aber Niemand leihen wollte, weil ich keine Sicherheit zu bieten vermochte*).

Da mir nichts weiter übrig blieb, so beschloß ich, das letzte ehrliche Mittel der Armen zu ergreifen, — zu betteln.

---

*) Im Herbste 1841 bot mir ein Wasserfreund in Dresden zehntausend Thaler an, wenn ich in der Nähe der Hauptstadt eine Wasserheilanstalt gründen wollte. Er verlangte keine andere Sicherheit, als die von den Gebäuden der Anstalt selbst gewährte, und keine anderen Vortheile, als Verzinsung des Capitals mit Vier vom Hundert. — Ich dankte für das mich ehrende Vertrauen, schlug aber das großmüthige Anerbieten aus.

Ich entwarf zunächst ein Gesuch um freiwillige Beiträge, deren Werth ich in Badebillets zu zahlen versprach. Diese Billets lauteten au porteur und konnten entweder durch einzelne Bäder abgebadet oder bei dem Gebrauch einer ordentlichen Cur an Zahlungsstatt abgegeben werden. Mit diesem Gesuche unter dem Arme ging ich von Haus zu Haus und brachte, mit Einschluß derjenigen Unterzeichnungen, welche ich durch briefliche Einladungen von auswärts erhielt, gegen dritthalbhundert Thaler zusammen. Die höchste Summe, welche in Freiberg gezeichnet wurde, war zehn Thaler. Unsere Vereinsmitglieder gaben mir Beweise ihrer lebhaften Theilnahme an meinem Unternehmen. Auch der Dresdner Verein schickte mir zwölf Thaler, als den Betrag einer Sammlung unter seinen Mitgliedern. In dieser Sammlung befand sich ein Fünf-Thaler-Schein, welcher von einem Einzelnen beigetragen worden war, dessen Namen ich nicht habe erfahren können. — Viele Beiträge beschränkten sich freilich nur auf einige Groschen, und ich habe nicht nöthig zu versichern, daß es mir viele Mühe und Wege gekostet hat, ehe ich die angegebene Summe aufbrachte. Das Demüthigende, was vielleicht in diesem Geschäft lag, wurde durch die gute Aufnahme, die mein Unternehmen fast überall fand, wo ich hinkam, mir sehr wenig fühlbar, und wenn ich ja einmal mit zagender Hand an einer mir weniger bekannten Thür klopfte, so gab mir das Bewußtsein, daß ich es nicht für mich, sondern für das allgemeine Beste that, den Muth, meine Schüchternheit zu überwinden.

Ein Gesuch um Unterstützung, welches ich, unter Beifügung von ein Paar schön gebundenen Exemplaren meiner Schrift, an Se. Majestät den König und eine andere hohe Person richtete, blieb ohne Erfolg. Der König ließ mir durch seinen Oberst-Hofmeister, Herrn Geheimrath von Minckwitz,

für meine Schrift freundlich danken und mich versichern, daß er den Nutzen von dergleichen Anstalten wohl einsehe, bedauerte aber zugleich, daß seine geringen Mittel so vielseitig in Anspruch genommen würden, daß es ihm unmöglich sei, dergleichen Anforderungen, und wäre es auch nur der Consequenz wegen, zu entsprechen. Dagegen erhielt ich durch Vermittelung des Herrn Amtshauptmann von Könneritz, welcher mein Unternehmen durch einen eigenen Geldbeitrag unterstützte und dasselbe sonst auf alle Weise zu fördern suchte, aus Staatsmitteln eine Unterstützung von einhundert und fünfzig Thalern, wodurch die Summe der sämmtlichen mir zu Theil gewordenen Unterstützungen auf circa vierhundert Thaler gebracht wurde. Die übrigen mir noch fehlenden zwei- bis dritthalbhundert Thaler ergänzte mein ziemlich guter Credit. — Ich habe freilich, wie man bald sehen wird, mit meiner Anstalt nicht so viel verdient, daß ich sie von dem Gewinne hätte bezahlen können.

Das Benehmen der Freiberger in dem vorliegenden Falle bedarf meines Lobes nicht: es lobt sich von selbst. Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß derselbe rühmliche Sinn für Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen und für die Abhülfe der Noth Anderer die Bevölkerung meiner Vaterstadt, so lange ich sie kenne, stets ausgezeichnet hat, und daß ich ihre Theilnahme, so lange ich lebe, in dankbarem Andenken bewahren werde. Eben so wenig werde ich jemals die wichtigen Dienste vergessen, welche mir der Herr Amtshauptmann von Könneritz, der Herr Bezirksarzt Dr. Ettmüller und die auswärtigen Beförderer meines Unternehmens, unter welchen ich Se. Exc. den Herrn Staatsminister von Nostitz und Jänkendorf obenan stellen muß, geleistet haben. — Leider hing es nicht von meinem Willen ab, wenn der Erfolg meiner Bemühungen späterhin nicht ganz den schönen Hoffnungen entsprach, welche

ich damals daran knüpfte. Möge man dieselben mehr nach der guten Absicht, als nach meinem Glücke beurtheilen! —

Während den Winter und Frühling hindurch meine Sammlungen ihren Fortgang nahmen, machte ich, so gut es die Jahreszeit gestattete, die nöthigen Vorarbeiten zu meiner Anstalt, baute die Badestube im Hause, legte den Grund zu der Douche, ließ die Wannen, Rinnen und Meubles anfertigen, ein Paar Wasserleitungen legen, die Zimmerung zu den im Hause zu bauenden Kammern vorrichten, den Grund zu dem Wellenbade graben und was sonst zu thun die Witterung erlaubte. Sobald das Wetter beständiger war, begann ich den Ausbau und hatte schon im April die Freude, meine schöne starke Douche das erste Mal auf die Breter herabtrommeln zu hören.

Es fehlte mir nicht an Arbeitern. Ich selbst war jede Stunde, die ich mich von meinen Beschäftigungen losmachen konnte, zugegen und legte selbst mit Hand an. In meiner Abwesenheit führte Jemand von meiner Familie die Aufsicht. Den Weg nach der Douche bahnte ich mit eigener Hand durch das Gesträuch und legte eine Treppe den Hügel hinab an. Ich versäumte nichts, um das Innere derselben zweckmäßig und das Aeußere einladend zu machen, wie es die Natur schon vor mir gethan hatte; und nachdem Alles fertig war, sahe ich an, was ich gemacht, und siehe da, es war gut. Auch kein Bret ist nach der Zeit verlegt worden. Ich hatte mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln nicht mehr thun können.

Im Hause waren dreizehn bewohnbare Zimmer, freilich zum Theil nur Kammern, à la Gräfenberg, aber doch keine darunter so schlecht, wie ich sie im Anfange meiner Cur dort hatte bewohnen müssen. Vier davon waren heizbar. Das

schönste wurde zum Gesellschaftszimmer eingerichtet. Dieses und ein anderes waren gemalt; die übrigen größtentheils gelb oder weiß reinlich getüncht. Im Erdgeschoß befand sich die Küche und das Badehaus, beide, wie alles Andere, zwar klein, aber zweckmäßig eingerichtet, so viel es der Raum nur gestattete. Das Badehaus hatte eine große in die Erde gelassene Wanne von ziemlich vier Ellen Länge, gegen drei Ellen Breite und anderthalb Ellen Tiefe, in welche fortwährend frisches Wasser zu- und das gebrauchte abfloß. Am Boden war sie mit einem konischen Spund versehen, den man mit einer Schnur herausziehen konnte, um das ganze Wasser abzulassen, ohne daß man nöthig hatte, selbst in das Wasser zu gehen, wie es bei den Gräfenberger Wannen fast durchgehends der Fall war. Der Spund war dem Boden der Wanne gleich, so daß man sich beim Baden nicht daran stoßen konnte, und das gebrauchte Wasser floß an der dem Einflusse entgegengesetzten Seite durch eine Röhre ab, welche ebenfalls in der Wanne keinen Vorsprung bildete. Ueber der großen Wanne befand sich eine kleinere oberhalb des Fußbodens, zu abgeschreckten und Halbbädern. Sie wurde von dem Mühlwasser versorgt, das fünf bis sechs Grad wärmer war, als das in der großen Wanne. Dieses letztere hatte zwischen neun und zehn Grad Réaumur. Außerdem war noch ein Regenbad in dem Behältniß, welches sein Wasser aus derselben Röhre erhielt, wie die kleine Wanne, und welches durch den Druck auf einen Hahn in Gang gesetzt wurde. Sollte das Wasser in der großen Wanne abgeschreckt werden, so ließ ich durch einen anderen Hahn aus derselben Röhre Wasser in diesebe.

Die Regenbäder haben mir ausgezeichnete Dienste geleistet, so wenig auch Prießnitz davon hält. Bei congestiven Zuständen nach dem Kopfe ließ ich sie stets nach dem Schwitzen

nehmen, ehe ich dem Kranken gestattete, in die Wanne zu gehen, und nie sind dieselben in meiner Anstalt während der Cur verschlimmert worden oder gar krampfartige Zufälle beim Baden eingetreten, wie sie während meines Aufenthalts in Gräfenberg so häufig vorkamen. Diese Bäder und die verschiedene Temperatur des Wassers, über welche ich gebieten konnte, machten mir es möglich, ohne weitere Vorbereitungen die Stärke des Eindruckes, den ich bei dem Bade beabsichtigte, ganz der Lebenskraft und dem Zustande des Kranken anzupassen und selbst für sehr schwache Personen, wie ich deren mehrere in die Behandlung bekam, die Cur nützlich zu machen.

Mein Stolz war aber meine Douche. Mit ihr war ein Bassinbad von mehr als drei Fuß Tiefe und hundert und zwölf Quadratfuß Flächenraum verbunden, das zugleich als Wellenbad diente. Ein Theil des Mühlwassers stürzte nämlich in einer sehr abschüssigen Rinne herab in dieses Bassin und wühlte die darin befindliche Wassermasse, die noch von einer anderen Seite her einen Zufluß erhielt, auf. Diese wallende, kochende Bewegung des Wassers hat mir bei Verdauungsbeschwerden sehr gute Dienste geleistet. Wollte man den Eindruck verstärken, so setzte man den Unterleib unter dem Wasser dem herabschießenden Strahle aus, welcher einige Fuß frei herabfiel und gegen dessen Gewalt man sich an einer an der Wand angebrachten Leine festhielt.

Außer dieser Vorrichtung befand sich noch in einer dritten Abtheilung des Douchegebäudchens ein Regenbad, was wie das oben beschriebene von plethorischen oder schwächlichen Subjecten als Vorbereitung zu den übrigen Bädern, oder auch sonst bei großer Wärme als Abkühlung benutzt wurde.

Das mit Bänken versehene und nach allen Seiten ge-

schlossene Auskleidegemach befand sich drei Fuß oberhalb des Niveau's der Bäder, damit das Wasser nicht hinaufspritzte. Auch war es gegen diesen Uebelstand noch durch Thüren geschützt, welche von außen zufielen.

Die Douche selbst konnte oberhalb der Rinne durch einen Schieber (sogenannten Schützen) stärker oder schwächer gestellt werden. Doch zogen es die meisten meiner Curgäste vor, den ganzen Strahl auf sich herabfallen zu lassen, obschon er die Kraft hatte, einen Unvorbereiteten einige Schritte fortzuschleudern. Der Boden war fortwährend mit Strohmatten belegt, um das Ausgleiten zu verhindern, und an den Wänden, die hoch genug waren, um jeden Neugierigen abzuhalten, befanden sich überall schwache Stangen zum Anhalten.

Ich kann die Freude nicht beschreiben, welche ich empfand, als ich so Alles fertig vor mir sah, und besonders, als die Douche das erste Mal in Gang gesetzt wurde. Meine Brust hob sich voller Lust und nach einem stillen Dankgebet konnte ich trotz der rauhen Jahreszeit der Versuchung nicht widerstehen, sofort die Wirkung des Strahles zu erproben. Sie entsprach ganz meinem Wunsche und mehrere Tage lang dachte ich unter einem freudigen Zittern nur an sie, wie ein achtzehnjähriger Jüngling an seine erste Liebe.

Schon am 15. Mai kam mein erster Curgast, welchem bald mehrere Andere folgten. Leider war der Erste ein Schwindsüchtiger, dem schon sieben Geschwister an derselben Krankheit gestorben waren und von dessen Cur ich nur wenig Ehre zu erwerben hoffen durfte. Der Zweite litt an nervösem Kopfschmerz; der Dritte an Asthma und Brustwassersucht. Dann kamen einige Skrophulöse, unter denen Einer mit Knochenfraß, einige Gichtische, eine Partie Hypo-

chondristen, ein Paar mit offenen Schäden, ein Paar Syphilitiker, einige Hämorrhoidarier und Nervenschwache und was sonst noch die Krankenliste in Wasserheilanstalten zu completiren pflegt. Im Ganzen hatte ich den ersten Sommer sechs und zwanzig Curgäste, unter denen sich eine einzige Dame befand. Im zweiten Jahre hatte ich funfzehn, worunter drei Damen. Ein Paar größere Reisen und projectirte Veränderungen waren wohl größtentheils die Ursache dieser Verminderung. Trotz dieser geringen Anzahl von neun und dreißig Kranken verschaffte mir meine kleine Anstalt doch Gelegenheit, viele interessante Erfahrungen und einige glänzende Curen zu machen, da auch die Kranken des zweiten Jahres fast alle an verschiedenen Krankheiten litten. Außerdem wurde ich in der Nachbarschaft häufig zu Rathe gezogen und mit brieflichen Consultationen fast überhäuft, so daß es mir nicht an Gelegenheit fehlte, mich mit der Hydriatik zu beschäftigen.

Dieß that ich denn auch mit allem Fleiße. Ich schaffte mir nicht nur verschiedene physiologische und pathologische Werke mit erläuternden Kupfern und las Monographieen über die Krankheiten, welche ich zu behandeln hatte, sondern ich benutzte auch den Umgang mit mehreren Aerzten, besuchte fleißig das hiesige Militairhospital und vernachlässigte über allen diesen Studien und der Besorgung meiner Kranken meine übrigen Beschäftigungen, welche mir und meiner Familie den Unterhalt erwerben sollten.

Die Wassercuren brachten nichts ein. Von neun und dreißig Kranken, unter denen mehrere sehr wohlhabende, hatte ich am Ende meiner zweiten Saison nicht ganz sechzig Thaler Honorar, obschon, wie gesagt, mehrere glänzende Heilungen vorkamen. Ein Einziger honorirte mich bei seinem

Abgange anständig. Die Meisten gaben gar Nichts, oder mehr ein Trinkgeld, als ein Honorar. Mehrere fingen sogar während ihres Aufenthaltes vor aller Welt einen Handel über die ohnehin billige Taxe der Bedürfnisse mit mir an. Dies waren Schullehrer. — Einer von ihnen, dessen Frau von ihrer Kopfgicht in fünf Wochen radical geheilt wurde (sie hat seitdem keinen Anfall wieder gehabt), gab bei seinem Abgange nicht einmal dem Badediener ein Trinkgeld, viel weniger ein Honorar; und doch hatte dieser Mann nicht lange vorher einen Antheil des großen Looses gewonnen und befand sich in einer recht guten Stelle. — Wie manche Nacht habe ich in der Anstalt zugebracht; wie manche Stunde, in der ich Etwas hätte verdienen können, versäumt. Daran dachte Niemand: man war der Meinung, daß, weil man Kost, Wohnung und Bäder bezahle, meine Bemühungen ganz natürlich umsonst gegeben werden müßten. Von den Meisten habe ich kein Zeichen der Dankbarkeit zu sehen bekommen. Wer mag es Prießnitzen verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen, die er gewiß bei seinem Debüt auch gemacht, sich ein wenig geändert hat!

Meine große Correspondenz brachte mir nicht mehr ein. Ich habe von 1837 bis Ende 1840 über vierzehnhundert Briefe von Kranken beantwortet, welche mich, nach Abzug der wenigen unbedeutenden Honorare, die ich hin und wieder in einem fand, noch über vierzig Thaler aus meiner Tasche kosteten. Sie fingen sich zwar gewöhnlich mit „edler Menschenfreund“ oder einer ähnlichen bestechenden Redensart an; allein man vergaß, daß der „edle Menschenfreund“ auch nicht vom Winde leben konnte und daß es ihm viel zugemuthet war, wenn er, dessen ganzes Vermögen in seiner Zeit bestand, diese unvergolten opfern und noch Schreibmaterial und einen Theil des Porto aus seinem Beutel bezahlen sollte. Schon die Ausgabe

für Schreibmaterial und Briefträger ergab eine Summe von beinahe dreißig Thalern. Nun kamen aber viele Briefe unfrankirt und die von Oesterreich her alle nur bis zur Grenze frankirt. Auch meine Antwort mußte ich bis zur Grenze freimachen. Es kostete mich also jeder solcher Brief mehrere Groschen. Von Jassy bekam ich einmal einen, der mir nebst Antwort eine Ausgabe von mehr als einem Thaler verursachte. Kurz meine Correspondenz kostete mich täglich über zwei Stunden Zeit und noch außerdem baares Geld.

Was ich mit meinem Buche verdiente, habe ich schon gesagt. — Die Bäder, welche von Freiberg aus fleißig benutzt wurden, brachten nicht viel ein, weil sie größtentheils von den zum Bau gegebenen Beiträgen abgebadet wurden. — Die Unterhaltung der Bedienung und eines Pferdes, das ich zum schnellern Hin- und Herkommen angeschafft hatte — die Anstalt lag ohngefähr Fünfviertelstunden von der Stadt — kostete Geld, und ich verdiente keines. Es war also nicht wohl möglich, meine Schulden zu bezahlen oder an eine Vergrößerung der Anstalt zu denken, welche, den Versicherungen der Leute nach, unumgänglich nothwendig war, wenn ich wohlhabende oder, wie sie es nannten, „anständige" Kranke hineinhaben wollte.

Das Wort anständig kommt her von anstehen. Nun haben mir zwar die vornehmen Leute, welche mit Extrapost oder eigenen Pferden und mit Bedienung und großem Gepäck nach meiner Anstalt gefahren kamen und so große Prätensionen mitbrachten, daß ihnen die ländliche Wohnung nicht anstehen konnte, auch immer nicht angestanden, und wir sind somit einander nicht anständig, oder unanständig gewesen; allein als deren Viele und von weit her kamen und, nachdem sie das Strohdach der Mühle ge-

sehen, wieder umlenkten, zum Theil ohne mich zu sprechen, da fiel mir doch ein, daß ich mit einem anständigeren Gebäude anständigere Leute in die Cur bekommen und wenn auch nicht gerade anständiges Geld verdienen, doch wenigstens auf die Kosten kommen könnte, und ich begann ernstlich auf den Bau eines großen und netten Hauses, der Mühle gegenüber, zu denken.

Sowohl meine Freiberger Besuche, als eine Anzahl Dresdener Wasserfreunde, die meine Anstalt in Augenschein nahmen und über die gute Einrichtung ihre vollkommene Zufriedenheit aussprachen, waren der Meinung, daß ein hübsches Gebäude bei der vortheilhaften Lage der Anstalt und meinem sich vergrößernden Rufe gar nicht ermangeln könnte, mein Glück zu machen. Alle redeten mir zu, ein Capital aufzunehmen und meine Anstalt zu vergrößern. Ich selbst sah ein, daß, wenn nicht die Menge der Gäste mir meinen Zeitverlust und Aufwand vergütete, dies bei einer so geringen Zahl von Gästen, wie ich sie jetzt unterbringen konnte, nie der Fall sein und ich früher oder später genöthigt sein würde, die Anstalt zu schließen und mich ausschließlich meinem Broderwerb zu widmen.

Ich machte daher Versuche, ein Capital aufzutreiben. Sie waren aber alle unglücklich. Auch auf eine Aufforderung in der Leipziger Zeitung meldete sich Niemand. Eine Summe von einem Paar tausend Thalern auf demselben Wege aufzubringen, wie die zur ersten Einrichtung nöthige Summe, war platterdings unmöglich. Ich beschloß also, mit Actien einen Versuch zu machen, und nach Besprechung der Sache mit verschiedenen Personen erhielt ich die Ueberzeugung, daß ich einen großen Theil des zu einem Neubau nöthigen Capitals in Sachsen aufbringen, daß es aber schwer fallen würde, das Ganze aufzu-

treiben. Durch die Umstände gedrängt wendete ich mich daher an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Johann und an Prießnitz. Es war mir nicht unbekannt, mit welchem Interesse der Erste sich an die Spitze der Mäßigkeitsvereine gestellt hatte, und da seine Gemahlin auf den Rath der Aerzte selbst kalte Bäder nahm und mir gesagt wurde, daß der Prinz gar kein Feind der neuen Heilmethode sei, auch an seinem Vermögen zu kräftiger Unterstützung eines gemeinnützigen Unternehmens nicht gezweifelt werden durfte, so erwartete ich keine abschlägliche Antwort. Wir werden im nächsten Capitel sehen, ob meine Hoffnung in Erfüllung ging. Von Seiten Prießnitzens betrachtete ich die Unterstützung meines Unternehmens fast als einen Act der Dankbarkeit für die großen Summen, welche ihm mein Buch eingebracht; denn fast alle Nachrichten, die ich aus Gräfenberg erhielt, stimmten darin überein, daß mindestens die Hälfte der dort anwesenden Kranken durch meine Empfehlung veranlaßt worden wären, sich Prießnitzens Behandlung anzuvertrauen. Mit seiner Reineinnahme von vierzehn Tagen hätte ich mein Haus aufbauen können. Ihm wurde das Geld in das Haus getragen, ohne daß er sich darum bemühete: seine Freunde arbeiteten für ihn. Er besaß weit mehr, als er und die Seinigen jemals brauchten; keine Woche verging, ohne daß er für ansehnliche Summen Staatspapiere in Neiße einkaufen ließ; und ich — plagte und quälte mich um das liebe Brot und um das Fortbestehen einer kleinen Anstalt, an der mein Herz hing, und die, wenn sie nur nothdürftig meine Existenz sicherte, mich für mein ganzes Leben zufrieden gestellt haben würde. Prießnitz hätte nicht zu viel gethan, wenn er mir mit den zweitausend Thalern, welche ich durch Actien zusammenzubringen gedachte, ein Geschenk machte: diese zweitausend Thaler würden ihm jetzt nicht in der Casse fehlen; ja er würde

sie vielleicht zwanzigfach darin liegen haben. Allein weder meine noch seine Absicht verstieg sich so weit. Ich meinte, und bat ihn darum, er möchte einige Actien zu zehn Thalern nehmen, deren Verzinsung und Rückzahlung ich ihm zusicherte, und dann möchte er gestatten, daß eine Subscriptionsliste in seiner Anstalt ausgelegt würde, und das Unternehmen, wo sich Gelegenheit böte, durch ein freundliches Wort fördern.

Er that Keines von Beiden. Er entschuldigte sich für seine Person in einem Briefe vom 6. Januar 1839 mit den Ausgaben, die ihm sein neues Haus verursache und sagte, er glaube nicht, daß eine Sammlung bei der Gesellschaft ergiebig sein würde, da Alle nur so viel mitgebracht hätten, als sie für sich gebrauchten; auch theile der Ausschuß der Gesellschaft, mit dem er darüber gesprochen, seine Meinung.

Die Nachricht von dieser Zurückweisung brachte fast alle meine Freunde auf. Man nannte Prießnitzens Verfahren schmutzigen Geiz, Undankbarkeit und Neid. Man meinte, er wolle keine andere Anstalt neben seiner aufkommen lassen, weil er befürchte, daß ihm Abbruch geschehen möchte. Seine Aeußerungen über die Anstalten, welche sich im Jahre 1836 schon zu bilden begannen, bestätigten diese Meinung nur zu sehr: er wußte von jeder etwas Nachtheiliges zu sagen. Mich jedoch vermochte alles das nicht, an Prießnitzens Charakter zu zweifeln und ihn weniger zu lieben. Ich glaubte, er habe irgend einen anderen geheimen Beweggrund, eine Grille, eine verkehrte Ansicht, die ihn bewöge, so und nicht anders zu handeln. Ja selbst mein immer noch nicht befriedigender Gesundheitszustand und die unsicheren Antworten, die ich deshalb auf meine Anfragen erhielt, oder sein gänzliches Stillschweigen darauf, änderten meine Meinung über ihn nur

wenig. Es that mir blos weh, daß er meine Freundschaft nicht zu würdigen schien und sie durch Nichts als einige freundliche Worte erwiderte. Es mußten andere Beweise seiner wahren Sinnesart kommen, wenn ich die für ihn einmal gefaßte Liebe aus meinem Herzen reißen sollte. — Wir werden sehen, ob sie kamen. —

Die Briefe, welche er an mich geschrieben, sind sämtlich noch in meiner Hand. Sie sind alle von der Hand seines Schreibers, da er selbst nicht schreiben kann, und haben also wenig Werth. Ich will jedoch eine Probe mittheilen. Folgenden Brief erhielt ich gegen die Beendigung des Druckes der ersten Auflage meiner Schrift. Die darin verlangten Bücher gingen bald darauf ab. Einige Pränumeranten beschwerten sich späterhin, die ihrigen nicht erhalten zu haben, was bei der Confusion, die in Prießnitzens Büchern herrschte, leicht aus Versehen geschehen sein konnte*).

„Wohlgeborner Herr!

„Da wir schon durch längere Zeit nichts von Ihnen gehöret haben, so bin ich so frey Ihnen mit einen kurzen Schreiben zu belästigen, um zu hören wie Sie Sich befinden, wir sind Gott Lob bei unseren vielen Geschäften so weit wohl, obgleich eine Anzahl von 395 Kurgästen sind welche schon seit den 1ten Januar angekommen sind.

Wohlgeborner Herr! Es befremdet uns, indem wir in der Zeitung gelesen haben, daß Ihre Bücher schon herausgegeben sind, daß Sie uns keine zuschicken indem Sie doch

*) Ich erwähne diesen Umstand nur deswegen, damit Diejenigen, welche damals etwa pränumerirt und ihre Exemplare nicht erhalten haben sollten, erfahren, daß die Schuld nicht an mir lag.

wissen daß sich Viele conscribirt haben eines und mehrere zu nehmen, es sind 17 Fl. 30 Kr. C. Mz. welches schon lange liegt. Diese Herren warten mit Verlangen daß selbe bald ankommen, so seyn Sie so gefällig und schücken Sie etwa noch 50 Stück drüber über das Eingekommene so bald als möglich und die Rechnung dazu wo wir Ihnen gleich das Geld schücken werden. Ich glaube Sie schückten selbe an Herrn N. in N. Von mir und meinem Weibe alles Schöne und viele Grüße. In der Hoffnung daß Sie Sich recht wohl befinden und unseren Wunsch erfüllen zeichnet sich mit besonderer Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Gräfenberg den 28ten July 1837. bereitwilligst Vinc. Priessnitz.''

Dieser Brief kann nicht als Maßstab der Länge seiner gewöhnlichen Krankenbriefe dienen. Diese waren gewöhnlich nur halb so lang und bestanden oft auch nur aus drei bis vier Zeilen. Besonders seit Böhm's Antritt als Secretair oder, wie er sich lieber nennen läßt, Inspector, wurden sie auffallend kürzer. Es circulirte 1841 einer in Elgersburg als Curiosum, welcher, außer der Ueber- und Unterschrift, gerade zwei Zeilen enthielt. Nicht uninteressant ist die Aehnlichkeit vieler solcher Briefe unter einander, die den Leser auf den Gedanken bringen könnte, sie seien nach einigen verschiedenen Schematen im Voraus geschrieben und späterhin nur mit Adresse versehen worden.

Es behauptete daher auch 1839 ein bejahrter preußischer Offizier, den ich in Gräfenberg sah, gegen mich: ,,Die Briefe schreibt er vorräthig; in den Taschen stecken die Fuß-, Sitz-, Halb-, Voll- und Douchebäder, Umschläge u. s. w. Verlangen die Kranken Etwas, so greift er in die Taschen und theilt

rechts und links aus, was ihm eben in die Hände kommt; dem Einen ein Fußbad, dem Andern ein Sitzbad, dem Dritten eine Douche, dem Vierten einen Umschlag u. s. w.; trifft es sich, daß es hilft, so schreien Alle Jubilo; hilft's nicht, so wird den nächsten Tag etwas Anderes gegeben, bis es endlich hilft oder der Kranke die Quälerei satt hat. Das ist Eure berühmte Cur hier. Morgen reis' ich ab."

Das mag nun wohl dem ungeduldigen Beobachter manchmal so vorkommen: es ist aber nicht so. Die wenigen Mittel, welche bei der Cur angewendet werden, machen bei einer Anzahl von mehreren hundert Kranken eine öftere Wiederholung nöthig, und es ist höchst wahrscheinlich, daß auf Prießnitzens Gebot an einem und demselben Tage ein Paar hundert Personen gerade einen und denselben Theil ins Wasser tauchen; daraus folgt aber noch nicht, daß er diese Vertheilung seiner Mittel auf gut Glück macht. Die falsche Anwendung der Mittel kann ihm vielleicht nur ausnahmsweise vorgeworfen werden. Weit mehr trifft ihn der Vorwurf des Zuvielcurirens, der Vernachlässigung einer angemessenen Diät und, in den letzten Jahren, der Theilnahmlosigkeit.

Als ich nach einer fünfundzwanzig Monate lang fortgesetzten Cur noch nicht wagen konnte, mehrere Tage hinter einander das Schwitzen und die Sitzbäder wegzulassen, ohne einen neuen Anfall von Kopfgicht herbeizuführen; als meine immerwährende Obstruction, die selbst den dagegen gebrauchten Injectionen widerstand, und meine immer schlechter werdende Verdauung mich endlich von dem Entschlusse abbrachten, meine Wassercur ein ganzes Leben hindurch fortzusetzen; als ich die Nothwendigkeit einer Aenderung meiner Lebensweise einsah und Prießnitzen dringend um Rath bat, weil ich mir durch kein Mittel mehr zu helfen wußte, — da erhielt ich auch nicht eine

Silbe Antwort: sein nächster Brief berührte meine Anfrage gar nicht.

Ich weiß jetzt recht wohl, warum er nicht antwortete: Seine Weisheit war zu Ende, und gewiß ist es mit vielen anderen Kranken eben so gegangen. Keine geringe Anzahl davon habe ich auf meinem Lebenswege seitdem getroffen, die dieselbe Klage führten.

Und doch gab es noch ein Mittel, ein Mittel, was ich ein Paar Jahre früher hätte anwenden sollen; ein Mittel, das unter keinen Umständen schadet, unter allen Umständen nützt und bei beharrlichem Fortgebrauch fast immer allein zum Ziele führt, das sich in Jedermanns Hand befindet und nichts kostet, im Gegentheil noch Geld verdienen hilft; ein Mittel freilich, von dem man in Gräfenberg nie Etwas hat wissen wollen und dessen Bedeutung Prießnitz nicht zu verstehen scheint; dieses Mittel ist: strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken.

Es wurde mir von einem braven alten Arzte gerathen, dem Herrn Regimentsarzt Dr. Kretzschmar, von welchem ich manchen nützlichen preatischen Wink erhielt, von dem die Gräfenberger Theorie sich nichts träumen ließ. Die alten Regimentsärzte sind überhaupt in der Praxis den Bücherwürmern mit ihren gelehrten Hypothesen gewöhnlich vorzuziehn. Aus Büchern lernt man nicht curiren, sondern am Krankenbette, der einzige Unterricht, den Prießnitz in dieser schweren Kunst erhalten hat. Die bloße Praxis macht freilich etwas einseitig; dagegen schleift die Theorie so viel ab, daß weder eine Spitze, noch eine Schneide an dem Instrumente bleibt und der runde Griff desselben sich in der Hand dreht und wendet, ohne daß man es jemals recht fest zu fassen vermöchte. In Gräfenberg curirt man immer einseitig auf Krankheitsstoffe, namentlich

arzneiliche Substanzen los, die sich im Körper befinden, oder doch befinden sollen. Auch ich hatte, wie schon gesagt, mir durch Prießnitz einreden lassen, daß meine Gicht von dem während einer Augenentzündung erhaltenen Mercur herrühre, auf dessen Austreibung ich vor allen Dingen bedacht sein müsse. Nun ist es zwar eine ausgemachte Sache, daß Arzneistoffe sich viele Jahre lang in einem Körper aufhalten und darin Störungen aller Art verursachen können; allein es ist gewiß eben so wahr, daß die übermäßig genommenen Arzneimittel und sonst gebrauchten heroischen Curen hauptsächlich auch deswegen chronische Krankheiten hinter sich lassen, weil sie den Organismus ganz oder in einzelnen seiner Theile geschwächt und krankhaft verändert haben. Ist es nun auf einer Seite nöthig, die etwa im Körper vorhandenen Arznei- und andere Krankheitsstoffe vor allen Dingen auszutreiben, so bleibt auf der andern Seite die Schonung des krankhaft veränderten und geschwächten Organismus eine heilige Pflicht, die wir gegen uns oder die uns anvertrauten Kranken zu beobachten haben. Der Kranke muß in diejenigen Verhältnisse gebracht werden, welche dem Zustande seines Körpers am meisten zusagen; er braucht Schonung seiner Kräfte, namentlich Schonung der Vegetationsorgane (der Verdauungswerkzeuge ꝛc.). Und diese Schonung findet man nicht in einer Cur, welche den Organismus nöthigt, mit Courierpferden zu reisen, und bei einer Diät, welche die Verdauungsorgane zu vierfacher Thätigkeit zwingt. Es geht diesen dann wie dem Courierpferde und wie jedem thierischen Körper nach langer übermäßiger Thätigkeit: sie werden steif und kraftlos und können nicht mehr fort*). Dies war mein Fall. Als

*) Es soll hiermit nicht gesagt werden, daß eine anhaltende durchgreifende Wassercur niemals gegen ein chronisches Leiden gebraucht werden dürfe: dies wäre gegen die bisher angenommenen und von

ich Herrn Dr. Kretzschmar mittheilte, daß ich nun schon über zwei Jahr die volle Wassercur gebrauchte und immer noch nicht im Stande sei, sie zu entbehren, weil der im Körper sitzende Mercur wahrscheinlich noch nicht ganz entfernt sei, antwortete er mir mit der Versicherung, daß ich auf jeden Fall zu viel äße und daß der Körper, welcher nicht wisse, wie er das Uebermaß von Speise in seine Substanz verarbeiten solle, des Schwitzens als Ausscheidungsmittels nicht entbehren könne; ich solle nur weniger essen, und werde bald sehen, daß sich nach und nach meine Cur ohne Nachtheil abbrechen lasse. Er gab mir zugleich das treffliche Buch von James Johnson über die krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme und empfahl mir es aufmerksam zu lesen und die darin angegebenen Vorschriften zu befolgen.

Ich las das Werkchen und überzeugte mich bald von der Richtigkeit der Ansichten des Herrn Dr. Kretzschmar; denn

---

mir selbst ausgesprochenen Grundsätze der Wasserheillehre. Es können Fälle genug eintreten, in denen nur durch ein langes durchgreifendes Verfahren der im Körper sitzende Krankheitsstoff entfernt und der Grund zu einem besseren Gesundheitszustande gelegt werden kann. Diese Fälle muß ein geschickter und erfahrener Arzt wohl zu unterscheiden wissen, und auch bei ihnen darf der abnorme Zustand, in welchem sich der Körper während einer Schwitzwassercur befindet, nie mehr verlängert werden, als es die Heilung von dem Hauptübel, so weit solche möglich ist, unbedingt erfordert. Beobachtet man diese Vorschrift nicht, so richtet man den Organismus des Kranken ohne Noth zu Grunde. Dasselbe geschieht, wenn ein Körper, der sich gar nicht in diesen Verhältnissen findet, einer jahrelangen angreifenden Schwitzwassercur ausgesetzt wird. — Beides ist in Gräfenberg nur zu oft vorgekommen. Nur zu oft hat Prießnitz Krankheiten, deren Quell in einer krankhaften Veränderung der Vegetationsorgane zu suchen war, im Mercur begründet zu finden geglaubt und auf diesen loscurirt.

kaum hatte ich meine Mahlzeiten um ein Bedeutendes verringert und bei der Wahl der Speisen nach Johnson's Vorschriften mich gerichtet, so konnte ich mein tägliches Schwitzen ohne den mindesten Nachtheil weglassen. Und es war hohe Zeit dazu; denn meine Haut war so trocken wie Pergament und sah aus, als ob sie das bisherige Strapaziren nicht lange mehr aushalten würde.

Von jener Zeit an besserte sich mein Gesundheitszustand und wurde dauernder, obwohl das aufgeschwemmte Fleisch fast ganz verschwand und meine Muskulatur magerer und fester wurde. Ich konnte wieder leben wie andere Menschen, brauchte mich früh um drei Uhr nicht mehr einpacken zu lassen, nahm keine Sitzbäder mehr, trank nur dann, wenn mich durstete und wurde selbst etwas weniger gewissenhaft in Bezug auf Kaffee, Thee, Wein; Dinge, die seit Jahren nicht über meine Lippen gekommen waren. Meine kalten Waschungen des Morgens und Abends behielt ich jedoch regelmäßig bei und werde sie mein ganzes Leben hindurch beibehalten. Anfangs badete ich noch oft, bemerkte aber schon gegen das Ende von 1839 und noch mehr im darauf folgenden Jahre, daß ich die öfteren kalten Bäder nicht mehr vertrug, so wie ich überhaupt gegen die Kälte empfindlicher wurde, als ich es je vorher gewesen war. Dieser letzte Umstand soll zugleich als ein Beweis für die Gerechtigkeit des Vorwurfs dienen, den ich langen Wassercuren eben erst gemacht habe.

Die angegebene Veränderung in meiner Lebensweise trat im Herbst 1838 ein, also um dieselbe Zeit, wo ich das Project zu meiner Wasserheilanstalt zu fassen begann. Ich betrachtete die dadurch gemachte Erfahrung als einen Fortschritt in meinem hydriatischen Wissen, und wendete dieselbe so viel als thunlich in meiner Anstalt an. Dies war das beste Mittel, um

meinen Kranken wahrhaft zu nützen, zugleich aber auch dasjenige, wodurch ich sie am ersten unzufrieden machen konnte. Es giebt in der Regel keinen unerträglicheren Menschen als einen Wassercuristen, der sich den Bauch nicht vollstopfen darf, und obwohl die meisten scheinbar mit meinen Grundsätzen übereinstimmten und mich sogar wegen dieser Verbesserung lobten, so glaube ich doch, sie wären gern ein Paar Wochen länger geblieben, wenn ich mich nicht um die Diät bekümmert hätte. Ich hatte deshalb auch gleich im Anfange einige Streitigkeiten mit meinen Gästen, welche zu einem gänzlichen Bruche mit denselben geführt haben würden, hätten nicht ein Paar, welche das Complott gegen mich dirigirten, Nerven- und Entzündungsfieber bekommen, welches ich ihnen binnen einigen Tagen wieder wegcurirte, und hätte nicht diese schnelle Cur mir die Gemüther wieder zugewandt. Die Verständigeren unterstützten mich, und nach und nach richtete sich die Sache auf einen ziemlich guten Mittelweg ein. Der Diätpunkt ist für jeden Director einer Wasserheilanstalt, welcher es als seine Pflicht betrachtet darauf zu halten, ein ziemlich schwerer; doch vermag es ernster Wille ihn aufrecht zu erhalten, obschon ich nicht behaupten will, daß die pecuniären Interessen der Unternehmer dabei gewinnen: denn nach meiner Erfahrung läßt sich der Deutsche nicht nur gern Viel gefallen, sondern thut auch erschrecklich Viel, vorausgesetzt, daß man ihm erlaubt sich gut zu füttern.

So wie in Gräfenberg ein gewisser Wetteifer im Vielessen unter uns bestanden hatte, so machten es sich meine Kranken zur Pflicht, sich gegenseitig bei Tische zu beaufsichtigen, und es geschah nicht selten, daß einem Vielesser von seinem verständigeren Nachbar der Teller weggenommen wurde, wenn dieser bemerkte, daß jener genug hatte. Dies widerfuhr besonders oft einem Hypochondristen aus Freiberg, dessen klägliches Gesicht

bei solchen Eingriffen mir heute noch vorschwebt und der sich dafür zu rächen suchte, indem er sich entweder vom Müller oder in dem benachbarten Gasthofe oder auch beim Kuchenbäcker in der Stadt nachfüttern ließ. Hatte er sich dann den Bauch recht vollgestopft, so fanden wir ihn manchmal trostlos in einem Winkel sitzen und seine Gefräßigkeit bejammern, welche er nie die Kraft hatte zu beherrschen.

Eines Tages hatte er sich mit uns nach dem benachbarten Rosinenhäuschen begeben, um einem Concerte, welches dort von dem Bergmusikcorps aufgeführt wurde, beizuwohnen. Ein Stündchen vor dem Abendessen, also um die Zeit, wo der Tisch in der Anstalt gedeckt zu werden pflegte, vermißten wir plötzlich die weißen Beinkleider und den blauen Frack, welche sich bisher unter der Menge herumbewegt hatten. Um auf der Straße nicht gesehen zu werden, hatte er einen Umweg durch Berg und Wald eingeschlagen, um zu der reichbesetzten Tafel zu gelangen. Da fanden wir ihn bei unserer Rückkehr in voller Verzweiflung sitzen, den Kopf in die Hände gestützt und die Augen starr auf ein Brot gerichtet, welches er nicht ganz hatte bewätligen können. Auf unsere Fragen, was er für Streiche gemacht habe, antwortete er blos mit seinem bekannten „O Jesus, o je, ei freilich.“

Um die Weihnachtszeit hatte er einmal in acht Tagen, wie er mir selbst gestand, für 4 Thaler Christstollen gegessen, und das zu einer Zeit, wo der Waizen nicht sehr theuer war. — Ich habe ihn oft vor einem bösen Ende gewarnt. Jetzt hat den armen Mann der Schlag mehrfach gerührt und nur mühselig schleppt er sein elendes Dasein einem sicheren Tode langsam entgegen.

Eine ganz entgegengesetzte Rolle spielte Herr Kaufmann W. aus G., dessen interessante Krankengeschichte ich in meiner

Hydrotherapie, Seite 242, ausführlich erzählt habe. Er begann die Wassercur in einem halbtodten Zustande und ist jetzt ein kräftiger und gesunder Greis. Er war eine meiner Hauptstützen bei den von mir vorgenommenen Diätreformen, welche leider nicht bei Allen Anklang fanden. Er hat aber auch eine der schönsten Curen gemacht, welche ich kenne.

Eine andere Cur, welche in der Umgegend Freibergs, und selbst unter den Aerzten, Aufsehen erregte, war die eines ehemaligen Kutschers, Namens Zeidler. Dieser war seit funfzehn Jahren unfähig gewesen, sich durch Arbeit zu erhalten. Ein hartnäckiges Unterleibsleiden, verbunden mit Hämorrhoiden und Gicht, belästigte ihn so sehr, daß er gewöhnlich (wie der Graf Troyer, von dem weiter oben die Rede war) einen Stock hinten durch die Arme stecken mußte, um sich nur aufrecht zu erhalten. In etwas mehr als zehn Wochen war er hergestellt und verbreitete den Ruhm der Wasserheilkunst überall, wo er hinkam. — Er machte mir anfangs viel Noth, weil er in Folge der Cur mehrmals heftige Krämpfe bekam, die nicht eher nachließen, bis eine vierwöchentliche Krise den alten festsitzenden Unrath entfernt hatte, und weil er sich einbildete, er wisse besser, was ihm fromme, als ich, und deshalb sich immer weigerte, meinen Verordnungen nachzukommen. — Er war als Armer in der Anstalt und mir von der Amtshauptmannschaft und dem Bezirksarzte sehr empfohlen worden. Glücklicherweise machte seine Cur dieser Empfehlung Ehre. — Es ist mir wohl erlaubt, zu bemerken, daß ich mehrere Arme theilweise während ihrer Cur umsonst erhalten und außerdem noch einige nicht unbedeutende Verluste erlitten habe bei Personen, die nicht als Arme in die Anstalt traten, die aber späterhin ihre Rechnungen nicht bezahlen konnten und dieselben auch heute noch nicht bezahlt haben. — Ich habe natürlich

keinen an seine Verbindlichkeit erinnert, und außerdem, trotz meiner Armuth, nach dem Beispiele Prießnitzens, mehr als Ein Honorar zurückgewiesen, das mir von Unbemittelten angeboten wurde. — Ich hatte die Verpflichtung übernommen, sechs Kranke unentgeltlich in die Anstalt aufzunehmen und zu pflegen. Wäre ich reich gewesen, ich hätte meine Anstalt mit wahrer Lust ausschließlich armen Kranken geöffnet. In meinen damaligen Verhältnissen jedoch mußten derlei Lasten und Verluste mich nur noch mehr bewegen, entweder die Anstalt so weit zu vergrößern daß sie besser rentirte, oder mich ihr gegenüber so zu stellen daß ich mit meiner Familie nicht selbst dabei zu Grunde ging, wozu gar kein übler Anschein vorhanden war, da die Anstalt, Correspondenz, Berathungen und hydriatische Studien meine Zeit fast ganz in Anspruch nahmen und mir Nichts einbrachten, meine Ausgaben aber durch eine doppelte Wirthschaft, Pferd und Bedienung bedeutend vermehrt wurden.

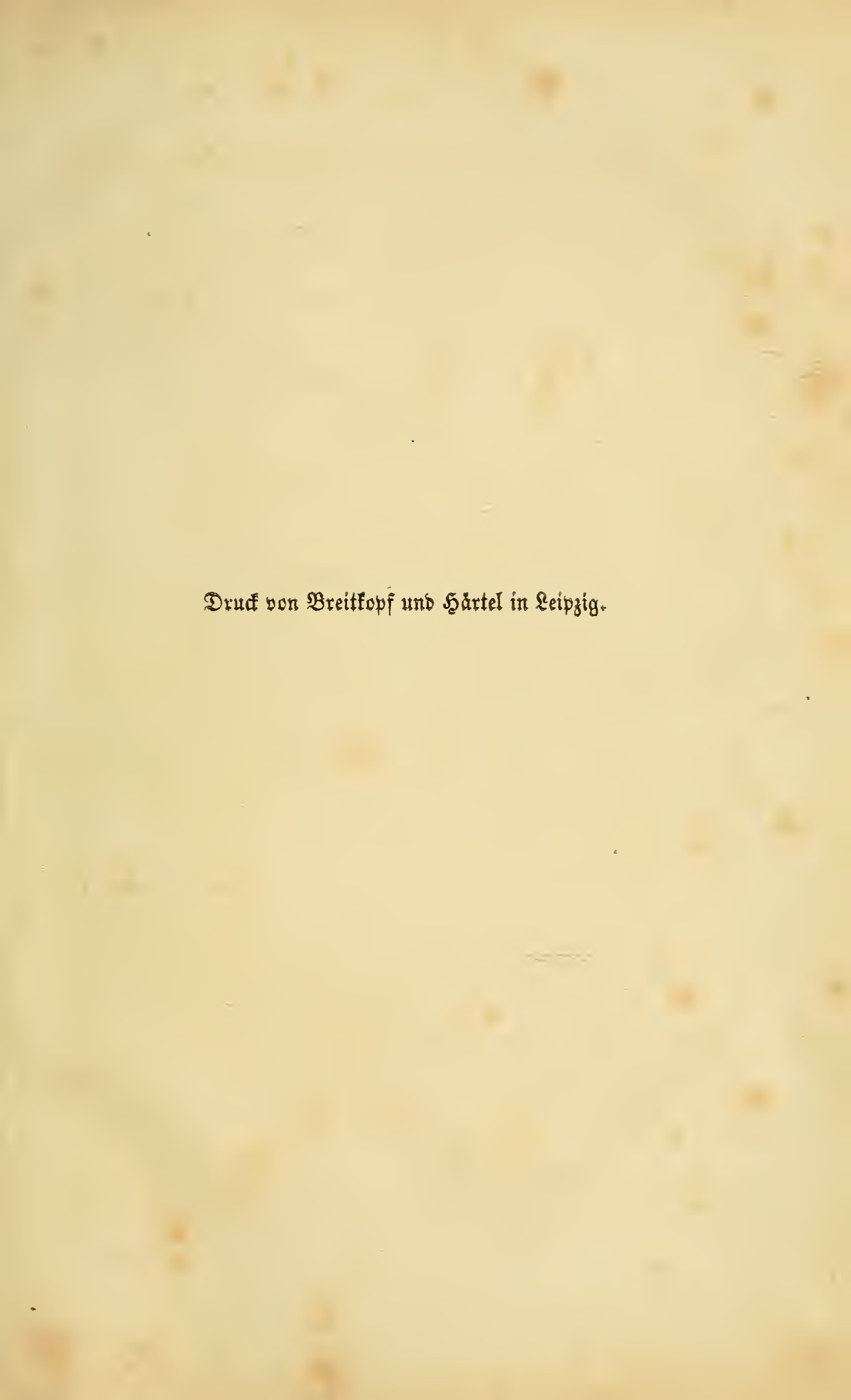
Die Nothwendigkeit drängte mich immer mehr und brachte mich endlich zu dem Entschlusse, mein Heil persönlich in Gräfenberg zu versuchen, wo ich fühlte, daß es mir nicht schwer werden würde, die zu einer Erweiterung meiner Anstalt nöthige Summe durch Actien aufzubringen.

Ich war weit entfernt die Ereignisse vorauszusehen, die meiner dort warteten und die mich auf Einmal meinem Zwecke näher rückten, während sie mich von Prießnitz und seinem Hause, ja von meiner eignen kleinen Anstalt entfernten. Diese unerwarteten Ereignisse mit ihren Folgen, so wie die Erfahrungen, welche während derselben heranreiften und endlich ein feststehendes Urtheil über die Wasserheilkunde in mir bildeten, sollen der Gegenstand meiner Mittheilungen im zweiten und letzten Bande werden, in welchem man meine Begeisterung nach und nach nothgedrungen die Höhe wieder herabsteigen sehen

wird, welche sie im ersten Bande so fleißig und unaufhaltsam erklommen.

Konnte sie sich auf der künstlichen Höhe auch nicht halten, so wird sie dagegen, auf ebenem und festem Boden angelangt, sich desto unerschütterlicher als das Resultat einer durch die Erfahrung geprüften Ueberzeugung halten, die keine Veränderung zerstören wird und auf die weder ein persönlicher, noch socialer Einfluß die mindeste Gewalt ausübt.

Ende des ersten Bandes.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

